Siegmund Berendrohn

New-York. Dec. 1866

Teutscher Radikalismus

in Amerika.

Ausgewählte Vorträge

von

Karl Heinzen.

Herausgegeben von dem „Verein zur Verbreitung radikaler Prinzipien".

1867.

Vorbemerkung.

Außer den in der vorliegenden Sammlung enthaltenen und den besonders gedruckten beiden Vorträgen „Die Teutschen und die Amerikaner" und „Die Wahrheit" hat der Verfasser noch die folgenden gehalten:

Die Revolution; Die unfreien Männer; Die Freiheit; Wunder der Industrie; Das „Pork"; Das Parteiwesen in Amerika; Essen und Trinken; Wer und was ist das Volk?; Salomonische Weisheit; Die sibyllinischen Bücher.

Eine Auswahl aus diesen kann vielleicht bei einer andren Gelegenheit publizirt werden.

Inhalt.

Seite.

1) Moral des Radikalismus..... 5
2) Die Liebe..... 28
3) Thomas Paine..... 39
4) Die „Bruderliebe"..... 49
5) Die „freien Männer"..... 69
6) Das Wasser..... 93
7) Die öffentliche Meinung..... 107
8) Glück und Unglück..... 142
9) Die Arbeit und die Arbeiter..... 166
10) Die Menschheit als Verbrecherinn..... 200
11) Das Verhältniß des Menschen zur Natur.... 237
12) Hat die Welt einen Zweck?..... 261
13) Die Zukunft..... 295
14) Der Hintergrund..... 338

Zur Moral des Radikalismus.

(1856.)

Wenn wir die Moral als die Lehre von der Sitte und den Pflichten im Allgemeinen begreifen, so wird die Moral des Radikalismus, als des Inbegriffs der Wahrheit, die Lehre von der wahren Sitte und den wahren Pflichten sein. Sitte und Pflichten haben sich, wie Rechte und Institutionen, in verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Völkern verschieden gestaltet, natürlich stets unter dem vorwiegenden Einfluß Derer, welche die Völker beherrschten, namentlich der Priester und der Fürsten. Die durch angeborene Eigenthümlichkeiten und äußere Einflüsse der Naturumgebungen bedingten Verschieden-

heiten sind wieder besonders modifizirt worden durch den persönlichen Willen und Einfluß Derer, deren Interessen oder Ideen die Völker sich anbequemten. So ist denn der Begriff von Sitte und Pflicht, wenn wir ihn historisch feststellen wollen, ein eben so schwankender wie der von Recht und Staat. Was beim einen Volke Sitte ist gilt beim andern als Sittenwidrigkeit; was von dem einen als Pflicht geübt wird, sehen wir von einem andren als Verbrechen bestrafen.

Die wahre Sitte und die wahre Pflicht können wir daher aus der Geschichte so wenig herausfinden wie das wahre Recht und den wahren Staat. Für Beides liefert die Geschichte wohl Experimente, aber keine normale Bestimmung. Nur wer die Diktate der Autorität respektirt, findet in den geschichtlichen Ueberlieferungen die Richtschnur für seine Moral. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß die bis jetzt vorliegenden Entwickelungsstufen, Einrichtungen, Satzungen, Doktrinen und Anschauungen keinen Anhalt und kein Material für die Lehre von der wahren Sitte und den wahren Pflichten liefern, denn die menschliche Entwickelung konnte nicht ausschließlich menschenwidrige Ausgangspunkte nehmen und menschenwidrige Resultate hervorbringen. Allein die Aufgabe des Radikalismus ist es eben, sich durch nichts Bestandenes oder Bestehendes irre machen zu lassen und stets den Maßstab Dessen, was sein sollte, also des richtigen Prinzips, an die Berechtigung Dessen zu legen, was ist. Das Uebereinstimmende läßt er gelten, das Widersprechende muß er verwerfen. Der Satz: „was ist, ist vernünftig"—ist, historisch aufgefaßt, vollkommen richtig, denn Alles, was ist, hat als nothwendiges Resultat des

einmal Vorhandenen jeden Falls seine momentane Berechtigung; aber eine bleibende hat es nur dann, wenn es eine bleibende Vernünftigkeit hat. Nur die ganze Wahrheit ist bleibend vernünftig und nur der Radikalismus will die ganze Wahrheit.

Die bisherige Entwickelung der Menschheit hat mit wenig Unterbrechungen und Ausnahmen unter dem Einfluß zweier Potenzen gestanden, welche der Wahrheit Todfeinde sind, nämlich des Glaubens und der Gewalt. Beide waren ursprünglich in einer Person repräsentirt und als Muster eines solchen doppelten Repräsentanten kann uns Moses gelten. Wo diese Vereinigung der Autorität des Glaubens und der Autorität der Gewalt herrscht, dehnt sich auch die Gesetzgebung gleichmäßig über die entsprechenden Sphären des Lebens aus. Dem Recht entspricht die Pflicht und dem Glauben die Sitte; die Gewalt aber bestimmt das Recht und mit ihm die Pflichten, die Autorität den Glauben und mit ihm die Sitte. Deshalb ist jede Gesetzgebung eines Herrschers von der Art des Moses ein so unausstehlich widerwärtiges Gemisch göttlicher und weltlicher Tyrannei zusammen. Wo die Autorität des Glaubens und die der Gewalt getrennt sind, sondern und klären sich auch Sitte und Pflichten mehr ab und während sich die letzten theilen in politische und moralische, emanzipirt sich die erste so weit von der weltlichen Gewalt, daß diese sich nur negativ als Polizei mit ihr in ein Verhältniß setzt, während sie den positiven Theil der Religion überläßt.

Der Radikalismus ersetzt die Herrschaft der Gewalt durch die freie Uebereinstimmung gleichberechtigter Individuen und den Glauben durch die Erkenntniß der wah-

ren Wirklichkeit und ihrer Gesetze. Alle Autorität in himmlischen wie in irdischen Sphären vernichtend, reduzirt er den befreiten Menschen auf die rein menschliche Sphäre und fragt ihn: du freier Mensch, unter freien Menschen, welcher Sitte willst du dich bequemen und welche Pflichten willst du anerkennen? Die Antwort wird einfach lauten: bloß menschliche Sitte und menschliche Pflichten, eine Sitte, welche der menschlichen Natur entspricht, und Pflichten, welche den menschlichen Rechten entsprechen.

Ich kann diesen Gegenstand, dessen gründliche Behandlung ein ganzes Buch erfodern würde, nicht besser zu einer weitern Ausführung vorbereiten, als durch eine kurze Zusammenstellung einiger Hauptpunkte der Autoritätsmoral mit der Moral des Radikalismus. Zu solcher Zusammenstellung lassen sich die „zehn Gebote Gottes", die man uns in der Jugend als moralischen Leitfaden auf den Weg des Lebens mitgegeben hat, ganz passend benutzen.

> Das 1ste Gebot Gottes. Ich bin der Herr dein Gott, der dich aus Egyptenland, aus dem Diensthause geführet habe: Du sollst keine andere Götter neben mir haben.

Wenn der Herr Pastor, der uns diesen Satz eingeschärft hat, uns fragte, was demselben der Radikalismus an die Seite zu stellen habe, so würden wir in der That in einige Verlegenheit kommen. Denn wer einem Radikalen sagte, er sei sein Gott, und neben ihm solle er keinen andren haben, der würde sich der Gefahr einer genauen Personal-Inspektion aussetzen und er müßte ganz ausgezeichnete Eigenschaften besitzen, wenn er die Prüfung bestehen sollte. Auch werden wenig Radikale mit den gläubigen

Christen das Bewußtsein theilen, daß sie aus „Egyptenland", dem Lande der berühmten Finsterniß, gekommen, wenngleich das „Diensthaus" Manchem noch lang in der Erinnerung bleiben wird. Wenn aber der Herr Pastor durchaus eine Antwort verlangte, so würde ich etwa also antworten:

Das 1ste Gebot des Radikalismus. Ich bin die Herrinn deine Menschenvernunft — der Radikale duldet lieber eine Herrinn als einen Herrn—, die ich dich aus dem finstern Egypten des Glaubens eben so wohl hinausführe wie aus dem dumpfen Diensthause der Knechtschaft. Du sollst keine andre Vernunft neben mir haben aus dem einfachen Grunde, weil es keine andre gibt.

Das 2te Gebot Gottes. Du sollst dir kein Bildniß, noch irgend ein Gleichniß machen, weder des, das oben im Himmel, noch des, das unten auf Erden, oder des, das im Wasser und unter der Erde ist: du sollst sie nicht anbeten, noch ihnen dienen. Denn ich, der Herr dein Gott, bin ein starker, eifriger Gott, der die Missethat der Väter heimsucht an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied derer, die mich hassen; und thue Barmherzigkeit an vielen Tausenden, die mich lieben und meine Gebote halten.

In diesem Gebot stimmt der Radikalismus mit seinen Gegnern wunderbar überein, sobald er den Herrn der Gläubigen mit der Herrinn der Ungläubigen vertauscht. In solchem Fall nämlich heißt das 2te Gebot des Radikalismus also:

„Du sollst dir kein Bildniß, noch irgend ein Gleichniß machen, weder des, das oben im Himmel, noch des, das unten auf Erden, oder des, das im Wasser

und unter der Erde ist: du sollst sie nicht anbeten noch ihnen dienen, sondern Alles zu begreifen und zu beherrschen suchen. Denn ich, die Herrinn deine Vernunft, bin eine starke eifrige „Göttinn", welche die Missethat der Väter, bestehend in der Versündigung gegen meine Gesetze, heimsuchet bis in's dritte und vierte Glied Derer, die mich hassen, und thue Barmherzigkeit an viel Tausenden, die mich lieben und meine Gebote halten."

Daß dieses Gebot des Radikalismus nicht ungestraft übertreten wird, beweis't die ganze bisherige Geschichte. Nicht bloß bis in's dritte und vierte, nein, bis in's hundertste-Glied hat die Menschheit dafür zu büßen gehabt, daß sie ein „Bildniß und Gleichniß" Dessen machte, das im Himmel und auf Erden war, daß sie es anbetete und ihm diente und daß sie die Vernunft verkannte und haßte.

Das 3te Gebot Gottes. Du sollst den Namen des Herrn deines Gottes nicht mißbrauchen, denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht.

Auch dieses Gebot kann der Radikalismus wörtlich adoptiren, wenn er „den Namen des Herrn deines Gottes" durch „den Namen der Herrinn deiner Vernunft" ersetzt. Wieder kann er die ganze Geschichte als Zeuginn aufrufen, daß „die Herrinn den nicht ungestraft läßt, der ihren Namen mißbraucht", der nämlich, heiße er Gläubiger oder „Vernunftgläubiger", die Unvernunft durch Mißbrauchung des Namens der Vernunft propagirt. Denn, sagt die Herrinn, wenn es das größte Unglück ist,

die eigene Vernunft zu mißachten, so ist es das größte Verbrechen, die Vernunft Anderer zu schänden.

Das 4te Gebot Gottes. Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest. Sechs Tage sollst du arbeiten, und alle deine Werke thun, aber am siebenten Tage ist der Sabbath des Herrn deines Gottes, da sollst du keine Arbeit thun, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch dein Fremdling, der in deinen Thoren ist. Denn in sechs Tagen hat der Herr Himmel und Erde gemacht, und das Meer, und alles was darinnen ist, und ruhete am siebenten Tage. Darum segnete der Herr den Sabbathtag, und heiligte ihn.

Dieses Gebot könnte Stoff zu interessanten Nutzanwendungen liefern. Gott nämlich präsentirt sich uns hier nicht in der gewöhnlichen Eigenschaft als Herr der Welt, sondern als Universal-Arbeiter, der sechs Tage lang schafft und am siebenten spazieren geht oder sich anderswie amüsirt, noch wahrscheinlicher aber ennüyirt. Seine Repräsentanten auf Erden folgen darin selten seinem Beispiel, sondern pflegen sich sechs Tage lang zu amüsiren, um sich am siebenten durch Nichtsthun zu erholen. In Amerika freilich sucht man den göttlichen Arbeiter noch zu überbieten. Hier schafft man, wie er, sechs Tage lang zu Land und zur See, auf der Erde und im Himmel, um zur Erholung den siebenten zur Hölle einer tödtenden Langweiligkeit zu machen.

Bemerkenswerth ist ferner, daß in Bezug auf das Arbeiten oder vielmehr Nichtarbeiten Gott zwischen dem Menschen und dem Vieh so wenig einen Unterschied macht wie zwischen sich und dem Menschen. Freilich

kommt er durch diese Liberalität in einige Verlegenheit, da er den Tag des Nichtarbeitens will geheiligt wissen und diese Foderung das liebe Vieh mit einschließt.

Am Bemerkenswerthesten ist im 4ten Gebot der Gegensatz zwischen den Tagen der Arbeit und dem Tage des Feierns, den Gott „segnete und heiligte". Danach erscheint die Arbeit, die er nicht heiligte, als ein Fluch und das ist sie allerdings, so lang es Herrn und Knechte gibt. Der Sonntag aber hebt trotz seinem „Segen" den Fluch nicht auf, sondern er wird zum Tage der Pfaffenernte, so daß dem Volke nichts bleibt als Arbeiten in der Woche für die weltlichen Herrn und Arbeiten am Sabbath für die geistlichen.

Dieser finstere Geist der mosaischen Tyrannei beherrscht noch immer unser Leben und unsere Zeiteintheilung. Der Radikalismus weiß nichts von einem festgesetzten Tag der Ruhe und läßt er ihn bestehen, so thut er es nur um der Gemeinsamkeit für einen Tag der Erholung und Veredlung willen. Während der Christ sechs Tage arbeitet, um am siebenten zu beten, arbeitet der Radikale sechs Tage, um am Sonntag sich ausschließlich auf menschliche Weise des Lebens zu freuen oder das Leben zu veredeln. Je mehr sich übrigens das Bedürfniß der geisttödtenden Arbeit verringert, desto weniger wird es ein Bedürfniß bleiben, die Erholung auf einen besondern Tag zu verschieben. Hat einst die Gesellschaft keinen Sonntag mehr, wird sie auch keine Noth und Knechtschaft mehr haben, oder umgekehrt.

Das 5te Gebot Gottes. Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lang lebest im Lande, das dir der Herr dein Gott giebt.

In diesem Gebot liegt wieder eine jener despotischen Foderungen, welche etwas erzwingen wollen, das nur als freier Tribut Wahrheit und Werth haben kann. Die Eltern werden überall von ihren Kindern geehrt werden, wenn sie ihnen eine gute Erziehung geben und ihnen mit gutem Beispiel vorangehen. Thun sie dieß nicht, so ist es trotz aller Frömmigkeit eine widernatürliche, tyrannische Foderung, daß die Kinder ehren sollen, was keine Ehre verdient. Der Radikalismus verwirft das Patriarchenthum in der Familie so gut wie im Staat und hätte er ein Gebot über diesen Punkt aufzustellen, so würde es sich an die Eltern, nicht an die Kinder richten und ihnen sagen: seid wahrhaft Vater und Mutter, so werden auch eure Kinder wahrhaft Kinder sein und euch ehren wie ihr es wünscht und verdient.

Das 6te Gebot Gottes. Du sollst nicht tödten.

Gäbe es einen Gott, er hätte gegen dieses Gebot längst mit Donner und Blitz Protest eingelegt, denn in seinem Namen sind mehr Menschen getödtet worden, als jetzt seine zehn Gebote lesen. Es ist eine bescheidene Aufstellung, daß direkt und indirekt durch Diejenigen, oder für Diejenigen, welche stets geschrieen haben: „Du sollst nicht tödten", tausend Millionen Menschen getödtet worden sind. Hieße das 6te Gebot: „du sollst tödten!", es hätte nicht besser befolgt werden können, als jetzt von Denen, welchen das Tödten verboten ist. Der Radikalismus kann diese göttliche Mörderwelt nur mit dem Blick betrachten, womit er die Kannibalen Afrika's oder die Thierwelt der Wüste ansieht. Auch kann er nicht auf den

Einfall kommen, die Rohheit der Kannibalen durch ein Gebot oder Verbot bessern zu wollen. Er begnügt sich, ihnen zu verkündigen: ihr werdet nicht mehr tödten, sobald ihr die Gebote der Menschlichkeit befolgt und keine Gebote Gottes mehr kennt.

Das 7te Gebot Gottes. Du sollst nicht ehebrechen.

Der Radikalismus sagt dagegen: du kannst nicht ehebrechen. Er macht aus der Ehe keine fremde Fessel, die man aus Widerwillen bricht, sondern eine Fessel, die man aus Bedürfniß sich selbst anlegt. Er faßt die Ehe nur als ein Verhältniß der Liebe auf und erniedrigt die Liebe nicht durch ein Zwangsgebot. Er weiß, daß mangelnde Liebe keines Gebots bedarf. Vorhandene Liebe macht den Ehebruch unmöglich, weil sie sich nicht selbst aufheben kann, und mangelnde Liebe macht die Ehe unmöglich, weil Ehe ohne Liebe ein Nonsens ist. Der s. g. Ehebruch existirt nur da, wo keine wirkliche Ehe ist, und steht etwa gleich dem Selbstmord eines Todten.

Das 8te Gebot Gottes. Du sollst nicht stehlen.

Dieses Gebot nimt sich beinah noch naiver aus, als das Gebot: „Du sollst nicht tödten!" Die Mörder im Großen sagen uns, wir sollen nicht tödten, und die Diebe im Großen sagen uns, wir sollen nicht stehlen. Was wäre aus Moses und den Propheten und allen ihren Nachfolgern geworden, wenn sie nicht gestohlen hätten? Lebt nicht die halbe christliche Welt vom Stehlen? Von dem 8ten Gebot ist eine Hälfte verloren gegangen und diese heißt: die kleinen Diebe sollt ihr hängen und die großen sollt ihr zu euren Verwaltern machen. Der Ra-

dikalismus aber sagt: Keiner braucht und sucht den Andern zu bestehlen, sobald Jeder für seine Bedürfnisse selbst arbeitet und Keinem die Mittel dazu fehlen.

Das 9te Gebot Gottes. Du sollst kein falsches Zeugniß reden wider deinen Nächsten.

Ein ganz hübsches Gebot, das mit andren Worten heißt: du sollst nicht verleumden und nicht lügen. Wenn Das die Hüter der zehn Gebote überall beherzigt hätten, so wäre der Radikalismus nicht genöthigt, noch Tag vor Tag gegen sie und die Lüge zu kämpfen.

Das 10te Gebot Gottes. Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Hauses, laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Weibes, noch seines Knechtes, noch seiner Magd, noch seines Ochsens, noch seines Esels, noch Alles, was dein Nächster hat.

Das Verbot, uns nicht gelüsten zu lassen nach des Nächsten Weibe, Knecht und Ochsen, zeigt uns gleich, daß Gott kein Advokat der Weiberemanzipation ist. Er gibt dem Manne eine Anzahl Objekte, als da sind Haus, Knecht, Magd, Weib, Ochs, Esel, und sagt dem andren Manne, er solle sie ihm nicht nehmen wollen. Er sagt aber keinem Weibe: laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Mannes, denn das Weib hat vor Gott keine Ansprüche zu machen.

Gott denkt bloß an sein eigenes Geschlecht, des Maskulinum, denn er lebte in einem herzlosen Zölibat und zu seiner Zeit wurde das Weib noch nicht bei der Bestimmung des Menschenthums mit veranschlagt. Ein seltsames Motiv für das Weib, sich Gottesfurcht und Frömmigkeit anzueignen! Die Weiber sollten es sich merken, wie Gott sie beurtheilt und taxirt. Uebrigens hätte Gott

besser gethan, die Welt so einzurichten wie der Radikalismus sie einzurichten sucht: daß nämlich Jeder hat, was er braucht, um menschlich glücklich zu sein. Dann würde auch Keiner den Andern zu beneiden haben, um sein Weib so wenig wie um seinen Ochsen.

* * *

Diese kurze Betrachtung des Hauptkodex der christlichen Autoritätsmoral im Lichte des Radikalismus deutet uns hinlänglich den Grundunterschied zwischen beiden an und läßt uns überall als Hauptmittelpunkt aller wahren Moral, als Hauptpflicht, der Gesellschaft wie dem Einzelnen gegenüber, die gründliche Achtung und Verwirklichung der allgemeinen Menschenrechte erkennen; als Sitte aber erkennt der Radikalismus nichts an, was den Gesetzen der Natur und Vernunft widerspricht. Nicht die Gottesfurcht, nicht die Erniedrigung des menschlichen Geistes vor einem eingebildeten höhern Geist, nicht die Anbetung außer- oder übermenschlicher Mächte, nicht die Heilighaltung des Sabbaths, nicht die Demuth und Entsagung ist Moral, sondern die gegenseitige Achtung und Sicherung aller gerechten menschlichen Ansprüche in der allgemeinen Freiheit und die vernunftgemäße Benutzung des Lebens zum individuellen Glück. Die Rechtslehre, welche bisher zu einer besondern Wissenschaft gemacht worden ist, kann nur so lang von der Moral getrennt bleiben, als die sogenannten Rechte unmoralisch sind. Der Radikalismus macht nicht den Unterschied, daß es unmoralisch sei, einen Menschen um einen Thaler zu betrügen, daß es es aber in die Rechtslehre gehöre, ihn um seine Freiheit

und Menschenrechte zu betrügen. Er kann nicht seine Hand zu einem „Gott" erheben, während er seinen Fuß auf dem Nacken seines Nebenmenschen hat. Eben so wenig wie die Retirade in die Rechtslehre, läßt der Radikalismus der Moral den Ausweg, sich aus der menschlichen Sphäre in das Reich des Mystizismus zu retten. Hätte die Moral noch ein Objekt, wenn die Rechtsansprüche der Menschen sich von selbst realisirten und das Leben sich von selbst regelte wie die Produkte und Prozesse der Natur? Es würde von keiner Moral mehr die Rede sein. Sechs Fuß über der Erde, über die Linie hinaus, an die ein wohlpostirter Menschenkopf reicht, hört die Moral, die Lehre von den Pflichten, vollständig auf, dort gibt es nur noch Physik, Astronomie u. s. w. Was aber bleibt von der Sitte? Nichts Andres als Maß und Form für die Befriedigung und Geltendmachung der natürlichen wie anerzogenen Bedürfnisse und Ansprüche, entsprechend den Gesetzen der Vernunft und der Schönheit. Die Sitte des Radikalismus wird nicht diktirt durch die Rücksichten der Furcht vor jenem gespenstischen Bösen, das bald als „Sünde", bald als böser Geist, bald als böses Prinzip, bald als Schicksal, bald als Teufel, bald als Ahriman, bald als Dämon die beschränkte Erkenntniß geängstigt hat. Es gibt kein Böses in der Welt. Es gibt nur bösen Gebrauch natürlicher oder nothwendiger Mittel und Kräfte. Das Messer, das Feuer an sich ist nicht bös, nur von seinem Gebrauch hängt es ab, ob es böse Wirkungen macht. So ist auch die menschliche Leidenschaft, der menschliche Egoismus, woraus alles „Böse" entspringt, nichts an sich Böses und es handelt sich nur darum, sie nicht zu bösen Wirkungen für den Einzelnen

wie für die Allgemeinheit ausschlagen zu lassen. Dieß zu verhüten, ist eben die Aufgabe der Moral, die in ihrer höchsten Allgemeinheit Humanität heißt.

Die Moral des Radikalismus ist unerbittlich in Bezug auf die Rechte und Pflichten, gegen welche die Autoritätsmoral so nachsichtig ist, aber möglichst liberal und tolerant in Bezug auf die Sitte, welche die heuchlerische Autoritätsmoral mit Fanatismus bewacht. Denn die Sitte verletzt kein Recht. Sie kann im unmittelbaren Verhältniß zu Andern nur nachtheilig oder verletzend auftreten, indem sie als Beispiel zur Nachahmung reizt oder als Sache des Geschmacks den Schönheitssinn verletzt. Aber sie thut dadurch Niemanden Zwang an, sie läßt Jedem die Freiheit ihr auszuweichen, während das Unrecht stets an den Zwang verwiesen ist, da es kein Ausweichen duldet und auch kein Mensch sich ihm freiwillig unterwirft. Das Recht und die Pflicht ist ein kategorischer Imperativ, der keine Abweichung zuläßt; die Sitte ist Sache des freien Beliebens, der individuellen Disposition und sie findet ihre Regel in den Gesetzen der Vernunft und Schönheit. Die Ethik und die Aesthetik sind Schwestern. Man erziehe den Menschen zur Schönheit und man hat ihn zur Sitte erzogen. Wie die Reinlichkeit die halbe Gesundheit, so ist der Schönheitssinn die halbe Sitte.

Die Strenge des Radikalismus gegen die Sitte beginnt erst da, wo dieselbe in das L a s t e r umschlägt. Denn das Laster, die willen- und maßlose Unterwerfung des Menschen unter das Joch seiner Leidenschaft, raubt ihm nicht bloß den Charakter des Menschen, entkleidet ihn nicht bloß aller sittlichen Schönheit, schließt nicht bloß alle Möglichkeit einer harmonischen Gemeinschaft mit Andern aus,

sondern es macht den Menschen auch unfähig, diejenigen Rücksichten gegen das Recht Anderer und die Lebensbedingungen der Gesellschaft zu nehmen, welche seine Pflicht erfodert. Die Maßlosigkeit der Bedürfnisse und die Zügellosigkeit der Leidenschaft macht den Menschen unfähig, die Befriedigung derselben durch eigene Anstrengung zu sichern, bringt ihn daher unaufhörlich in Versuchung, auf Kosten Anderer zu leben und ihre Rechte zu schmälern. Wenn „Müßiggang der Laster Anfang" ist, so ist auch wieder das Laster der Anfang des Müßiggangs, der nicht möglich ist ohne Beeinträchtigung Derer, die nicht müßig gehen. Das Laster ist nicht bloß der erste Schritt des Selbstzerfalls, der nur durch ein richtiges Verhältniß von Arbeit und Genuß verhütet wird, sondern auch der erste Schritt zum Despotismus. Ihn übt der Herumtreiber, indem er das Eigenthum seines Nebenmenschen, und der Politiker, indem er die Rechte des Volkes raubt. Deshalb ist es namentlich in Revolutionszeiten ein Selbstverrath des Volks, wenn es sich Männern anvertraut, die maßlos in ihren Bedürfnissen und demgemäß wenig skrupulös in Bezug auf die Mittel zu deren Befriedigung sind.

Indem der Radikalismus dem Menschen die Achtung fremder Rechte, die Erfüllung seiner Pflichten gegen Andre und die Regelung seiner Sitte als freie Manifestation seiner Vernunft und seines Willens, ohne ein übermenschliches Gebot und ohne Furcht vor einem mystischen Bösen, überläßt, schiebt er ihm die höchste Aufgabe zu, welche einem freien und vernunftbegabten Wesen gestellt werden kann. Er macht dadurch die Ehre zur Aufseherinn seines Lebens und unter ihrer Kontrole bildet sich die Denk- und

Handlungsweise des Menschen zur edelsten Harmonie des Guten, Wahren und Schönen aus. Wahrer Radikalismus ist nothwendig nicht bloß das Streben nach vollkommener Erkenntniß, sondern auch nach persönlicher Vollkommenheit.

Es mag behauptet werden, daß die Moral des Radikalismus sich eine schwierige Aufgabe stelle, und solcher Behauptung entspricht der gewöhnliche Vorwurf unserer Gegner, daß wir weniger thatsächliche Resultate als unwürdige Vertreter unserer Doktrinen, überhaupt aber einen schwachen Anhang im Vergleich mit der herrschenden Menge aufzuweisen haben. Diesem Vorwurf ist vor allen Dingen entgegenzuhalten, daß der Radikalismus bis jetzt im öffentlichen Leben bloß auf die Theorie beschränkt war. Er hat noch nicht, wie unsre Gegner, das Feld des Staates zur Verfügung, um seine Schöpfungen zu versuchen und sich durch Thatsachen des öffentlichen Lebens zu stützen; er hat, seinem innersten Wesen nach, keine jesuitisch abgetödtete Werkzeuge, keine despotisch abgerichtete Diener, keine durch Macht gehaltene Organisation, durch welche er die Ausbreitung seiner Lehre und die Umgestaltung des Lebens erzwingen kann; er hat endlich keine materielle Mittel, um seine Anhänger auch nur für die nächsten Bedürfnisse zu sichern, oder durch das tägliche Interesse zu gewinnen, noch weniger aber sie durch die mächtige Hülfe der Kunst zu fesseln und zu veredeln. Erwägt man bloß, was Despoten und Pfaffen dem mächtigen Einfluß der Kunstwerke und Kunstleistungen zu verdanken haben, so gehört wenig Phantasie dazu, sich ein neues Griechenland nach größtem Maßstab auszumalen, wenn wir dem Radikalismus mit der Aufgabe zugleich die Mittel ertheilen, es zu schaffen. Es

hätte keiner besonderen Veranlassung bedurft, Sie hier zu versammeln und diese Mauern würden unsere Versammlung nicht zu fassen vermögen, wenn sie sich umgestaltet hätten in einen Tempel der Erholung, geschmückt mit hellenischen Gebilden des Meißels und des Pinsels und durchtönt von den Harmonieen einer Musik, welche die Seelen der Zuhörer empfänglich stimmte für jedes edle Wort des Denkers und des Dichters. Die Kirchen der Pfaffen dusten von Weihrauch, rauschen von Musik, imponiren den Sinnen durch Bauwerke und Bilder. Schon dadurch fesseln sie die Menge. Die Pfaffen entschädigen die Sinne für Das, was sie der Vernunft genommen. Wir sollten die Sinne beschäftigen im Dienste der Vernunft, dadurch würden wir zugleich die Kunst aus der Erniedrigung retten, sich zu verschwenden im Dienste der Unvernunft.

Kämpfend mit der Noth des Lebens, dem Haß der Verfolgung, dem Schicksal der Verbannung — so irrt der Radikalismus durch diese verdorbene Welt, die er erst umgestalten will, und doch erwartet man von ihm schon die Früchte dieser Umgestaltung? Das ist mehr als unbillig, es ist absurd. Unsre Gegner haben die Macht und die Mittel, die ganze Menschheit zu beglücken und zu veredeln; haben sie etwa durch die Resultate ihrer Praxis gezeigt, daß sie eine bessere Moral haben, als wir durch die Resultate unserer Theorie? Mit dem Schwert des Beschützers stehen sie neben ihrem Gebot „du sollst nicht tödten“ und das Tödten ist ihr tägliches Handwerk; mit Schätzen beladen stehen sie neben dem Gebot „du sollst nicht stehlen“ und Stehlen ist ihr tägliches Geschäft; das „Buch der Wahrheit“ (ihre Bibel) in der Hand stehen sie

neben dem Gebot „du sollst nicht lügen" und jedes ihrer Worte ist eine Lüge. Schade nur, daß das Wort „alle Menschen sind gleich geboren und haben ein gleiches Recht auf Freiheit und Glück" —, statt in der nordamerikanischen Unabhängigkeitserklärung, nicht in der Bibel steht. Es wird von den Gottesverehrern so musterhaft unter die Füße getreten, als ob es zu den „Geboten Gottes" gehörte. Die frommen Moralisten, die Retter der Gesellschaft, haben Alles auf ihrer Seite, was ihnen die Ausübung ihrer Moral erleichtert, und doch machen sie dieselbe in den Hauptpunkten selbst zu Schanden und ihre einzige Aushülfe besteht dann darin, daß sie sich hinter heuchlerische Vorwände verstecken und für ihre Handlungsweise ein besonderes Maß und Gewicht einführen, auf dem natürlich wieder ein göttlicher Stempel steht.

Vorwürfe von dieser Seite sind bloß geeignet, den Radikalismus stolz zu machen, da er bei aller seiner äußern Ohnmacht die mächtigsten Gegner zwingt, ihm wenigstens einen guten Schein als Rettungsmittel entgegenzusetzen. Alles, was der Radikalismus bis jetzt in Anwendung bringen kann, sind Worte, bloße Worte, und schon diese Worte ängstigen seine Gegner bis zur Verzweiflung. Sie wissen sehr gut, daß ihre Zeit für immer vorbei ist, wenn wir erst die Worte werden zu Thaten machen können. Der Radikalismus kann, seinen Gegnern gegenüber, sehr gut das Wort jenes Philosophen auf sich anwenden: „wenn ich mich prüfe, halte ich mich für einen Pygmäen, aber wenn ich mich vergleiche, halte ich mich für einen Riesen."

Nein, nicht von seinen Gegnern hat der Radikalismus sich Vorwürfe machen zu lassen, aber er soll sich die nicht

ersparen, die er sich selbst zu machen hat. Der Radikalismus muß so streng gegen sich selbst sein wie er gegen seine Gegner ist, sonst ist er kein Radikalismus. Er sollte vor allen Dingen darauf halten, daß Diejenigen, die ihn öffentlich vertreten, ihm nicht durch das eigene Beispiel Schande machen. Je schwieriger es ist, seine Fahne unbefleckt durch eine schmutzige und feindliche Welt zu tragen, um so mehr sollte man darauf bedacht sein, sie nicht selbst zu beflecken. Der Krieg gegen die alte Welt nöthigt den Radikalen mitunter zu einer Moral, die er in seiner eigenen Welt streng verdammen muß, durch die aber Mancher den Radikalismus diskreditirt indem er sie als eine Konsequenz seiner Prinzipien erscheinen läßt, während sie nur eine vom Feinde geliehene Waffe ist. Der Mord, an einem Tyrannen ausgeübt, rechtfertigt darum nicht den Mord als regulaires Mittel des Widerstandes und wer den Dolch, womit er als Befreier einen Tyrannen erstach, auch gegen die Befreiten kehren wollte, würde einfach zum gemeinen Mörder herabsinken. Es gibt eine scharfe Grenze, welche das Gebiet bezeichnet, wo die Zweckmäßigkeit die alleinige Richtschnur der Moral ist, und diese Grenze wird gezogen durch die Gewalt. Gewalt üben, durch Gewalt herrschen, durch Gewalt unterdrücken, heißt dem Unterdrückten nur die Wahl lassen zwischen wehrlosem Selbstverrath oder jedem beliebigem Mittel der Gegenwehr, weil ihm die freie Anwendung aller humanen Mittel abgeschnitten worden. Dem Despotismus gegenüber gilt im vollsten Umfange das Wort: der Zweck heiligt die Mittel. Wo die Freiheit aufhört, hört auch Pflicht und Gewissen auf und wer uns die Freiheit raubt, berechtigt

uns, sie durch jedes beliebige Mittel wieder zu erlangen, das uns dienen kann.

Eine grobe, selbstverrätherische Verirrung würde es sein, eine derartige Moral, zu der uns die Feinde nöthigen, auch auf unser eigenes Gebiet zu übertragen, auf welchem eben die Freiheit herrscht und daher auch nur die Moral der Freiheit berechtigt ist. Eine solche Verirrung käme etwa darauf hinaus, daß man die Waffen, die man im Kriege zu gebrauchen gezwungen war, auch im Frieden zu gebrauchen fortfahren d. i. daß man sich selbst bekriegen wollte.

Der wahre Radikale wird das Gebiet der Rücksichtlosigkeit und Gewissenlosigkeit, wozu allein die Gewalt uns nöthigen kann, nicht leichtfertig und ehrlos erweitern. Er wird nicht das Beispiel Derer nachahmen, die er bekämpft und deren Handlungsweise er aus ihren Doktrinen herleitet. Freilich, wir haben so genannte Vertreter des Radikalismus, die fortwährend über die Moral der Despoten und Pfaffen schimpfen und selbst um kein Haar besser sind, als Despoten und Pfaffen. Wir haben Radikale, welche durch die bloße Opposition gegen fremde Moral sich der Mühe überhoben zu haben glauben, eine eigene zu besitzen. Wir haben Radikale, denen die Prinziplosigkeit der Gegenpartei ein Abscheu ist und die gelegentlich eben so prinziplos handeln wie die Gegner. Wir haben Radikale, welche jeden Betrug eines Feindes mit sittlichster Entrüstung denunziren und gelegentlich ihre Freunde betrügen wie ihre Feinde. Wir haben Radikale, die von der Ehre, der Blüthe der radikalen Moral, nie einen Begriff hatten. Wir haben Radikale, deren Charakter nie vom Hauche der Schönheit berührt worden und daher nur diejenige Seite

vorkehrt, welche der wahre Radikalismus vollständig abstößt, die Seite der Gemeinheit. Wir haben Radikale, die sich jedes Mittel erlauben, um ihrem Ehrgeiz, ihren Spekulationen, ihrer Genußsucht zu dienen. Alle diese haben entweder den wahren Radikalismus nicht erfaßt, oder sie haben, in der Moral der Gegner aufgewachsen, nicht die Kraft, die Einwirkungen der frühern Verhältnisse von sich abzuthun. Sie haben daher vom Radikalen nichts, als den Namen.

Bei dieser Gelegenheit muß ich namentlich einen Hauptpunkt hervorheben, der uns täglich aufstößt: ich meine die ungezügelte und unersättliche Genußsucht, welche die Fesseln der frommen Moral und des alten Herkommens bloß abwirft, um sich ungehindert einem wüsten Taumel sinnloser Sinnlichkeit zu überlassen.

Der Zweck des Soldaten ist im Grunde nicht, Krieg zu führen, sondern durch das Unglück des Kriegs das Glück des Friedens zu erringen. Wollte er aber schon im Krieg sich der Ruhe und den Genüssen des Friedens hingeben, so würde er die Fähigkeit verlieren Soldat zu sein. Er darf daher während des Krieges Anstrengungen und Entbehrungen nicht scheuen. In ähnlicher Lage befindet sich der Radikalismus. Seine Moral lehrt, daß wir das Leben haben, um uns des Lebens zu freuen, und sein allgemeiner Zweck ist, alle Menschen hierzu in Stand zu setzen. Die bleiche, langweilige, christliche Entsagung oder Aszetik ist dem Radikalismus ein Greuel. Er macht sogar die Kunst zu leben förmlich zu einem Theil der Ethik. Aber indem er von einer solchen freien Moral ausgeht, hat er dreierlei zu bedenken: erstens daß die sinnlichen Genüsse ohne geistige Veredlung nur der from-

men Rohheit ziemen, welche gleichsam, was ihr nicht gestattet ist menschlich zuzubereiten, im Winkel roh verzehrt; zweitens daß das Maß die unumgängliche Bedingung des Werths und der Dauer aller Lebensgenüsse ist; drittens daß der Radikalismus noch auf dem Kriegsfuße lebt und gleich dem Soldaten seinem Zweck einen Tribut von Anstrengungen und Entbehrungen schuldet. Getheilt zwischen der vernünftigen Disposition, sich menschlich des Lebens zu freuen, und der beständigen Nothwendigkeit, zur Erringung des wahren Lebens sich Entbehrungen aufzulegen, muß der Radikale sich stets für Beides fähig und gerüstet halten. Wer sich für das Leben der Zukunft befähigen will, darf sich nicht für das Leben in der Gegenwart abstumpfen; aber wer für die Zukunft arbeiten will, darf nicht im Genuß der Gegenwart aufgehen. Man kann nicht durch Verschwenden ein reicher Mann werden. Das Mittel aber, nicht zum Verschwender zu werden, ist ernste, unabläßige Uebung des Willens und der Selbstbeherrschung zu idealen Zwecken. Ein Radikaler ohne Willen und Selbstbeherrschung ist ein Soldat ohne Waffe und Muth, und wer seinen Radikalismus bloß in einem Glaubensbekenntniß erschöpft, ohne Alles zu dessen Verwirklichung aufzubieten, gleicht dem Soldaten, der Krieg führen will durch Hersagung des Exerzier-Reglements.

Wir Teutschen zählen Tausende unter uns — und namentlich die Turn- und Freimänner-Vereine gehören zu ihnen —, die sich es nicht werden nehmen lassen, daß sie den ächten Radikalismus erfaßt haben. Mit wenig Ausnahmen aber üben sie den Radikalismus so aus, als bestände er bloß in der Beschimpfung seiner Gegner, in eitlen Schaustellungen geistloser Demonstrationssucht und

in endlosen Gelagen eines nachgeäfften Studententhums. Wer bloß diese Seite des Lebens erfaßt und kultivirt, der mag ein ganz guter Mensch und trefflicher Gesellschafter sein; er mag sogar ein bewundernswerther Gymnastiker und ein hinreißender Sänger sein und sehr ansprechende Mai- und andre Feste veranstalten können; er mag auch sehr beliebt beim „Volke“ werden und alle schaulustigen Mädchen entzücken, wenn er mit graziösester Heldenhaftigkeit die glorreiche schwarz-roth-goldene Fahne, von germanischen Jungfrauen gestickt, durch die Straßen trägt; er mag auch gelegentlich gegen Rowdies und Pfaffen-Ritter die Ehre des amerikanisch-teutschen Vaterlandes mit blutigem Kopf vertreten und später für endlose Prozesse so viel Geld opfern können, als hinreichen würde, das ganze teutsche Vaterland da drüben für die Freiheit zu entflammen; er mag auch besungen werden in den Lokalspalten aller jener edlen Journale, deren interessantester Theil mit dem Nasenblute der Loafer und der Jauche der Kloaken gedruckt wird, aber — er muß uns erlauben, unsre Meinung dahin auszusprechen, daß er zum Radikalen verdorben ist!

Ueber die „Liebe".

Gehalten in dem „Verein freisinniger Frauen und Jungfrauen" zu Louisville.

(1854.)

Ich hatte Ihnen für den heutigen Tag einen Vortrag zugesagt. Aber welches Thema sollte ich wählen? Wenn ich Ihr Geschlecht wie Ihr Vorhaben in Betracht zog, brauchte ich mich nicht lang zu besinnen: mein Thema ist die Liebe. Ziehen Sie mich aber nicht in Verdacht, als wollte ich Ihnen Lehren über diejenige Liebe ertheilen, die in der Theorie kein Interesse hat und in der Praxis so gefährlich ist, daß man ihren Wächter mit einem

Pfeil und Bogen abzubilden pflegt. Den Weibern Liebe lehren wollen, wäre nicht anders, als wollte man dem Vogel Unterricht im Fliegen geben oder dem Fisch Vorlesungen über sein Element, das Wasser, halten. Das eigentliche Element des Weibes ist ja die Liebe und wir Männer sind in diesem Punkt nur Ihre Schüler, die erst dann den Meister zu spielen pflegen, wenn sie die Liebe wieder verlernt haben. Wenn ich mich frage, wer die Liebe in die Welt gebracht habe, so bin ich nicht zweifelhaft zu sagen: das Weib und die Mutter. Sollte ich behaupten: der Mann und der Vater, so würde ich meinem Geschlecht eine Schmeichelei sagen, die mir nicht von Herzen käme. Den besten Fingerzeig haben uns auch schon die alten Griechen und Römer gegeben: sie repräsentirten die Liebe durch ein Weib, eine Göttinn. Einen Liebesgott hatten sie nicht, denn der kleine Amor war nur ein Kind und war ein Sohn jener Göttinn. Sein Vater aber war der Kriegsgott.

Erst das Christenthum machte die Erfindung, daß es auch einen „Gott der Liebe" gebe; aber sein Repräsentant auf Erden war ein gekreuzigter, unbeweibter, langweiliger Mensch mit einer Dörnerkrone, dessen Mutter eine Jungfrau und dessen Reich nicht von dieser Welt war. Sie werden zugeben, daß dieß eine Liebe ist, bei der man sich bekreuzen muß.

Wie gesagt, über die eigentliche Liebe, die Liebe des Weibes zum Manne und der Mutter zum Kinde, werde ich mich nicht unterfangen Ihnen Vorlesungen zu halten: in diesem Punkt ist jeder Mann von einiger Bescheidenheit lieber Student als Professor und das Herz des Weibes ist das beste Lehrbuch. Aber es gibt noch eine andre

Liebe, deren Gebiet zu kultiviren zunächst dem Manne oblag — ein Gebiet, das auch Sie zu betreten im Begriff sind durch die Bildung eines freisinnigen Vereins. Doch ehe wir über diese Liebe weiter reden, müssen wir erst eine kurze Betrachtung über das Wort vorausschicken.

Ein bekannter Diplomat hat gesagt, die Worte seien dem Menschen gegeben, um seine Gedanken zu verbergen. Göthe sagt, wo gewissen Leuten die Gedanken fehlen, da stelle zur rechten Zeit ein Wort sich ein. Schiller sagt, es gebe drei Worte inhaltschwer und dem Menschen sei aller Werth geraubt, wenn er nicht an die drei Worte glaube. Ein Vierter hätte noch bemerken können, daß grade diejenigen Worte, auf welche die Menschen den meisten Werth legen und an die sie nach Schillers Anleitung am Meisten glauben, am Wenigsten verstanden oder am Verkehrtesten angewandt zu werden pflegen. Diese Worte oder vielmehr Wörter heißen z. B. Humanität, Freiheit, Wahrheit, Demokratie, Ordnung u. s. w. Dasjenige Wort aber, welches allein schon ein ganzes Babel von Verwirrung in sich schließt, heißt Liebe.

Auf die Liebe ist Alles anwendbar, was jemals über die Benutzung von Worten oder Wörtern bemerkt worden ist. Der Eine spricht von Liebe, um seine Gedanken zu verbergen, der Andre, weil ihm die Gedanken fehlen, der Dritte, weil er an das Wort glaubt ohne den Inhalt zu kennen und der Vierte redet gar von Liebe, wo er das Schwert des Hasses aus der Scheide zieht.

Blicken wir um uns: welches Schauspiel bietet uns die Welt dar? Die Menschheit ist getheilt in zwei Hälften: die eine Hälfte besteht aus Mördern, die andre aus Schlachtopfern, die eine aus Unterdrückern, die andre aus

Geknechteten, die eine aus Schwelgern, die andre aus Hungernden. Und wer regiert diese verzweifelte Menschheit? Es ist die „Liebe", die göttliche Liebe, die christliche Liebe, die himmlische Liebe, welche anvertraut wurde den von Gott gesandten Herrn der Staaten und der Kirchen. Es ist nicht jene sündige, irdische Liebe, welche küßt, scherzt, umarmt und ein unheiliges Leben zeugt, nein, es ist jene heilige Liebe, welche vom Himmel kommt und auf der Erde Alles mordet, was sie nicht knechten kann; welche beseeligend die Menschheit überschüttet wie ein befruchtender Regen von — Gift; welche rein und uneigennützig die Erde umfängt wie eine zärtliche Mutter und in ihrer Umarmung Alles erstickt. Diese großartige, unendliche, sublime Liebe ist es, welche die Menschheit beglückt mit Kanonen und Kartätschen, mit Galgen und Galeeren, mit Guillotinen und Ketten, mit Knuten und Kerkern, mit Kirchen und Kirchhöfen, mit Hunger und Bibeln. Das ist jene universelle Liebe, die vom Kreuze kommt und die jetzt ein Kreuz geworden ist, unter welchem die gemarterte Menschheit schmerzlicher keucht, als einst jener fabelhafte Kreuzträger am Berge Golgatha. Ist die Geschichte des Gekreuzigten von Nazareth in diesem Sinne zu deuten, so muß man zugestehen, daß sie eine Prophezeiung von erschreckender Wahrheit gewesen. Denn verfolgt wie er, gemißhandelt wie er, zerschlagen wie er, mit Dörnern bedeckt wie er, mit Füßen getreten wie er, gekreuzigt wie er und — angespieen wie er ist jetzt diejenige Menschheit, die nach dem Himmel blickte wie er, die „duldete" wie er, die dem „Kaiser gab, was des Kaisers war" wie er, die ihre „Obrigkeit" ehrte wie er, die nach einem Schlag auf die linke Backe auch die

rechte darhielt wie er, die „Diejenigen liebte, welche sie haßten" — wie er. Und soll die Aehnlichkeit ganz empfunden werden, so sei der Schwamm mit verbittertem Essig, welchen die Mörder dem Gekreuzigten auf einem Speer an die Lippen reichten, die bittere Wahrheit, welche der Menschheit auf dem Speer der weltlichen und geistlichen Tyrannei dargereicht wird und welche mit den Worten jenes französischen Philosophen schließt: „die Menschheit wird nicht eher glücklich, als bis der letzte Tyrann unter dem letzten Pfaffen hängt". Wenn die gekreuzigte Menschheit diese Wahrheit in sich aufgenommen, wird auch sie wieder auferstehen, wie der Mann von Nazareth, aber nicht gen Himmel wird sie fahren, um zu sitzen zur Rechten des „Gottes der Liebe", sondern sie wird sich ganz bescheiden auf dieser Erde etabliren, wo die Göttinn der Liebe wohnen wird, sobald der Gott der Heuchelei entthront ist. Auch werden es nicht die Schächer sein, zu denen sie sagt: „morgen werdet ihr mit mir im Paradiese sein".

Die Andeutungen, die ich Ihnen hier gegeben, wollen nichts Andres sagen, als daß die Liebe ein sehr sonderbares Wort ist. Ich meine nicht die Liebe unter vier Augen, von der wir ja nicht reden wollten, zumal da sie irdisch, weltlich und sündig ist; sondern jene himmlische, göttliche, christliche, heilige, geistliche, unendliche, unaussprechliche Liebe, die von allen Kirchendächern und allen Pallästen gepredigt wird und in allen Leichengruben und allen Verließen ihr Echo findet; jene unermüdliche Liebe, die seit achtzehnhundert Jahren sengt und brennt, mordet und geißelt, meuchelt und martert; jene unersättliche Liebe, welche mit ihrer zärtlichen Hand Millionen,

ja Hunderte von Millionen unter der Erde verscharrt hat und jetzt wieder mit Vorbereitungen beschäftigt ist, um ein Paar neue Millionen in ihr unausfüllbares Asyl zu befördern. Ich meine jene Liebe mit der grinsenden Heuchlerfratze, mit dem Henkerschwert in der einen Hand und der Bibel in der andren. Ich meine namentlich jene fromme Zärtlichkeit unserer Gottesdiener, deren Werk stets mit dem Feuer der Liebe beginnt und mit dem Feuer des Scheiterhaufens endigt. Sie werden gestehen, daß diese Liebe ein sonderbares, ein merkwürdiges, ein verzweifelt räthselhaftes Wort ist. Sie werden einräumen, daß es einem Sprachforscher Kopfbrechen verursachen kann, das schönste Wort unserer Sprache noch immer zur Bezeichnung einer Leidenschaft gebrauchen zu sehen, welche ein Weltmeer von Blut, Alpen von Leichen und eine ganze Welt voll Elend, Laster, Verbrechen und Verzweiflung als Zeugen ihres segenreichen Einflusses aufzuweisen hat. Sie werden zugeben, daß, wenn das Christenthum sich von vorn herein für die Religion des Hasses, der Unterdrückung, des Mordes, des Raubes, der Schlechtigkeit jeder Art erklärt hätte, es seinen Beruf nicht besser hätte erfüllen können, als es unter der Fahne der „Liebe" gethan.

Wie gesagt, ich betrachte in Dingen der Liebe die Frauen als die kompetentesten Richterinnen. Ich appellire daher an Ihr Herz, um die Probe zu machen, wodurch jene himmlische Liebe sich von der irdischen, jene fromme sich von der „ungläubigen", jene christliche sich von der menschlichen unterscheide. Denken Sie sich, Ihnen ständen die Mittel der Fürsten, der Pfaffen und Aristokraten zu Gebot und in Ihrer Hand läge das Schicksal Ihrer

Gatten, Ihrer Geliebten, Ihrer Kinder, Ihrer Eltern, Ihrer Geschwister, Ihrer Freunde und es erginge die Aufforderung an Sie, Ihre Liebe zu bethätigen. Welche Mittel würden Sie wählen? Würden Sie Ihre Mittel anwenden, um die Erfüllung der liebsten Wünsche Ihrer Freunde unmöglich zu machen, und sie dann auf die „ewige Seeligkeit" vertrösten? Würden Sie ihnen die menschliche Natur zur Sünde und die Bedürfnisse des Lebens zum Verbrechen machen? Würden Sie Ihre Gatten, Kinder und Freunde in die Fesseln der Sklaverei schlagen? Würden Sie sie zur Stummheit verurtheilen? Würden Sie sie an den Bettelstab bringen? Würden Sie ihnen Polizeibüttel zu Vormündern und Henker zu Richtern geben? Würden Sie in Luxus und Vergnügungen schwelgen, während Ihre Gatten und Kinder darbten? Würden Sie sich der Früchte der Bildung erfreuen können, während Ihre Mitmenschen in Rohheit verkämen? Und wenn dieselben, ihrer Lage müde, sie zu bessern strebten, würden Sie ihnen Flintenkugeln bieten statt Brod, Kerker statt Wohnungen, Ketten statt Freiheit, Kirchenspuk statt Erziehung? Ihr Herz wird sich empören gegen diese bloßen Fragen und es wird Ihnen sagen, daß die Liebe, welche solche Mittel wählt, die Liebe von heuchlerischen Ungeheuern, Bestien und Teufeln ist. Es wird Ihnen sagen, daß das Erste, wodurch Sie Ihre Liebe bethätigen würden, die Sicherung der Rechte wäre, durch welche Ihre Gatten, Kinder und Freunde auf den Genuß dieses irdischen Lebens verwiesen sind. Und welches sind diese Rechte? Die Unabhängigkeits-Erklärung von Nordamerika hat es uns schon gesagt: „die unveräußerlichen Rechte aller Menschen auf Freiheit,

Leben und ungehindertes Streben nach Glückseeligkeit". Und die Plattform der freien Teutschen von Louisville hat es Ihnen mit andren Worten wiederholt: „Freiheit, Bildung, Wohlstand für Alle!"

Ihr Herz würde Ihnen also eingeben, die Liebe zu Ihren Mitmenschen vor Allem durch Das zu bethätigen, was die Bedingung, was das Erforderniß ihres Glückes wäre. Sie würden sie glücklich machen wollen und die erste Bedingung ihres Glücks wäre die Sicherung ihrer unveräußerlichen Rechte. Sie würden also eine ganz andre Liebespraxis befolgen, als Fürsten und Priester, als Aristokraten und Finsterlinge, und keine Gelehrsamkeit der Politiker und Theologen würde Sie überzeugen, daß Ihre Liebe eine falsche und diejenige die wahre sei, welche die „Geliebten" unglücklich macht und zu Grunde richtet.

Sie sehen also, daß Sie bloß an Ihr Herz zu appelliren brauchen, um über alle Aufgaben, welche die Gesellschaft zu lösen hat, sofort im Reinen zu sein, und daß das weibliche Geschlecht mit einem Schritt auf dem nämlichen Boden steht, den wir Männer behaupten. Die Wahrheit und das Recht sind stets einfach für Den, der sie verstehen will. Ein einfacher Wink des Herzens führt Sie auf den nämlichen Weg, den wir Männer erst durch jahrhundertlange Anstrengungen der Vernunft gefunden und auf dessen Wegweiser die einfachen Worte stehen: „Freiheit, Bildung, Wohlstand für Alle!"

Was ist also die Liebe, um die es sich für uns handelt? Es ist die Sicherung des Rechts und durch das Recht die Sicherung des Glückes aller Menschen. Wer die

Menschheit zu lieben vorgibt und nur ein einziges Menschenrecht verletzt, ist ein Heuchler, ein Schurke, ein Verbrecher. Deshalb sind Heuchler, Schurken und Verbrecher alle Pfaffen und alle Fürsten, alle Volksverdummer und alle Blutsauger, welche die oben aufgestellten Menschenrechte verletzen oder ihre Verletzung gutheißen und segnen. Der „Liebe" dieser Heuchler entspreche unser Haß. Hinweg mit jener babylonischen Verwirrung der christlichen Begriffe, welche den Haß der Menschheitsfeinde gegen die Menschheitsfreunde zur Liebe stempelt und den Gemißhandelten Liebe zu ihren Tyrannen aufkünsteln will, wo nur der glühendste Haß ihre Herzen erfüllen darf. Auch das Weib ist schön im Hasse, wenn es ihn dem wahren Feinde zukehrt. Das Recht lieben und das Unrecht hassen — das ist die Liebes-Lehre des neuesten Testaments, welches nicht ein gekreuzigter Messias des Unglücks, sondern der gesunde Sinn des freien Menschenthums proklamirt hat.

Und dieß ist auch das Bekenntniß, welches Ihrem bescheidenen Verein zum Grunde liegt. Ihren Zwecken ist zwar vor der Hand ein beschränkter Kreis gezogen und Sie kleiden Ihr Rechtsbewußtsein in milde Formen ein. Aber was zum Grunde liegt, ist das nämliche Motiv, der nämliche Drang, der dem Revolutionair das Streben eingibt, den Bau der alten Welt einzureißen, um eine neue auf ihren Trümmern zu errichten. Die beste Plattform, welche die Männer entdecken können, im weiblichen Herzen steht sie schon geschrieben: es braucht nur den Muth, aus seiner bescheidenen Zurückgezogenheit hervorzutreten und den Eingebungen seines Herzens Worte

zu geben. Sie wollen in Ihren Kreisen für die Freiheit wirken, indem Sie namentlich dem verdummenden Einfluß des Pfaffenthums, welches grade des schwachen Geschlechts sich am Leichtesten bemächtigt, entgegentreten und die Gesetze der Vernunft zu Ihrer Richtschnur nehmen; Sie wollen für Bildung wirken, indem Sie ein Interesse für höhere Zwecke und Unterhaltungen anregen, als Ihnen die Nichtigkeiten des gewöhnlichen Lebens darbieten; Sie wollen für die Erleichterung der Existenz Sorge tragen, indem Sie sich zu Unterstützungen in Fällen der Noth verbinden. Alles das ist nichts Andres, als ein gesellschaftliches Reformbestreben in kleinerem Maßstab. Was aber als allgemeiner Grundsatz richtig ist, das ist auch bestimmt, in die Allgemeinheit überzugehen, und ich erblicke in Vereinen von der Art des Ihrigen nichts Andres, als die Vorbereitungen des weiblichen Geschlechts zur Theilnahme an allgemeinen Angelegenheiten. Selbst wenn Sie und gleichgesinnte Frauen an andren Orten an nichts dächten, als an Hebung Ihres Geschlechts, repräsentirt in den Frauen Ihrer Umgebung, so würden Sie sich dadurch betheiligen an den allgemeinen Reformbestrebungen, denn eine Hebung des weiblichen Geschlechts ist gleichzeitig eine Hebung des männlichen und es ist meine feste Ueberzeugung, daß das männliche Geschlecht erst dann auf wirklich humanem und wirklich männlichem Boden stehen wird, wenn es den Einfluß des weiblichen nicht mehr mit eifersüchtigem Blick als einen Rivalen seiner Herrschsucht betrachtet.

Möge Ihr Verein diejenige Unterstützung finden, welche seine Zwecke verdienen, und möge er immer mehr

bestrebt sein, den Kreis seines Einflusses im Geiste seiner Gründung zu erweitern. Es wird dann ein Leichtes sein, die Bestrebungen der freien Männer und diejenigen der freien Weiber nach Einem Ziele zu lenken. Sie mögen es dann Liebe nennen und wir nennen es Recht. Unsre Plattform wird die nämliche sein, wenn wir nur festhalten, daß die Liebe ohne Recht eine Lüge ist, und diejenige ist gewiß die rechte Plattform, auf welcher das Herz und der Verstand dieselbe Sprache reden.

Thomas Paine.

Gehalten in der Turnerhalle zu Cincinnati.

(1855.)

Sie haben gewünscht, daß ich bei Ihrer heutigen Feier des Geburtstags von Thomas Paine eine Ansprache an Ihre Versammlung richte. Ich erfülle Ihren Wunsch um so lieber, da ich dadurch eine passende Gelegenheit zu einigen zeitgemäßen Bemerkungen erhalte.

Der Mann, dessen Andenken Sie heute feiern, ist für uns nicht grade ein Vorbild durch den politischen und geistigen Standpunkt, den er einnahm. Ein Republikaner, der trotz seinem „gesunden Menschenverstand" und seinen

„Menschenrechten" gegen den Tod eines verrätherischen Despoten stimmte, ist für uns so wenig ein Leitstern, wie es ein Freigeist ist, der trotz seinem „Zeitalter der Vernunft" und seiner Bibelbekämpfung ein halbquäkerischer Deist blieb. Im ersten Punkt ließ er sich beschämen durch die französischen Montagnards und im letzten durch die französischen Philosophen. Ein eigentlicher Radikaler war Paine weder in der Politik noch in der Philosophie. Daß er es heut' zu Tage sein würde, ist wahrscheinlich. So viel aber steht fest, daß er unter den Amerikanern der Radikalste war und daß diesseit des Meeres durch die bloße Feder, durch die bloßen Mittel des Geistes Niemand mehr für die Freiheit gewirkt hat, als Thomas Paine.

Fast mögte ich sagen, daß er durch sein Leben und seinen Charakter mehr Anspruch auf unsre Hochachtung und Nacheiferung erlangt habe, als durch seine Schriften und seinen Standpunkt. Zunächst ist hervorzuheben, daß Paine nichts durch die Verhältnisse, sondern Alles durch sich selbst geworden ist. Dieser Vorzug ist nicht hoch genug anzuschlagen bei einem Manne, der für das Wohl eines Volkes wirken soll. Nichts ist windiger und unzuverläßiger, als jene Parvenü's der Verhältnisse, die durch Geburt, Vermögen, gesellschaftliche Stellung, oder irgend einen andren günstigen Zufall in Stand gesetzt werden, alle die Stufen der Arbeit, der Vorbereitungen, der Kämpfe, der Prüfungen zu überspringen, in welchen der Mann erst die eigentliche Probe auf seine Tüchtigkeit, seine Gesinnung und seinen Charakter macht. Paine war kein Lord, kein Banquiersohn, kein geborener Titelträger, auch war er kein Schwätzer, der durch irgend eine

bestechende Rede in einer halben Stunde zum großen Mann wurde; er war der arme Sohn eines bescheidenen Schnürbrustmachers und er brauchte bloß einige Unzen weniger Gehirn mit auf die Welt zu bringen und weniger Energie des Charakters, so war vom geistigen Befreier dieses Welttheils niemals die Rede und statt des „gesunden Menschenverstandes" und der „Menschenrechte" hätte man höchstens zu Thetford ein Schild mit der Aufschrift gelesen: „Tom Paine, Schnürbrustmacher". Aber der Kopf, der die Mittel aussinnen sollte, die Schnürbrust zu sprengen, womit Despotismus und Verdummungssucht einen Theil der Menschheit einengte, konnte nicht bestrebt sein, der geschäftliche Nachfolger seines frommen Vaters zu werden. Er trieb die ihm widerwärtige Beschäftigung, so lang er mußte, aber er erlag ihr nicht. Er brach sich Bahn durch die engen Schranken seiner Verhältnisse und, durch Selbststudium die mangelnde Gelegenheit der Ausbildung ersetzend, sammelte er sich höhere Kenntnisse, als manche Andre in den günstigsten Verhältnissen erlangen. Trotz Dem trieb ihn die Noth in eine andre, noch widerwärtigere Beschäftigung, zu der sonderbarer Weise das Schicksal einst auch einen Cervantes und Rob. Burns verurtheilte: er wurde Steuerbeamter, Zöllner, Accisseeinnehmer. Diese Stellung war vielleicht die geeignetste, die Widerstandskraft und Selbstständigkeit seines Charakters zu üben. Auch in ihr blieb er Sieger und es konnte nicht fehlen, daß er den Zöllner ebensowohl an die Seite warf wie den Schnürbrustmacher.

Aeußerlich aber blieben immer noch die Verhältnisse Sieger, deren rastlose Agentinn, die Noth, den mittello-

sen Ex-Schnürbrustmacher, Ex-Zöllner und Ex-Tabacks-händler endlich nach Amerika trieb. Wer weiß, was ohne diese erbärmliche Veranlassung, welche wieder einen armen „Fremden" an diese Küste sandte, aus den amerikanischen Kolonien geworden wäre! Hätte man Cromwell nicht gehindert nach Amerika zu gehen, der Kopf Karls I. wäre wahrscheinlich auf seinem Rumpfe geblieben; wäre Paine von Know-Nothings abgeschreckt worden, nach Amerika zu gehen, die amerikanische Revolution wäre wahrscheinlich nie zum Ausbruch gekommen oder zum Siege gelangt.

Nach der Uebersiedelung in diesen Kontinent hörten Paine's Kämpfe mit den Miseren des Lebens nicht auf. Er mußte in Philadelphia für wenige Dollar einem Buchhändler seinen Geist verdingen. Aber er gerieth dadurch wenigstens auf das eigentliche Feld derjenigen Thätigkeit, zu welcher er geschaffen war: durch Propagirung des revolutionirenden Geistes für den Fortschritt und die Freiheit des Menschengeschlechts zu arbeiten. Nachdem sein Charakter auf dem Ambos des Lebens hinlänglich geschmiedet war, fand sein Geist jetzt zuerst die Gelegenheit, der eingeborenen Richtung zu folgen, und er blieb ihr treu bis zum Ende seines Lebens. Kein Vortheil und kein Nachtheil, keine Hoffnung und keine Furcht hat ihn jemals bestimmt, seine Ueberzeugung zu verleugnen, oder gehindert, sie auszusprechen. Was er für wahr hielt, das hat er gesagt, was er für recht hielt, das hat er erstrebt, was er für Lüge und Unrecht hielt, das hat er bekämpft. Wie er in England durch die „Menschenrechte" seine Freiheit, so setzte er in Frankreich durch die Girondistenpolitik seinen Kopf und zuletzt in Amerika

durch Freigeisterei, Antisklavereigesinnung und Opposition gegen den Abgott Washington seine Popularität auf das Spiel. Darin scheint mir die wahre Größe Paine's zu liegen. Die gewöhnlichen so genannten Männer der Freiheit verleugnen ihre besten Ueberzeugungen aus Rücksicht auf eine zu gewinnende Popularität; Paine aber sprach die seinigen sogar aus auf Kosten einer schon erlangten Popularität. Ihm war es kein Opfer, die Gunst Derer wieder zu verlieren, die ihn bewunderten, so lang er sich auf halbem Weg zur Freiheit befand, aber ihm grollend den Rücken kehrten, als er ihnen die Zumuthung machte, den ganzen Weg mit ihm zurückzulegen. Er wollte kein Günstling jener geistigen Krämer sein, welche sich prahlerisch für den Grundsatz der freien Meinungsäußerung erklären, im vorkommenden Fall aber dem freien Geist seine Bahn mit der Elle ihrer Beschränktheit oder der Barriere ihres Egoismus vormessen wollen. Er verschmähte es, auf der Höhe stehen zu bleiben, auf die ihn eine günstige Zeitströmung getragen hatte, und die dauernde Gunst der jungen Republikaner durch Schonung ihrer Schwächen zu erkaufen. Er brauchte nur zu verschweigen, was der religiösen Verdummung und dem politischen Quietismus unangenehm war und es standen ihm Ehrenstellen wie Reichthümer zu Gebot und er würde, wie der konservative Washington, unverleumdet auf die Nachwelt gekommen sein. Aber er verachtete es, persönliche Vortheile auf Kosten der Wahrheit zu erlangen, er hatte den edlen Sinn und Muth, Dasjenige, was für gewöhnliche Politiker der höchste, mit feiger Sorgfalt gehütete Preis des Strebens ist, die Popularität, wegzuwerfen für die Bethätigung einer

unabhängigen Ueberzeugung von Wahrheit und Recht, und so war es natürlich, daß der freieste Geist und unbestechlichste Charakter der nordamerikanischen Revolution zugleich der am Meisten verleumdete ist. Was man gewöhnlich klug nennt, verachtete er, weil er die Wahrheit liebte, und was man praktisch nennt, wies er von sich, weil er den wahren Fortschritt wollte. Kein Wunder, daß er seine „Freunde" verlor und seine Feinde immer mehr erbitterte. Die er zu Republikanern gemacht, konnten es ihm nicht verzeihen, daß er sie auch zu aufgeklärten Menschen machen wollte, und wäre es möglich, sein Verdienst um die politische Freiheit zu leugnen, sie würden es erdrücken unter der Sünde, die er durch Vertretung der religiösen Freiheit begangen. Das Einzige, was sie jetzt zu thun wissen, ist, daß sie ihren aktiven Widerstand gegen den Geist des längst Begrabenen bethätigen durch Verleumdung und den passiven durch Abstinenz bei der Feier seines Geburtsfestes.

Wir, m. H., wir „Fremden" tragen das Unserige bei, jene nativistische Unterlassungssünde einiger Maßen wieder gut zu machen. Aber — erlauben Sie mir diese Frage — sind wir uns auch völlig klar über Alles, was wir eigentlich in Paine feiern oder zu feiern haben? Gerechtigkeit zu üben an einem geschmähten Wohlthäter der Menschheit, Anerkennung zu zollen dem geistigen Bahnbrecher dieser Republik, Hochachtung auszusprechen vor einem freien Geist und unabhängigen Charakter, der durch Uneigennützigkeit und Furchtlosigkeit unser Vorbild zu sein würdig ist — alles Das sind schöne Motive und würdige Gesichtspunkte unserer Theilnahme. Aber es gibt in Thomas Paine auch eine Qualität und eine Macht

anzuerkennen, die Alles entscheidet und dennoch am Wenigsten hervorgehoben zu werden pflegt, wenn nicht bestechende Eigenschaften, äußere Umstände und romantische Zuthaten das Ihrige beitragen, sie bei der Phantasie der Menge einzuschwärzen. Was war Paine? War er ein Würdenträger? War er ein Machthaber? War er ein General? War er ein Säbelheld? War er auch nur ein Held der Tribüne, ein Redner? Nichts von allem Dem. Er war ein einfacher, schlichter Denker mit der Feder in der Hand und einem Bürgerrock auf dem Leibe. Er trug weder einen Heckerhut noch einen Kossuthhut, weder einen Schleppsäbel noch Kanonenstiefel, hatte weder Leibhusaren noch Leibadjutanten, spielte weder Komödie noch den großen Mann und war weder ein Romantiker noch ein Demagoge. Alles, was er repräsentirt, ist der schmucklose revolutionaire Geist auf dem Papier, ist der Revolutions-Schriftsteller, und die einfache Waffe, womit er so Großes gewirkt, war der Gänsekiel.

M. H., lassen Sie uns nicht vergessen, daß wir in dem Andenken Paine's die einfache Macht des Gänsekiels zu ehren haben, der die Wahrheit verkündet und die Lüge bekämpft. Grade in unserer Zeit ist es doppelt nöthig, diesen Punkt hervorzuheben, da die gemeine Gesinnung und die materielle Spekulation es förmlich zu einem Ehrenpunkt gemacht hat, die Macht des Geistes zu leugnen und die Wirkung der Idee zu verachten. Der Geldbeutel und der Säbel, das sind in den Augen unserer Alltags-Weisen die einzigen Waffen, womit man jetzt die Welt erobern und die Menschheit befreien soll. Machen Sie den Vorschlag, in die Nacht, worunter jenseit des Meeres Despoten und Pfaffen alle Freiheitshoffnung zu begraben

suchen, die Blitze des freien Geistes zu schleudern, was wird man Ihnen antworten? Man wird Ihnen mit der Süffisance des Blödsinns begreiflich machen, daß der Geist unnöthig, unnütz und machtlos sei, er müßte denn auf seinem Flug am einen Flügel ein Waffenarsenal und am andren eine Banquierskasse durch die Lüfte schleppen. Man verurtheilt lieber sich und die ganze Menschheit zur thierischen Geistlosigkeit und Gemeinheit, als man das Zugeständniß macht, daß der Geist in den Revolutionen des 19. Jahrhunderts dieselbe bewegende Macht sein müsse, die er in den Revolutionen des 18. war. Ich frage Sie, mit welchen Gedanken und mit welchem Recht feiern Diejenigen den Geburtstag des Schnürbrustmachersohns mit dem Gänsekiel, welche die Macht des Gänsekiels verachten oder an ihr verzweifeln? Wer an den Geist nicht glaubt, warum feiert Der das Andenken des Geistes? Oder soll unser ganzer Geist darin bestehen, daß wir den fremden auf dem Kirchhofe feiern? Lassen wir Paine ruhig schlafen, wenn wir nicht an ihm lernen wollen, daß der Geist vorarbeiten muß, ehe die Faust seine Gedanken zu Thaten machen kann, und daß die Feder die entscheidende Waffe ist, ohne welche die Kanonen nur blinde Zerstörungmittel in der Hand der Brutalität sind. Es fällt mir nicht ein, den ganzen Kampf der Freiheit auf das Papier verlegen zu wollen; aber wer den Kampf auf dem Papier, den Kampf der Gedanken nicht für den entscheidenden hält, wer eine höhere Macht anerkennt, als die des Geistes, wer die Freiheit gründen will ohne mit den Ideen der Freiheit ihren Boden zu besäen, der muß mir erlauben, ihm die Kompetenz zum

Urtheilen über die Bestrebungen eines Freiheitsfreundes und Revolutionairs vollständig abzusprechen.

Erlauben Sie mir, an diese Bemerkungen noch eine spezielle Nutzanwendung für uns selbst zu knüpfen. Als Paine den „gesunden Menschenverstand" veröffentlichte, bestand die Bevölkerung Nordamerika's aus etwa zwei Millionen. In kurzer Zeit waren 100,000 Exemplare seiner Schrift verbreitet, obschon die Meisten im ersten Augenblick vor ihr erschraken. Nun denke ich mir an die Stelle jener zwei Millionen Amerikaner die fünf Millionen Teutschen, welche jetzt dieses Land bewohnen, und frage mich: würde unter ihnen der „gesunde Menschenverstand" dieselbe Verbreitung gefunden und dieselbe Wirkung gethan haben? Indem ich mir diese Frage stelle, schwebt mir die Thatsache vor, daß im Jahr 1855 die „New-Yorker Staatszeitung", welche auf der Seite der Sklavenhalter und des Pfaffenthums kämpft, 25,000 Abonnenten hat, während die Blätter der Gegenseite nothdürftig ihr Leben fristen.

Ich stellte so eben Säbel und Feder einander gegenüber. Ich thue es, so lang sich der Säbel der Feder nicht überall unterordnet. Alle Ehre Denen, die ihr Leben auf das Spiel setzen im Kampf mit den Söldlingen der Despoten; alle Ehre den militairischen Chefs, welche die bewaffneten Bürger zu führen verstehen gegen die bewaffneten Henker und nach errungenem Sieg keine höhere Stellung kennen, als die des u n bewaffneten Bürgers. Allein das Schwert kann nur die Despotenknechte in den Tod senden, die Feder kann die Freiheit in's Leben rufen. Kein militairischer General der amerikanischen Revolution steht so hoch wie ihr geistiger General Tho-

mas Paine. Es muß ein Ehrenpunkt gebildeter Geister und intelligenter Revolutionaire sein, diesen Unterschied festzuhalten im Gegensatz zu der gefährlichen Liebhaberei der Massen an großen Männern in Uniform. Es ist eine rohe und untergeordnete Vorstellung, welche jede Rittmeisternatur, die einige Kugeln pfeifen gehört, gleich zu einem Leonidas aufputzt und welcher jeder bunte Säbelträger mehr imponirt, als die einfachen Träger weltbewegender Gedanken.

Sollte es uns einst vergönnt sein, auf teutschem Boden die Geburtsfeier teutscher Paine's zu begehen, so werden wir dazu gelangen durch Würdigung und Nachahmung des Beispiels, das wir hier vor Augen haben. Wir haben die Freiheit und haben die Mittel dazu, wenn wir nur den Willen haben. Oder steht uns Jemand im Wege, der uns wehrt, „gesunden Menschenverstand" und „Menschenrechte" dem teutschen Volke zu predigen? Zwar gehen die Know-Nothings darauf aus, unsre Muttersprache zu verdrängen, wahrscheinlich damit wir Paine's kosmopolitische Schriften in der Ursprache lesen lernen; aber die Sprache, in welcher Lessing, Göthe, Schiller, Börne, Platen, Feuerbach geschrieben, diese Sprache wollen wir weder verlernen noch verdrängen lassen. Bringen wir sie lieber vollens zu Ehren, indem wir dafür Sorge tragen, daß sie nicht geringere Wirkungen hervorbringe, als diejenige, die man uns an ihrer Stelle aufnöthigen will. Dann können wir vielleicht einst die Amerikaner einladen, in Teutschland eine Republik kennen zu lernen, die weder Sklaven hat noch — Know-Nothings.

Ueber die „Bruderliebe".

Gehalten in Philadelphia.

(1852.)

Man beschäftigt sich selten mit dem Material und der Konstruktion des Sitzes, auf dem man ruht, namentlich wenn er recht bequem ist. Erlauben Sie mir einen flüchtigen Blick in die Vergangenheit dieser Stadt, der Geschichte wie dem Namen nach des Sitzes der Bruderliebe par excellence. Zwar werden sich Manche von Ihnen wundern, einen Vortrag über die „Bruderliebe" zu hören von einem Manne, der im Verdacht des Bruderhasses steht und den ein altehrwürdiges Mitglied der

Presse dieser Stadt sogar den „Mephistopheles der Revolution“ genannt hat. Aber so wie nicht Alles Gold ist was glänzt, so ist am Ende auch nicht Alles Galle was bitter ist. Und was den Mephistopheles betrifft, so erinnern Sie sich der Worte, womit er sich selbst charakterisirt:

„Ich bin ein Theil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.“

Selbst auf die Gefahr hin, den „bösen Willen“ in den Kauf nehmen zu müssen, lasse ich mir diese Charakteristik gefallen, wenn das „Schaffen des Guten“ das Ende des Drama ist. Ständen meine Mittel im Verhältniß zu meinem bösen Willen, so würde ich Ihnen offen erklären, daß es meine verbrecherische Absicht sei, die ganze Menschheit, vom Nordpol bis zum Südpol, frei, vernünftig, glücklich zu machen. Mögen Sie mir zürnen wegen dieses Frevels an dem einzigen unangefochtenen Rechte der Menschen, dem Rechte nämlich, Sklaven, Dummköpfe und Elende zu bleiben: ich nehme die Folgen meiner Sündhaftigkeit auf mich sogar Dem gegenüber, der mich einen „Mephistopheles der Revolution“ genannt, obschon er selbst sich nicht als einen Dr. Faustus der Revolution gezeigt hat.

Keine Religion hat sich jemals in so viel streitende Parteien und Sekten verzweigt, wie die Religion der Liebe und Einigung, das Christenthum. Die Fabelhaftigkeit, welche seine Entstehung umgibt, die Unbestimmtheit seiner Lehren und der weite Spielraum, welchen neben dieser Unbestimmtheit seine weitgehenden Foderungen der Auslegung und Anwendung überlassen, mögen die Hauptursachen jener vielfachen Sektenbildung sein. Der

fruchtbarste Boden phantastischer Ausschweifung und schwärmerischer Verirrung ist jene vage, allgemeine Menschenliebe, welche Alles verlangt und nichts bestimmt, welche in einer unmöglichen Aufgabe den Schwärmern eine stete Versuchung hinstellt, an der Menschheit die Experimente ihrer mystischen Heil- und Liebeslehre zu wiederholen, welche bald dem schwachen Wohlwollen, bald dem fanatischen Eifer zur geeigneten Folie dient und am Ende den edlen Schwärmer zu demselben Resultate bringt wie den frechen Betrüger, nämlich: der Menschheit nichts zu nützen, sondern sie ewig hinzuhalten und zu hindern an der klaren Erkenntniß ihrer Zwecke und der entschiedenen Geltendmachung ihrer Rechte.

Wie alle Religionsstifter, so lassen auch alle Sektenstifter den Beurtheiler in Ungewißheit, wo der Schwärmer in ihnen aufhört und der Betrüger in ihnen beginnt. Das interessanteste Beispiel der neuesten Zeit haben Sie vor Augen in dem Vagabunden Smith, der in einem Wald jene mosaischen Metalltafeln fand, auf welchen ihm die Vorsehung das heilbringende Buch der Mormonen überlieferte. Ob in diesem Smith der Schwärmer den Betrüger, oder der Betrüger den Schwärmer erzeugt hat, ist mir nicht klar; klar aber ist mir, daß seine kühne Betrügerei und das von ihm gestiftete wüste Mormonenthum ein ganz logisches Resultat jener vernunftmörderischen Lehren sind, welche die Mehrzahl der Menschen noch als die Quelle alles Heils ansieht und deren Kodex die Bibel ist.

Gehen Sie in der Geschichte der Sektirer, welche die christliche Liebe ausbeuteten, etwas weiter, bis ins 17. Jahrhundert zurück, so finden Sie in England einen kon-

fusen Schustergesellen, der eben so ungebildet war wie Smith und durch ein ähnliches Gemisch von Betrug und Schwärmerei der Stifter einer weitverbreiteten Sekte wurde. Ich meine den Schustergesellen Georg Fox, der, nachdem er mehrere Audienzen bei Sr. Majestät dem Herrn Gott gehabt, in ungegerbte Thierfelle gekleidet das Land durchzog und die bloß mit Menschenfell überzogenen Christen zu überzeugen suchte, daß man „vor dem Worte Gottes zittern" müsse, wodurch er der Vater der Zitterer oder Quäker wurde. Neben dem Zittern waren die Hauptkapitel seiner Lehre die Liebe der Christen und der Haß der Wissenschaft, weshalb denn auch der erleuchtete Schustergeselle seine Anhänger mit unanfechtbarer Folgerichtigkeit Kinder des Lichts nannte. Mephistopheles sagt bekanntlich:

„Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft,
So hab' ich dich schon unbedingt."

Trotz dem Haß der Wissenschaft zog die Quäkersekte, nachdem sie durch alle Verfolgungen hindurch sich Bahn gebrochen hatte, Männer an, welche mit einem schwärmerischen Naturell bedeutende Kenntnisse vereinigten. Sie glaubten in dem pfaffenfeindlichen Quäkerthum die rohen Anfänge einer Regeneration des entarteten Christenthums zu finden. Unter ihnen zeichnete sich namentlich aus Wilhelm Penn, der Sohn einer berühmten und reichen Familie, ein edler und aufopfernder Mann, der mit seinen Kenntnissen dem unwissenden Quäkerthum bei dessen Konflikten mit aller Welt zu Hülfe kam und sein großes Vermögen nur zu Wohlthaten verwandte. Er läuterte

das Quäkerthum und breitete es aus. Besitzer eines bedeutenden Landstrichs in diesem Staate, sicherte er seinen verfolgten Anhängern hier eine freie Niederlassung und als Denkmal dieser christlichen Vereinigung zu allseitiger Duldung, welche nur den Glauben an einen Gott zur Bedingung der Theilhaberschaft machte, entstand die Stadt der Bruderliebe. Es scheint, daß man sich Aussichten gemacht hat, diese Stadt werde nach und nach zum Mittelpunkt eines neuaufgelegten Christenthums oder der ganzen Christenheit werden. Nicht Rom und nicht Byzanz, sondern Philadelphia sollte das Zentrum werden für die Erlösung der Menschheit. Die Menschenliebe hatte sie nicht bewahrt vor Haß und Leiden aller Art; jetzt sollte die Bruderliebe an ihre Stelle treten und der Quäker den Christen retten wie der Christ den Heiden. Nachdem das Christenthum so viel Sekten erzeugt, wollte jetzt wieder eine Sekte das wahre Christenthum erzeugen. Die Tochter wollte die Fehler der Mutter korrigiren, aber sie vergaß, den Vater zu ändern und der Vater heißt: Glaube. So lang das Christenthum besteht, hat die Aufgabe seiner Hauptvertreter nur darin bestanden, es auf ihre Weise zu korrigiren oder neu aufzulegen. Kein gutes Zeugniß für die Originalauflage! Ob es besser geworden, das mögen Ihnen seine Hauptverbesserer in diesem Lande zeigen: die Quäker und die Mormonen.

Ich wüßte keine christliche Sekte, welche, trotz allem Unsinn und Fanatismus, bessere Absichten und Grundsätze gehabt hätte, als die Quäker. Und doch — was ist aus ihnen geworden? Sind es wahre Menschen, jene friedlichen Märtyrer der Abstinenz, jene nüchternen Uni-

formisten der Unschuld, jene seufzenden Kinder der Beschaulichkeit, jene zitternden Sonderlinge der Gemüthlichkeit, jene breitkrämpigen Hüter des geistigen Schattens? Haben sie der Menschheit einen neuen Geist eingehaucht, haben sie das Unrecht vernichtet, das Elend verbannt, den Haß getödtet, die Schlechtigkeit gemindert? Sie haben nach meiner Ansicht nichts gethan als den neuen Beweis geliefert, daß bei aller guten Absicht und aller aufopfernden Tugend die Gemüthlichkeit und der Glaube falsche Mittel zur Regeneration der Menschheit sind und daß die Bruderliebe eben so wohl ein leeres Wort ist wie die Menschenliebe.

Hasse die Wissenschaft, aber liebe die Brüder; trotze den Verfolgungen der Menschen, aber zittere vor dem Worte Gottes; übe die Tugend, aber kasteie die Menschlichkeit. In dieser Quintessenz des Quäkerthums haben Sie mit drei Worten jene unseelige Verschwisterung von Gemüthlichkeit und Unvernunft, von Aufopferung und Fanatismus, von menschlichem Streben und Verachtung des Menschlichen, jene unseelige Verschwisterung, welche seit 1800 Jahren die Menschheit in vergeblichen Anstrengungen sich abmühen heißt, um zu erreichen was nicht möglich und zu übersehen was nöthig ist, welche sie quält um sie glücklich zu machen, sie in Fesseln schlägt um sie zu befreien, sie abtödtet um sie neu zu beleben. Auf diese Abwege muß auch die beste Absicht gerathen, sobald der Mensch sich selbst verläßt und, statt in sich, seine Bestimmung und Berechtigung sucht in einer außermenschlichen Macht und Autorität.

In der Nähe dieser Stadt befindet sich ein unheimliches festungartiges Gebäude, welches, wenn es in Neapel läge,

für den Palast des Ungeheuers würde gehalten werden, das sich dort an den Qualen eines zertretenen Volkes weidet. Jenes Gebäude ist ein berühmtes Institut der Bruderliebe, es ist das große pennsylvanische Gefängniß! Ich wüßte kein passenderes Bild der christlichen Gemüthlichkeits- und Glaubens-Beglückung, als jenes Institut der Verzweiflung, jene Pflanzschule des Wahnsinns, jene Marterhöhle der Unmenschlichkeit, jener wahrhafte Vorhof der Hölle. Wollen Sie die christliche Bruderliebe in ihrem wahren Wesen und Charakter erkennen, so folgen Sie ihr in diejenigen Anstalten, wo sie an „gefallenen Brüdern" sogenannte Gerechtigkeit übt, folgen sie ihr zum Galgen und namentlich in das Zellengefängniß. Dort finden Sie die quäkerische Abtödtung und Beschaulichkeit bis zum Wahnwitz getrieben und zum Zittern bedarf es dort keiner Auffoderung mehr. Durch die ganze Geschichte hindurch hat sich die Phantasie der Grausamkeit oder des Fanatismus in der Erfindung von sogenannten Strafarten erschöpft und es ließe sich nach den Amtsverrichtungen der Henker und Büttel eine förmliche Anleitung für Kannibalen entwerfen, ja die Brutalitäten der Kannibalen sind Stümpereien gegen die kalten, offiziellen Unmenschlichkeiten, womit die Gesellschaft oder ihre Herrn die Verbrechen züchtigten, die sie selbst geschaffen; aber der Bruderliebe par excellence war es vorbehalten, in ihrem frommen Raffinement die unnatürlichste, grausamste aller Martermethoden zu erdenken, eine Methode, für die ihr alle Tyrannen dankbar sind und die alle christlichen Tyrannen mit Vorliebe von ihr übernommen haben. Die Frömmigkeit ist widerlich wo sie liebt, aber scheußlich ist sie wo sie straft. Es ist, als wolle sie

sich durch ihre Strafarten entschädigen für den Zwang, den sie sich anthut durch ihre Liebe, und obschon Hölle und Fegfeuer ihrem christlichen Reinigungseifer tröstend winken in jener Welt, sucht sie Alles aufzubieten, um schon in dieser dem göttlichen Exekutor ihrer Bruderliebe zuvorzukommen.

Meine Herrn, dem freien, human gesinnten Menschen erscheint die Strafe überhaupt als ein Unsinn und ein Verbrechen. Die Strafe ist ein Kind des Wahns. Sie fließt aus dem Begriff der Sünde und die Sünde ist ein Verbrechen an einem eingebildeten Wesen. In der Strafe soll sich die Rache und die Sühne vereinigen und wer dadurch versöhnt werden soll, ist — die in einen „Gott" verlegte Rohheit und Unmenschlichkeit gläubiger Menschen. Ohne den Glauben an einen Gott wäre die Strafe nie erfunden worden, sie hätte sich begnügt, als einfache menschliche Rache aufzutreten und wäre als solche durch den Exzeß sehr bald zur Umkehr in ein menschliches Geleise gezwungen worden. Aber nachdem die Menschen einmal in einem unbegreiflichen Götzen, in einem zürnenden Jehovah einen unersättlichen Träger ihres Fanatismus erfunden, kannte ihre Wuth, denselben zu beschäftigen, keine Grenzen mehr, ihre Rohheit hatte einen heiligen, vor der Empörung geschützten Vorwand, der Opferdienst wurde zur Pflicht und die Menschenquälerei wurde zum Kultus, wodurch die Quäler sich verdient machten auf Kosten der Gequälten.

Die Strafe ist durchaus theologischen Ursprungs, sie ist ein Schwert des frommen Fanatismus, in die Hand eines übernatürlichen Rächers gegeben, und sie hat es verursacht, daß selbst die schlechtesten Menschen besser waren als ihre

Götter. Von ihrem theologischen Charakter verliert die Strafe auch da nichts, wo sie, statt im Namen eines Gottes, im Namen des Staats auftrit. Dieser Staat ist ebenfalls weiter nichts als ein strafender Götze, gleichsam der Gott der politischen Frömmigkeit, dem man für eingebildete Beleidigungen eine eingebildete Sühne bereitet, aber wirkliche Opfer darbringt. Was thut der einzelne Mensch, dem einzelnen Menschen gegenüber, wenn ihm ein Unrecht geschehen? Er rächt sich, oder er entschädigt sich, oder er verzeiht, das Strafen aber kommt ihm nicht in den Sinn. Doch der Staat, dieser Inbegriff einzelner Menschen, verlangt noch eine aparte Genugthuung: er bestraft.

Zur Strafe gehört ein Verbrechen. Aber was ist ein Verbrechen? Ist es nicht ein willkürlicher Begriff? Ist das Verbrechen nicht abhängig vom bestehenden Recht und ist das bestehende Recht das wirkliche Recht?

> Es erben sich Gesetz und Rechte
> Wie eine ew'ge Krankheit fort,
> — — — — .
> Doch von dem Rechte, das mit uns geboren ist,
> Von dem ist leider nie die Frage.

Zum Begriff eines wirklichen Verbrechens gehört die Verletzung eines wirklichen Rechts und die völlige Zurechnungsfähigkeit des Verbrechers. Nun sehen Sie sich die Strafgesetze an und Sie werden finden, daß ein großer Theil der Rechte, durch deren Verletzung man ein Verbrecher werden kann, weiter nichts sind als Unrecht, geschützt durch den Code penale. Hat es doch die Bruderliebe einmal über sich gewonnen, die Befreiung eines

Menschen aus der Sklaverei für ein Verbrechen zu halten und gibt es doch keinen treueren Wächter des Menschenjagdgesetzes als den Staat der Bruderliebe! Aber noch ungerechter, als durch die willkürliche Schaffung der Verbrechen, wird das Strafsystem durch die Schuld, welche die Gesellschaft an den verpönten Handlungen trägt. Unter 100 Verbrechen gibt es mindestens 90, welche auf Rechnung des Staates kommen, der sich das Recht anmaßt, sie durch Galgen, Zellengefängniß und alle sonstige Mittel der Barbarei zu bestrafen. Also im Grunde ist nicht der Bestrafte, sondern der Staat der Schuldige, so daß sich nicht bloß der Kläger und Richter, sondern merkwürdiger Weise auch der Verbrecher in Einer Person, freilich einer „moralischen Person", unbedenklich vereinigen.

Die meisten sogenannten Verbrechen entspringen dem Mangel an Freiheit, oder dem Mangel an Existenzmitteln, oder dem Mangel an Erziehung. Hat aber der Staat eine andere Bestimmung, als, die Freiheit, die Existenz und die Erziehung Aller möglich zu machen? Und kommen nicht auf seine Rechnung die Folgen, wenn er diese Aufgabe nicht löst? Doch der Staat hat kein Gewissen. Statt die Quelle der Verbrechen zu verstopfen, wozu er allein die Mittel besitzt, begnügt er sich mit dem traurigen Amt sie zu bestrafen; statt ein Helfer zu werden, beeifert er sich, ein Henker zu sein, und reichen seine Schrecken nicht aus zur würdigen Illustration seiner Humanität, so kommt ihm die Frömmigkeit zu Hülfe und martert seine Opfer mit Bruderliebe.

Nichts in der Welt kann die „Bruderliebe" mehr kompromittiren und in ihrer Lügenhaftigkeit darstellen, als

die Strafe. Der freie, humane Mensch kennt keine Strafe. Die Sühne ist ihm eine götzenhafte Barbarei und die Abschreckung findet er in der gebildeten Gesinnung statt am Galgen oder in der einsamen Zelle. Was geschehen ist, wird durch keinen Henker ungeschehen gemacht, und was geschehen kann, hängt von den Einrichtungen des Staats und der Erziehung des Volkes ab.

Es ist die erste Aufgabe, die heiligste Pflicht des Staates, Das zu verhüten, was er bisher nur zu bestrafen wußte. Wird aber dennoch ein Unrecht verübt, so ist es seine Aufgabe, die Uebelthäter zu bessern durch menschliche Mittel; und so lang die Besserung nicht zu erzielen ist, begnügt er sich mit der einfachen Maßregel der Klugheit und Nothwendigkeit, den Verbrecher durch Absonderung für die Gesellschaft unschädlich zu machen, ohne ihn zu quälen.

Vergleichen Sie diesen Standpunkt mit der christlichen Heilmethode, welche einen durch die Schuld der Gesellschaft zum Verbrecher gewordenen Menschen in eine einsame Zelle sperrt, ihm keine andere Gesellschaft lassend, als den Götzen, dem er geopfert wird, keine andere Beschäftigung, als ein Kompendium des Unsinns, keine andere Betrachtung, als die seiner verzweiflungsvollen Lage, keinen andern Wunsch, als den des Todes, und keine andere Erlösung, als das Grab oder das Irrenhaus! Das, meine Herrn, ist eine Bruderliebe, welche die Vernunft verabscheut und die Humanität verflucht als die schrecklichste Ausgeburt, welche der Geist fanatischer Finsterniß und frömmelnder Grausamkeit unserer Zeit überantwortet hat. Es wird eine Zeit kommen, welche jene finstern Mauern niederreißt, in denen die einsamen Seufzer der Gepeinig-

ten vergebens die barbarische Zivilisation dieses christlichen Geschlechts verklagen, und diese Zeit „wahrer Bruderliebe“ wird heraufgeführt werden nicht durch fromme Büßer, sondern durch freie Menschen.

M. H. Es ist nicht meine Absicht, vor Ihrem Blick ein Gemälde der Greuel und Irrthümer zu entrollen, welche die Menschen schon im Namen der Religion, im Namen Gottes u. s. w. begangen haben, denn mit der Religion habe ich hier nur beispielsweise und beiläufig zu thun. Ich habe nur einige geeignete Erinnerungen und Beispiele aus Ihrer nächsten Umgebung benutzen wollen zur Anknüpfung und Begründung meines eigentlichen Thema, welches in dem Satz besteht: nicht die Gemüthlichkeit, sondern der Verstand, nicht die Schwärmerei, sondern die Erkenntniß, nicht die „Liebe“, sondern das Recht zeigen den Weg zur Erlösung der Menschheit.

Die Gemüthsthätigkeit, getragen durch die Phantasie, ist die untergeordnete Funktion der geistigen Kraft. Im Kinde, in der Jugend waltet die Gemüthsseite und die Phantasie vor und eben so in der Kindheit, in der Jugend ganzer Völker oder der ganzen Menschheit. Deshalb ist die Kindheit der Völker die Zeit der Religion, welche in Ermangelung von Kenntniß und Wissenschaft den innern Drang befriedigt durch die Schaffung einer Welt von Fabeln und Reizmitteln des Gefühls. Deshalb waren auch die meisten Religions- und Sektenstifter, wenn sie die Religion nicht gradezu als Regierungsmittel für unmündige Massen anwandten, vom Sohne des Zimmermanns bis zum Schustergesellen Fox, unklare Köpfe ohne scharfe Erkenntniß und wissenschaftliche Bildung, wenn auch nicht ohne Talent, dessen sie nothwendig bedurften

um Anhänger zu gewinnen. In früheren Zeiten war es leichter, eine Religion zu stiften, als sie zu entbehren. Hätte Sokrates ein Religionsstifter werden wollen, so brauchte er bloß einige Eingebungen „Gottes" vorzuschützen und statt des Kreuzes verehrte die gläubige Welt den Giftbecher. Aber Sokrates war ein zu klarer Kopf und ehrlicher Denker, um ein Religionsschwärmer und Komödiant zu werden. Er begnügte sich, ein Lehrer des gesunden Menschenverstandes zu sein, und starb als menschlicher Philosoph statt als gottgesandter Prophet.

Wir leben augenscheinlich jetzt in einer Zeit des Ueberganges, worin die Entwickelung der Völker sich aus dem jugendlichen Reich der Gemüthlichkeit und Phantasie durchkämpft in den reiferen Zustand des sichtenden Verstandes und der klaren Erkenntniß. Die Vermittlerinn dieses Ueberganges ist die Kritik. Sie läßt kein bloß hergebrachtes Vertrauen in Ruhe, hat keinen Respekt vor imponirenden Redensarten, fragt jedes Stichwort der Autoritäten nach seiner eigentlichen Bedeutung und zieht unbarmherzig sogar dem Glauben, der Hoffnung und der Liebe gleichsam die Haut ab, in der sie so lang als täuschende Chamäleons geschillert haben. In dieser Uebergangszeit nun hat, durch die Kritik gerüttelt, auch das gemüthliche Streben für die Erlösung der Menschheit sich aus der Luft der himmlischen Verheißungen mehr auf den praktischen, reellen Boden herablassen müssen. Sich mit dem ätherischen Reich der Religion begnügen konnte es nicht mehr; sie mit der reinen Erkenntniß zu vertauschen vermogte es noch nicht; es versuchte daher mit mehr oder weniger Bewußtsein, die Religion, das Christenthum, in ganz prosaischer Form geltend zu machen und es sogar in

Zahlen zu bringen. Es verpflanzte die Bruderliebe vom religiösen Boden auf den ökonomischen Boden und so entstand jene mystische, mitunter wohlmeinende, aber eben so unfruchtbare wie widerwärtige, kommunistische Brüderlichkeit, welche die freien, individuellen Charaktere im Jordan der Gemüthlichkeit ersäuft, um ungestört den allein individuell bleibenden Magen mit der Kost der Gemeinschaftlichkeit füllen zu können. Alle diese kommunistische Brüderlichkeit ist, wie die religiöse, nichts Anderes als dumpfe Sektirerei und sie knüpft sich, wie die religiöse, immer an einen Namen, eine Autorität, einen Sektenstifter und Sektenmeister. Der Kommunismus ist nichts als ein Ausläufer des Christenthums und der wahre Kommunismus muß christlich sein. Ich kenne daher auch nichts Widerspruchvolleres, Unausstehlicheres und Unehrlicheres, als den in Teutschland aufgekommenen atheistischen Kommunismus, der den göttlichen Diktator des Geistes durch menschliche Diktatoren des Magens ersetzen will.

Der Prototyp der kommunistischen Sektirer ist der Ikarier Cabet, dieser patriarchalische Kasernenquäker, dieser „christliche Philosoph" der Stallfütterung, dieser Messias mit dem Kochlöffel in der Hand, den er glaubte zum Szepter machen zu können für die ganze Christenheit. Solcher, in der Regel halb aus Gemüthlichkeit, halb aus Eitelkeit, mitunter aber auch ganz aus Spekulation zusammengesetzten Sektengeister gibt es noch eine große Menge in unserer Zeit. Bald suchen sie das Feld ihrer Wirksamkeit in größeren Gemeinschaften und Organisationen, bald in kleinen Vereinen. Immer jedoch ist ihre Grundlage die Gemüthlichkeit, die Bruderliebe, das Patriarchenthum und ihr Werkzeug die gesellige Konspiration und die gehorchende

Beschränktheit. Die verderbliche Wirkung ihrer Bemühungen ist aber stets die Verengung des Gesichtskreises durch Kliquen-Gesinnung und die Umnebelung des Erkenntnißvermögens durch den Dusel unklarer Brüderlichkeit. Und wohin die Brüderlichkeit im Großen führt, das haben Sie an dem Schicksal der französischen fraternité gesehen. Sie war im offiziellen Gebrauche nichts als eine wohlfeile Konzession an den Sozialismus und dieser Sozialismus war genügsam genug, sich durch eine gemüthliche Phrase um die Anerkennung des Rechtes betrügen zu lassen. Und wozu haben solche Phrasen uns Teutschen genützt? Es geschieht aus innerster Ueberzeugung, nicht aus launenhafter Uebertreibung, wenn ich behaupte, daß die teutsche Gemüthlichkeit die Verrätherinn der teutschen Freiheit ist. Weg vom Kampfplatz der Zeit mit der Gemüthlichkeit, weg mit der Brüderlichkeit! Sie sind nichts als das Faulbette der Gedankenlosigkeit und Energielosigkeit. Die Bruderliebe ist die Philosophie des Lagerbiers. Wir Revolutionsmephisto's könnten uns das Leben und Streben ganz bequem machen, wenn wir diese Philosophie ebenfalls kultivirten, wenn wir, statt uns mit Kritik, mit Verstandesschärfung und Begriffsreinigung abzugeben, an die schwache, d. i. die gemüthliche Seite der Menschen appellirten, mit Bundesbrüdern und Bruderliebe um uns würfen, unser Talent zur Verfertigung schöner Phrasen mißbrauchten, mit wohlberechneten Komplimenten den Schwächen und Vorurtheilen einzelner Klassen und Personen schmeichelten und ihr Erkenntnißvermögen einlullten, um — beschränkte Sektirer oder Personendiener zu erziehen, statt freie Menschen und Diener der Idee. Wir würden dann Niemanden beleidigen oder vor den Kopf stoßen,

wir würden uns Anhänger, vielleicht sogar eine „Macht" schaffen, aber wir würden klein und egoistisch handeln, wir würden Verrath begehen an der Wahrheit und ihrem Bahnbrecher, dem freien Geist. Der freie Geist kümmert sich, wie die Sonne, nicht um die Bequemlichkeit der Schläfer und die Sicherheit der Nachtwandler und er muß sich stets den höchsten, wenn auch einsamsten Punkt, nicht die gemüthlichen Thäler, aussuchen, damit er wo möglich Alles überschauen und nach allen Seiten hin sein Licht verbreiten könne. Und er wird es verbreiten. Glauben Sie mir, der freie Geist behält das letzte Wort, und während die Gemüthlichkeit in den Fanatismus der Beschränktheit oder die Schlaffheit der Verzweiflung ausläuft, endigt der freie Geist mit heiterer Humanität und sicherer Ueberlegenheit.

Nicht von verschwimmender Gemüthlichkeit, welche keinen Halt für ihre Foderungen hat, sondern von dem klar bestimmenden Verstande, der gebieterisch auftrit und den Widerspruch vernichtet; nicht von beschränkter Sektirerei, welche ein zufälliges Bedürfniß oder eine persönliche Liebhaberei zum Ausgangspunkt hat, sondern von dem allgemein, demokratisch durchgeführten Kampf der Geister und Kräfte, der alle Bedürfnisse und alle Gesichtspunkte in Frage zieht; nicht von dem gemüthlichen Kompromiß der Differenzen, welcher die Wunden verklebt, um sie nicht heilen zu müssen, sondern von der unerbittlichen Konsequenz in der Geltendmachung von Wahrheit und Recht; nicht von gläubiger Folgsamkeit und rationalistischer Vermittlung, sondern von prüfender Kritik und radikaler Entschiedenheit ist die Umgestaltung der Gesellschaft, die Regeneration der Menschheit, die Heraufführung einer

neuen Zeit der Erkenntniß und des Glückes zu erwarten. An der „Liebe" hat die Menschheit nun schon 1800 Jahre laborirt und sich zum Haß entzündet; das Recht muß sie davon heilen. Von der Liebe kommt das Belieben her. Schaffen wir das Belieben ab und führen wir das Recht dafür ein, so brauchen wir wegen der Liebe nicht zu sorgen. Die erste Liebe muß die Rechts- und Wahrheits-Liebe sein, ihr wird jede andere von selbst folgen.

M. H., ich weiß, daß es eine abstoßende Sprache ist, die ich hier führe. Es ist die Sprache der „Gemüthlosigkeit", der „Herzlosigkeit", wie die Leute es nennen. Allein ich bin mir ganz klar in Bezug auf meine Stellung und meinen Zweck. Ein Mensch ohne Gemüth und ohne Liebe ist mir persönlich vielleicht mehr zuwider, als den schön redenden Predigern der Bruderliebe. Aber selbst der Stifter der Liebesreligion hat gesagt, er bringe nicht den Frieden, sondern das Schwert. Dieß Schwert ist für unsere Zeit nicht der Eifer des Glaubens, sondern die Kritik, die Polemik, die Agitation des Verstandes. Die geistige Entwickelung der Menschheit vollzieht sich wie die physische Entwickelung der Natur nur durch Kampf, durch zerstörenden und in der Zerstörung umwandelnden Kampf, und wer im öffentlichen Kampf der ringenden Kräfte, vollends in Zeiten der Revolution, die Schärfe des Verstandes und die Kraft der Leidenschaft ersetzen wollte durch die Milde der Gemüthlichkeit und die Versöhnlichkeit der Liebe, der wäre mehr als bedauerlich, der wäre lächerlich. Es gibt in allen Dingen nur *eine* Wahrheit und *ein* Recht. Also gilt kein Bundschließen, keine Schonung und kein Vergleichen, es gilt einfach nur Sieg oder Niederlage. Wer aber, der eine Wahrheit und ein Recht

ganz erkannt zu haben glaubt und ihre Geltendmachung zu seiner Aufgabe gewählt, wäre im Stande, sie aufzugeben? Wenn alle Despoten der Gewalt vernichtet sind, bleibt Einer übrig, der gebieterischer und unerbittlicher ist als alle anderen. Dieser Despot heißt Vernunft. Aber sein Joch zeichnet sich dadurch aus, daß die freiesten Menschen es am Liebsten tragen, und nur die Dummheit oder der Egoismus empört sich gegen seine Herrschaft. Doch selbst der eingefleischteste Revolutionair kann diese Empörung nicht ertragen und er zieht gegen sie zu Felde mit dem Eifer eines loyalen Unterthans der legitimsten aller Herrscherinnen.

M. H., es gibt Sterne, deren Licht Millionen Jahre braucht, um zu uns auf die Erde zu gelangen. Das ist zu begreifen und auch zu ertragen. Wenn aber das Licht der einfachsten, handgreiflichsten, unüberwindlichsten Wahrheit, die heller leuchtet als der glänzendste Fixstern, verstockter Dummheit und böswilligem Egoismus in's Gesicht gehalten, wirkungslos abprallt, wie der Pfeil an einem Panzer, so gehört mehr als Verstand dazu, dieß zu begreifen, und mehr als Geduld, es zu ertragen. Die Fragen der Wahrheit und des Rechts sind einfacher, als es scheint, und sie werden täglich einfacher. Jedenfalls sind sie in der Hauptsache festgestellt und wo dieß nicht zugegeben wird, da entsteht die nothwendige, unabweisliche Foderung: entweder Widerlegung oder Annahme! Wollen wir der Wahrheit und dem Recht zum Sieg verhelfen, so müssen wir sie durch solche Alternative klar feststellen und kategorisch behaupten wie mathematische Exempel, ihnen aber nicht durch Gemüthlichkeit die Spitze abbrechen lassen. Die Gemüthlichkeit vergißt, gibt nach, findet sich

ab; was der Erkenntniß errungen worden, kann nicht verloren gehen und Konzessionen zu machen ist ihr eine Unmöglichkeit. Hr. Hansemann sagt: „in Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf". Es sollte aber heißen: in Rechts- und Wahrheitssachen hört die Gemüthlichkeit auf. Wenn ich einen Menschen liebe wie mich selbst ich kann ihm nicht die Konzession machen, daß er recht gehandelt habe, wo ich ein Unrecht erkenne; und wenn mir ein Zweiter zuwider ist wie ein Ungeziefer, ich kann nicht behaupten, 2 mal 2 mache 5, weil er behauptet hat, es mache 4; und wenn ich einen Dritten hasse wie das Feuer, ich kann mich nicht hinreißen lassen, ihm die Rechte abzusprechen, die ich als das Gemeingut aller Menschen erkenne. Wahrheit und Recht müssen gesichert sein und anerkannt werden unabhängig von Haß und von Liebe, von Personen und Verhältnissen. Es dahin zu bringen, ist unsre höchste Aufgabe. Von der Erreichung dieses Ziels sind wir aber noch weit entfernt, auch in der eigenen Partei. Doch so lang wir es nicht erreicht haben, dürfen wir nicht aufhören, „herzlos" zu sein, wie die gemüthlichen Leute es nennen. In dieser Zeit des unentschiedenen Kampfes um die höchsten Zwecke, die der Menschheit jemals vorgeschwebt haben, Frieden zu schließen, oder die Gemüthlichkeit des Biertisches in die öffentliche Arena zu übertragen, ist Schlaffheit, ist Charakterlosigkeit und Verrath. Kämpfen wir denn, so lang wir die Kraft dazu haben! Die Ruhe kommt nur nach dem Sieg oder nach der Ermattung. Erleben wir nicht die Ruhe des erkämpften Friedens, so müssen wir im Bewußtsein erfüllter Pflicht uns allerdings begnügen mit der Ruhe des Invaliden. Aber hüten wir uns, die Invalidität

vorweg zu nehmen und aus ihr eine Kunst und ein Geschäft zu machen. Wer ehrenvoll Invalide geworden ist und sich als solcher gibt, den wollen wir ehren als einen Veteranen der Revolution; wer aber vom Invaliden nichts hat als die Unthätigkeit und vom Kampf nichts will als den Kampfpreis; wer als höchste Thätigkeit die Kunst entwickelt, für seine Unthätigkeit nichtige Vorwände zu finden, und den gerechten Vorwürfen der Thätigen nichts entgegenzuhalten weiß, als die Bärenhaut, auf der er liegt und seine Prozente verzehrt, der, meine Herren, verzichte auf unsere Sympathie und er schweige uns von seinem Patriotismus und seiner — „Bruderliebe"! Für die wahre Bruderliebe wirkt am Meisten, wer am Meisten die Erkenntniß und Geltendmachung von Wahrheit und Recht befördert und ein Mephistopheles, der im Stande wäre, die Dummheit zu tödten durch den Geist, die kleinen Spekulationen der Persönlichkeiten zu erdrücken unter dem Gewicht der Idee, die gemüthlichen Liebhabereien der Romantik zu zerstören durch die geweckten Bedürfnisse des Verstandes, die Denkfaulheit und Charakterlosigkeit zu ersetzen durch Konsequenz der Gedanken und Grundsätze, die Rohheit eines materiellen Schlendrians zu verdrängen durch den Sinn für Fortschritt und Bildung — ein solcher Mephistopheles hätte mehr für die „Menschenliebe" und „Bruderliebe" gethan, als der gekreuzigte Nazarener mit sammt allen seinen Aposteln und Nachahmern der alten und neuen Zeit.

Ueber „freie Männer".

Gehalten in St. Louis.

(1852.)

So viel ich mich erinnere, war es St. Louis, wo sich zuerst ein Verein unter dem Namen „Freie Männer" bildete. Seitdem sind derartige Vereine auch an andern Orten entstanden und es scheint, daß binnen Kurzem jeder Ort der Union, in welchem sich eine entsprechende teutsche Bevölkerung befindet, einen Verein „freier Männer" haben wird. Es ist dieß um so erfreulicher, je schwieriger es war, in der geistigen Wüste, die uns in dieser Republik noch vor nicht langer Zeit umgab, Oasen der Bildung

und Aufklärung zu schaffen, und um so nöthiger, je frecher die Wüstenthiere in grauen und schwarzen Schaaren sich auf die menschlichen Wandrer und Karavanen stürzen. Je nöthiger nun aber die Vereinigung und je wichtiger die Aufgabe der „freien Männer" geworden, um so zeitgemäßer scheint es mir zu sein, sich möglichst klare Begriffe von den Eigenschaften und Zwecken eines freien Mannes zu bilden. Was ist, was will, was soll ein freier Mann? Dieß ist, wie mir deucht, die erste Frage, welche sich in einem Verein freier Männer jedem Mitgliede aufdrängen und ihm stets gegenwärtig bleiben muß. Indem ich mir erlaube, durch meinen Vortrag zur Beantwortung dieser Frage mein Schärflein beizutragen, setze ich vor allen Dingen ein so freies Auditorium voraus, daß es demselben keine Beklemmung verursacht, die offene Darlegung der Ansichten eines Publizisten zu vernehmen, der für sich nie eine höhere Aufgabe gekannt und nie eine größere Ehre erstrebt hat, als die, ein freier Mann zu sein. Es ist mir nicht überall das Glück geworden, ein durchgängig so freies Auditorium zu finden. Ich habe mitunter Zuhörer gehabt, die mir vor der Stunde des Vortrags biedermännlich die Hand schüttelten, weil sie erwarteten, ich werde nur sagen, was ihrem momentanen Geisteszustande oder ihrem persönlichen Interesse zusagte, die aber plötzlich wie Trampelthiere mit Ostentation als meine geschworenen Feinde aus dem Saal hinausstürmten, als ich Dinge produzirte, die ihr geistiges oder freiheitliches Maß überschritten. Und diese trampelnden Protestanten glaubten ganz absonderlich „freie Männer" zu sein, die Freiheit glänzte förmlich in ihrem genügsamen Gesicht, sie zuckte in dem warmen Druck ihrer Hand, sie

trotzte in dem sichern Ton ihrer Stimme; die Freiheit aß mit ihnen, trank mit ihnen, legte sich mit ihnen zu Bett' und stand mit ihnen auf; die Freiheit war in ihrem Wort, in ihrem Mund, in ihren Augen, aber — sie flüchtete aus ihren Ohren hinaus, sobald ein Anderer sich die Freiheit nahm, andrer Ansicht zu sein, als diese Monopolisten der Freiheit. Ihre Freiheit war nichts Anderes als die philisterhafte Gnade, anhören zu wollen, was sie als eine Bestätigung ihrer eingerosteten Vorurtheile und Beschränktheiten auftreten zu sehen gehofft hatten; ich verdiente aber nicht mehr die Ehre, sie zu Zuhörern zu haben, sobald ich etwas sagte, was sie sogar während eines „zwanzigjährigen" Aufenthalts in diesem Lande noch nicht gehört hatten. Als mannhafte Republikaner würden sie jeden Augenblick „Gut und Blut" hergegeben haben für das Recht der freien Meinungsäußerung, nur durfte keine Meinung geäußert werden, welche die ihrige vor den Kopf stieß. Als „freie Männer" im „Lande der Freiheit" hatten sie die Freiheit der freien Vorfahren frei in Blut und Nerven aufgenommen, sie hatten die Freiheit frei studirt wie die freiesten Nordamerikaner, aber trotz allem Studium des Amerikanerthums hatten sie Eins von den Amerikanern nicht gelernt, nämlich die Fähigkeit, die widersprechenden Ansichten Anderer ruhig zu vernehmen und verständig zu prüfen.

Ein ander Mal entsprach ich den Freiheitsanfoderungen nicht, weil ich keinen „freien" Vortrag hielt. Ich mußte absolut ein „Redner" sein, ich mußte mich scheinbar vom Moment, vom Lokal, von der Versammlung inspiriren lassen, begeistert in meinen Busen greifen, wie ein Marktschreier mit den Händen telegraphiren und wie ein India-

ner mit den Füßen stampfen, kurz den ganzen Humbug der gewöhnlichen Rednerkomödien aufführen. Ich beging daher ein Verbrechen gegen die Freiheit, weil ich meinen Vortrag, wie selbst der beredte Kossuth gethan, vom Blatt ablas und zwar sitzend im Stuhle des Mayors von Columbus, der sehr liberal mir sein Geschäftslokal für einen Vortrag über die Revolution eingeräumt hatte. Ja, in Indianapolis las ich sogar meinen Vortrag im Amtsstuhl des Senatspräsidenten ab und die Senatoren waren in jener Stunde teutsche Revolutionaire u. s. w. Wenn Leute wie der Redakteur des „Westboten" in Columbus und ihm nach sämmtliche Hunkerredakteure dergleichen nicht zu fassen und einen Vortrag und eine Rede nicht zu unterscheiden wissen, so ist das doch offenbar nicht meine Schuld, denn ich habe ja nicht dafür zu sorgen gehabt, daß diese gelehrten Herren bis zur Quinta avancirten; dennoch habe ich in allen Hunkerblätttern für das Verbrechen büßen müssen, daß ich meinen Vortrag überdachte statt Phrasen aus dem Aermel zu schütteln, oder daß ich ihn ablas statt ihn auswendig zu lernen*.

Sie sehen, m. H., welche Anstrengungen es kostet, um selbst in diesem freien Lande der freiesten Freiheit der freiesten Freien nur die ersten, bescheidensten Bedingungen einer freien Meinungsäußerung zu erringen, wenn man

---

* Es wäre hier auch am Ort gewesen zu erwähnen, daß der Verfasser an andren Orten, z. B. in Dayton, Toledo und Chicago, wegen seiner Vorträge von freiheitschäumenden Germanen todtgeschlagen werden sollte; doch diese Freiheitsmanifestationen erfolgten auf seiner Rückreise von St. Louis nach dem Osten.

das Glück hat, zu den Nachkommen Hermanns des Cheruskers zu gehören und dennoch kein Hunker und kein Philister zu sein. Und hat man endlich seine Meinung gesagt, so ist das Höchste, wozu man es unter den großen Geistern bringt: beschimpft statt widerlegt zu werden. Hier in St. Louis hoffe ich nach diesen Eingangsworten, der erwähnten Bedingungen der freien Meinungsäußerung versichert, also gewiß zu sein,

1) daß vor beendigtem Vortrage Niemand den Saal in derjenigen Weise verlasse, welche Virgil also schildert:

quadrupetante putrem sonitu quatit ungula campum —

und 2) daß man mir keinen Hochverrathsprozeß anhänge, weil ich meinen Vortrag vom Manuskript ablese. Was das Beschimpfen betrifft, so ist das hier schon als Entree statt als Dessert erfolgt. Die Männer der „Lichtputze" haben mich u. A. einen „Aasgeier" genannt und sie wissen doch, daß ich noch keinen von ihnen berührt habe.

Ehe ich mich frage, was ein „freier Mann" sei, frage ich mich zuerst, was Freiheit sei. Sie kann gedacht werden als ein bloß äußerer Zustand, welcher entsteht durch Entfernung aller hindernden Gewalt, und als eine innere Fähigkeit, welche in Bewußtsein und Willen von allem Gewalt-Hinderniß unabhängig ist. Man versetze einen Unterthan aus dem Bereich seines Despoten in eine Republik und er ist ein Unterthan geblieben, wie wir das ja täglich an Hunderten unsrer Landsleute bemerken können; man fessele einen Republikaner mit Ketten an die Stufen eines Thrones und er bleibt ein Republikaner. Wir haben es hier nur mit derjenigen Freiheit zu thun,

welche ich als eine innere bezeichnete, da äußere Freiheit die nothwendige Folge der innern ist und deshalb vorausgesetzt werden muß. Diese innere Freiheit aber bedarf ebenfalls wieder einer Definition. Ich mögte sie bezeichnen als die Fähigkeit der Intelligenz und des Willens, das Gesetz der Vernunft vollständig zu erkennen und im Streben nach dem Ideal der menschlichen Entwickelung zu realisiren. Da wir niemals dieses Ideal erreichen, so folgt daraus zwar, daß wir auch niemals die ganze Freiheit erringen; aber es genügt, sich klar darüber zu werden, daß der Freiheit widerstrebt, was der Vernunft widerstrebt, und daß die Freiheit die realisirte Vernunft ist. Denken wir uns alle Menschen durchaus vernünftig, so ist von keiner Unfreiheit mehr die Rede. Haben wir dieß erkannt, so sind wir uns klar über die Aufgabe, auf dem Gebiete der Vernunft stets neue Eroberungen zu machen und die Grenze unserer Freiheit nicht enger zu stecken, als die Grenze dieser Eroberungen. Wir sind dann auch im Stande, die Hindernisse unserer Freiheit kennen zu lernen und sie zu besiegen. Nur so gelangen wir dazu, wirklich freie Männer zu werden und, füge ich hinzu, es zu bleiben, denn die wahre Freiheit, die in uns realisirte Vernunft, ist unveräußerbar und unbesiegbar.

An den Begriff der Freiheit schließt sich die Frage nach ihren ferneren Erfodernissen an. Wie die Vernunft untheilbar ist und die Vernunft auf dem einen Gebiet nicht bestehen kann neben der Unvernunft auf einem andern, so ist auch die Freiheit untheilbar und es ist eine große Unklarheit, z. B. anzunehmen, man könne auf dem politischen Gebiete frei und auf dem religiösen ein Diener der Au-

torität sein, man könne als Publizist sich auf die politische Freiheit beschränken und müsse die religiöse Unfreiheit unangetastet lassen u. s. w. Nichts hat so sehr das Bedürfniß der Konsequenz wie die Freiheit und sie läßt sich vom Gebiete der Kunst und Sitte eben so wenig zurückweisen wie vom Gebiete der Politik und Religion. Alles oder nichts, sagt Cäsar; die Freiheit streicht das Nichts und verlangt: Alles.

So wie aber die Freiheit untheilbar ist und allgemein werden muß im ganzen Denk- und Willens-Gebiet des einzelnen Menschen, so ist sie auch geknüpft an das Bedürfniß, sich auszudehnen über das ganze Gebiet der Menschheit. Je freier ein Mensch ist, desto mehr fühlt er das Bedürfniß, alle Menschen frei zu sehen. Die Freiheit ist wie die Luft: wie diese jeden luftleeren Raum auszufüllen, so strebt die Freiheit sich in jedem freiheitlosen Raum und Kopf auszubreiten. Wäre die ganze Menschheit frei, einen Einzigen ausgenommen, die ganze Menschheit würde nicht ruhen können, bis sie auch diesen Einen frei gemacht hätte. Ein freier Mann kann so wenig einen Sklaven dulden wie ein Despot einen freien Mann. Ob ein Mensch wirklich frei ist, kann er ziemlich sicher daran erkennen, ob er seine Freiheit egoistisch auf sich zu beschränken, oder ob er sie auch Unfreien zu Theil werden zu lassen das Bedürfniß fühlt. Die Neutralität ist die Gesinnung der egoistischen Unfreiheit. Selbst der rechte Egoismus der Freiheit ist dieser Neutralität entgegen, denn der freie Mensch hat das Bedürfniß, mit freien Menschen zu verkehren, und er erkennt, daß die fremde Unfreiheit nur ein Hinderniß seiner eignen Freiheit ist. Es gibt für den freien Mann keine größere Qual,

als das nothgedrungene Verweilen unter Unfreien, die er nicht befreien kann.

Die Freiheit ist also, mit dem kürzesten Ausdruck bezeichnet, die Fähigkeit und der Wille, die Vernunft zu erforschen und zu verwirklichen, aber

1) im ganzen Gebiet des eigenen Denkens und Handelns,

2) im Gebiet des Denkens und Handelns aller andren Menschen.

Nachdem wir dieß festgestellt haben, können wir die Hindernisse in Betracht ziehen, welche uns abhalten, die Freiheit ganz zu erfassen und zu verwirklichen d. i. ganz freie Männer zu sein.

Ich finde dieser Hindernisse namentlich drei:

1) in uns selbst,

2) in unserm Verhältniß zu andern Menschen,

3) in unserm Verhältniß zur Welt oder Natur.

Die Grundbedingung aller Freiheit ist die Erkenntniß und das Hauptmittel der Erkenntniß ist die Bildung. Da das Erkenntnißvermögen der Menschen ungleich ist, so ist auch ihre Befähigung zur Freiheit ungleich. Dieß alterirt aber nicht ihre gleichen Rechte, unter denen das Recht auf Bildung eines der ersten ist, und je mangelhafter das Erkenntnißvermögen eines Menschen von Natur ist, um so mehr drängt sich ihm die Nothwendigkeit auf, jede Gelegenheit zur Bildung zu benutzen. Das größte Hinderniß der Freiheit ist die Rohheit, ja die Rohheit ist absolute Unfreiheit. Alles was wir zur Bekämpfung der Rohheit thun, thun wir zur Erringung der Freiheit. Roh aber können nicht bloß die Sitten sein, sondern auch die Ansichten und rohe An-

sichten erzeugen nothwendig rohe Sitten. Roh ist jede Ansicht, welche den Geist herabsetzt unter die Aristokratie der materiellen Ueberlegenheit, welche Vernunftgründen Gewalt entgegenstellt und den persönlichen Egoismus über ein fremdes Recht erhebt. Also Aristokratie des Geistes, Duldung der Vernunftoperation und Anerkennung des fremden Rechts sind die Grundpfeiler der wahren Bildung, ohne die ein freier Mann nicht denkbar ist.

Die Hauptträgerinn der Rohheit ist die Leidenschaft, welche aber zugleich die Mutter der edelsten Entschlüsse sein kann. Die Leidenschaft an sich ist etwas Natürliches und Berechtigtes und sie tödten zu wollen ist eben so unfrei wie ihr Sklave zu sein. Der Aszet ist eben so unfrei wie der Libertin, der Indolente so unfrei wie der Brausekopf. Der freie Mann zäunt die Leidenschaft in die Schranken der Selbstbeherrschung ein, aber diese Schranken sind nur bezeichnet durch die Rücksicht auf die Vernunft, auf die Menschenwürde, auf die Schönheit und auf das fremde Recht. Der Jesuit sucht die Leidenschaft in sich zu tödten, um willenlos und ungestört der Unfreiheit dienen zu können; der freie Mann veredelt und humanisirt die Leidenschaft, aber er tödtet sie nicht.

Wie die Rohheit und die Leidenschaft die natürlichen Hindernisse der Freiheit sind, so ist die Erziehung in der Regel das künstliche. Zur Freiheit erziehen setzt einen freien Erzieher voraus. Wo aber sind die freien Erzieher unseres Geschlechts? Wir alle können sagen, daß wir nicht zur Freiheit erzogen sind, denn von der Freiheit, welche unserm Geist jetzt als die wahre vorschwebt, hatten unsre Erzieher noch keinen Begriff. So entsteht denn uns Allen die Aufgabe, uns nachträglich selbst zu erziehen, so weit es

noch möglich ist. Die Selbsterziehung ist zwar zu allen Zeiten das Werk denkender und edler Menschen gewesen; aber nicht jede Zeit hat den grellen Kontrast anerzogener Vorurtheile und neuer Ideen, alter Zustände und neuer Gestaltungen aufzuweisen wie die große Zeit des allgemeinen Umschwunges, in der wir leben. Deshalb ist die Selbsterziehung für uns eben so schwierig wie sie nöthig ist.

Diese Paar Bemerkungen mögen genügen zur Prüfung Dessen, was in uns selbst dem freien Mann entgegensteht. Doch bei Weitem mächtiger und vielfacher wirken die Rücksichten auf uns ein, welche wir uns in dem Verhältniß zu Andern aufdrängen lassen. In sich selbst ein freier Mann zu werden ist, wie schwer es auch sein mag, weit leichter, als es Andern gegenüber zu bleiben. Haben wir die Freiheit in uns selbst erobert, so sind wir ihrer auch vor uns selbst versichert; der Welt gegenüber aber haben wir die eroberte täglich durch erneuerte Kämpfe zu behaupten, und diese Kämpfe sind um so schwerer, je vollständiger wir uns befreit haben.

In gewisser Beziehung könnte man sagen, daß die unfreiesten Menschen die freiesten zu sein pflegen. Haben sie nicht die vollste Freiheit zu sein, was sie sind, nämlich Dummköpfe und Sklaven? Wo ist die Dummheit verpönt? Der Verstand ist es überall. Wo ist der Servilismus verhaßt? Der Charakter ist es bei Allen. Die Unfreiheit findet überall geebnete Bahn und die Freiheit hat jeden Schritt ihres Weges erst anzubahnen. Die Unfreiheit trit überall offen hervor und ist überall legitim, die Freiheit spielt überall Verstecken und kommt überall in Verruf. Die Ungleichheit in der Entwickelung und der

allgemeine Egoismus sichern der Unfreiheit stets die Majorität und nur in den Momenten besonderer Erregung gelingt es den Vorgeschrittensten, die Massen für kurze Zeit fortzureißen. Es ist daher sehr natürlich, daß die freiesten Menschen gewöhnlich erst nach der eigentlichen Zeit ihrer Wirksamkeit gewürdigt werden, nachdem die zurückgebliebene Generation ihren Standpunkt theilweise eingeholt hat. Und es gibt nicht viel Menschen, welche, den Kampf um die Freiheit schon als eine Genugthuung betrachtend, persönlich auf die Gegenwart verzichten können und sich mit dem Bewußtsein begnügen, Menschen der Zukunft zu sein. Deshalb sehen wir die Meisten trotz aller Freiheit, deren sie sich rühmen, stets unter der Zensur Derer stehen, auf welche sie zurückblicken. Daher auch unter sonst freien Menschen die traurige Erscheinung einer steten Akkomodation, einer ewigen Heuchelei, eines unausgesetzten Zwanges, wodurch sie ihrer wahren Meinung Gewalt anthun, um es nicht mit Denen zu verderben, die noch in alten Vorurtheilen befangen sind. Der Atheist nimt Rücksicht auf den Mucker, der Sozialist auf den Nichtsozialisten, der Revolutionair auf den Konservativen, der Fortschrittsdemokrat auf den Hunker. Man nennt Das Klugheit, aber ich meinerseits kann keine Klugheit anerkennen, die auf Kosten der Charakterwürde und des freien Geistes geübt wird. Die wahre Klugheit darf nie einen andern Weg haben als die Vernunft und Freiheit hat. Durch die Rücksichten der gewöhnlichen Klugheit diskreditiren wir nur unsere Sache und ermuthigen die Gegner zu einem um so kühneren Auftreten. Ist zwischen dem Klugen und dem Freien zu wählen, so entscheide ich mich für den Freien. Wir bewundern so manche Vertre-

ter der Freiheit, die im Grunde weit unfreier sind, als ihre Bewunderer. Sie lassen sich durch ihre Stellung zu Diplomaten machen und man entschuldigt sie, indem man vorgibt, sie würden ihre Stellung und Wirksamkeit verlieren, wenn sie ihre wahre Denkart enthüllten d. h. — ganz freie Männer würden. Traurig, wenn man der Freiheit nur dienen zu können glaubt, indem man selbst auf sie verzichtet. Ich aber bin der Meinung, daß ein Mann, welcher das Zutrauen eines Volkes besitzt, durch offene Darlegung seiner letzten Ueberzeugungen dasselbe nur befestigen könne und daß er das Volk entweder zu allen seinen Ueberzeugungen möglichst herüberziehen oder auf seine Stellung verzichten müsse. Die Wirksamkeit, die ihm dann immer noch bleibt, ist auf die Dauer eine erfolgreichere als diejenige, in welcher er, selbst ein Diplomat, durch sein Beispiel auch das Volk auf einem diplomatischen Standpunkt zurückhielt. Kurz, ich bin der Meinung, für die Freiheit könne man nur wahrhaft wirken, wenn man selbst ein ganz freier Mann zu sein sucht. Ich gebe zu, daß dieß, namentlich für Schriftsteller, welche mit den Mitteln ihres Wirkens wie mit den Mitteln der Existenz stets auf die Gunst des Publikums angewiesen sind, eine schwierige Aufgabe ist. Aber Dem, der sie zu schwierig fände, würde ich rathen, sich lieber jeder andern Wirksamkeit zu widmen, als einer öffentlichen, die ihn zur Untreue gegen sich selbst und zur Entwürdigung eines hohen Berufes führte. Wo es sich um Konzessionen und Rücksichten handelt, da müssen wir sie vom Unrecht gegenüber dem Recht, von der Unwahrheit gegenüber der Wahrheit, von der Unfreiheit gegenüber der Freiheit verlangen. Das Umgekehrte ist dem freien Mann eine

moralische Unmöglichkeit. Auch der Freieste kann gezwungen sein, momentan zu schweigen, auch der Freieste kann in Ketten und Banden liegen, denn die physische Unmöglichkeit kann nicht durch die moralische Ueberlegenheit aufgehoben werden; aber ein freier Mann kann und darf durch Nichts gezwungen werden, gegen seine Ueberzeugung zu sprechen und zu handeln, und könnte ihm die Gewalt einen Widerruf diktiren wie Galilei, so steht er mit Galilei wieder auf und spricht: „Und doch bewegt sie sich!"

Ein Blick in's Leben, m. H., überzeugt Sie, daß ich nicht übertreibe, wenn ich behaupte, daß auch im freiesten Lande selbst in Bezug auf die bloße Meinungsäußerung nichts so selten ist wie ein wahrhaft freier Mann. Und wenn Sie den Maßstab an die Presse legen wollen, so werden Sie finden, daß es in der ganzen Union nicht sechs unabhängige Blätter gibt. Vielleicht noch seltener ist diejenige Freiheit, welche sich im Leben und Handeln von der Knechtschaft verstandloser Gewohnheit und bornirter Sitte emanzipirt hat. Ich müßte ein ganzes Buch füllen, wollte ich diesen Punkt in die Einzelnheiten verfolgen. Ich beschränke mich daher auf Eins. Nichts schmachtet so sehr unter dem Joch der Unfreiheit und Prostitution wie das schönste und wichtigste Verhältniß des privaten Lebens, nämlich die Liebe und die Ehe. Und doch gibt es kein Verhältniß, dessen ganze Natur mehr die Freiheit bedingte, als gerade dieses. Von Rücksichten geschmiedet und von Rücksichten befestigt lastet das Joch der gezwungenen Ehe auf Tausenden von Menschen, die sich ihrer Freiheit rühmen, und bietet ihnen Haß statt Liebe und Verzweiflung statt Glück. Sie könnten ihr Loos ändern,

aber die Rücksicht auf die Vorurtheile Anderer steht ihnen höher als ihre Freiheit und ihr Glück. Doch ich muß mich begnügen, auch diesen Gegenstand, den ich anderwärts weitläufiger behandelt habe, bloß anzudeuten und bemerke nur noch, daß er sehr geeignet wäre, neben dem Vortrag über „freie Männer" einem Vortrag über „freie Frauen" zum Thema zu dienen.

Weit ernster noch, als im gewöhnlichen Leben, ist die Prüfung des freien Mannes im Treiben der Politik. Ich enthalte mich, die tausend Möglichkeiten in Betracht zu ziehen, in welche der Gang der Dinge ihn versetzen kann, und fasse nur die Stellung in's Auge, die er im Parteileben einzunehmen hat. Es ist klar, daß ein freier Mann sich nur dann zu einer Partei halten oder gar, wie man zu sagen pflegt, einer Partei dienen kann, wenn sie die Partei der Freiheit ist. Gibt es eine Partei der Freiheit, gibt es namentlich eine in dieser Republik? Ich kenne keine, denn keine Partei der Freiheit kann sich herbeilassen, die Fundamentalgrundsätze der Freiheit in irgend einem Punkte aufzugeben oder zu verrathen. Ich kenne hier zwei Parteien, die sich beide republikanisch nennen und beide, so weit die Wahlgesetze reichen und das Konventionswesen es nicht verhindert, demokratisch operiren; aber beide sind, von andern Dingen abgesehen, komplizirt in dem Verbrechen der Alles korrumpirenden Sklaverei, beide bestehen großentheils aus Menscheneigenthümern, beide haben sich zu den Sklavenhaltern in ein vollständiges Abhängigkeitsverhältniß gebracht, beide haben die Sklaverei als rechtsgültig anerkannt, beide haben mit den Menschenеigenthümern ein Kompromiß

geschlossen, wodurch sie denselben alle freien Staaten als Jagdgrund überlieferten, und beide haben endlich allem Republikanismus und aller Freiheit zum Hohn sich feierlich und öffentlich in ihrer Platform verpflichtet, das freie Agitationsrecht zu Gunsten der Sklavenhalterei anzutasten. Ich frage: kann ein freier Mann Das unterschreiben? Kann er es unterstützen? Ja, kann er dazu schweigen? Nein und abermals nein. Praktische Bedenken, praktische Rücksichten, praktische Nothwendigkeiten und wie alle die Einwürfe heißen mögen, entscheiden in dieser Frage nichts, gar nichts. Schonung des Unrechts wird stets nur geübt auf Kosten des Rechts und bei jedem Kompromiß mit der Unfreiheit wird die Freiheit betrogen. Wem die sogenannte Praxis höher gilt als die Freiheit, der unterschreibe den ganzen Sklavenpakt, der hunkere durch Dick und Dünn mit den herrschenden Parteien, aber er mache keinen Anspruch auf den Namen eines freien Mannes. Würde man in Europa Den einen freien Mann nennen, der sich durch gegebene Verhältnisse bewegen ließe, dem Absolutismus Konzessionen zu machen und mit ihm zu paktiren auf Kosten des Republikanismus? Man würde ihn einfach einen Verräther der Republik nennen und ebenso ist es Verrath an der Republik, die Sklavenhalterei Boden gewinnen zu lassen auf dem Gebiete der Freiheit. In der bloßen Theorie würde man es lächerlich finden, wenn man es für der Mühe werth hielte, solche sich von selbst verstehende Dinge nur auszusprechen; die brutale Thatsache ihres Bestehens aber soll genügen, sie zu rechtfertigen oder erträglich zu machen? Die Aufgabe des freien Mannes besteht ja eben darin,

der brutalen Thatsache des bestehenden Unrechts Trotz zu bieten durch das Recht und sie zu bekämpfen mit den Waffen der Vernunft.

M. H., ich weiß sehr wohl, wie schwer es sein mag, auf alle die Vortheile zu verzichten, welche der Anschluß an eine bestehende Partei darbietet; ich weiß, wie leicht die Beruhigung sein muß, die der Einzelne hinter dem Beispiel einiger Millionen Parteigenossen und hinter einem täuschenden Parteinamen findet; ich weiß namentlich, wie schwer es ist, sich dem Strom einer massenhaften Korruption, der in den Ufern einer mächtigen Parteiumgebung regelrecht daherfließt, als einzelner, parteiloser Mann entgegenzustemmen; aber da wir einmal von freien Männern reden, muß ich, will ich nicht aller Logik und Konsequenz in's Gesicht schlagen, auf der Alternative verharren: entweder Opposition gegen die unfreie Partei; oder Verzichtung auf den Namen des freien Mannes!

Zur Erhaltung einer Partei gehört eine Parteidisziplin, das ist wahr; aber der Disziplin voran gehen die Grundsätze. Sind die Grundsätze schlecht oder faul geworden, so ist die Disziplin nur das Mittel, den Spekulanten, Betrügern und Handlangern der Partei ein gefügiges Werkzeug des Egoismus und der Korruption auf Kosten der Freiheit in die Hand zu geben. Dann ist die Zeit gekommen, die Disziplin zu zerstören, die Partei aufzulösen und den Grund zu einer neuen, bessern Partei zu legen. Das Parteiwesen, wie es jetzt in den Ver. Staaten besteht, dient nur dazu, alle Begriffe von Recht und Unrecht zu verwirren und zu korrumpiren. Es ist die höchste Zeit, in einem Prinzipienkampf ein scheidendes Ferment in diese

unsaubere Bewegung zu werfen und auf die Auflösung der alten und die Bildung neuer Parteien hinzuwirken.

Der freie Mann muß bei diesem Werk die Initiative ergreifen, statt sich hunkernd von der alten Gemeinschaft fortschleppen zu lassen. Er muß Stütze und Kraft in sich selbst finden, während die Bedienten des Bestehenden sich nur stützen können auf den Pfal, an den sie gebunden sind. Man sehe sich diese Hunker an. Menschen, die geistig und moralisch vor jedem Windstoß zusammenbrechen würden, wenn sie allein ständen, geberden sich mit der süffisantesten Schamlosigkeit, weil ihnen erlaubt ist, den gekrümmten Rücken an die breite Wand des Parteigebäudes anzulehnen, in welchem ihre Herren wohnen und auf dessen Schwelle jeder Loafer mit ihnen Chorus macht. Man stoße die Wand ein und sie liegen in dem Koth, aus dem sie erstanden sind. Ein freier Mann muß solcher Stützen nie bedürfen und so lang es ihm nicht vergönnt ist, ein Parteigebäude in edlem Styl für edle Geister zu errichten, begnüge er sich mit dem über dem Parteitreiben sich wölbenden freien Himmel der allgemeinen Vernunft und schmeiße gelegentlich zum Schabernack den Hunkern und Gothaern die mit Freiheitsbildern bemalten Scheiben ein.

Ich komme zu dem dritten Punkt, dem Verhältniß des Menschen zur Welt oder Natur und zu Dem, was die gewöhnliche Anschauung dahinter sucht und „Gott" nennt oder „Vorsehung". Ich darf meinen Zuhörern zumuthen, daß ich nicht nöthig habe, ihnen erst durch das Gedränge der schwarzen Gestalten Bahn zu brechen, welche den Tempel der Vernunft belagern und Pfaffen heißen. Ich

darf also den Menschen direkt mit der „Vorsehung" konfrontiren. Meine Behauptung ist einfach diese: wer an eine „Vorsehung" glaubt, kann kein freier Mann sein, und zwar nicht bloß deßhalb, weil dieser Glaube an sich unvernünftig, also freiheitwidrig ist, sondern auch deshalb, weil derselbe allen freien Willen und alle Souveränetät der Vernunft im Menschen in Frage stellen muß. Bin ich frei, wenn meine Gedanken, meine Handlungen, mein Leben, mein Schicksal das Werk einer fremden Intelligenz und Fügung sind? Entweder gibt es im Menschen eine Vernunft oder es gibt keine. Gibt es eine, so muß sie auch souverain sein; ist sie nicht souverain, so dürfen wir sie nicht Vernunft nennen. Denken wir uns als unmündige Kinder einer Vorsehung, die uns leitet, so müssen wir unsre Vernunft für überflüssig erklären, denn von der einen Seite Vernunft voraussetzen d. i. die Fähigkeit freier Erkenntniß und Selbstbestimmung, von der andern Seite aber die Nothwendigkeit und das Vorhandensein einer fremden Leitung dieser Vernunft, ist ein schreiender Widerspruch.

Ich muß gestehen, daß ich ein schmerzliches Bedauern empfinde, wenn ich sonst hochstehende Männer in Bezug auf das Gespenst in den Wolken auf alle freie Vernunft und freie Männlichkeit verzichten sehe. An Kossuth z. B. ehre ich manches Schöne und Edle; aber es wird mir schwer, den Eindruck desselben nicht ganz aufzugeben, wenn ich als drittes Wort in seinen Reden „Gott" und die „Vorsehung" wiederfinde. Wenn Kossuth an eine „Vorsehung" glaubt, die Alles leitet und ohne deren Willen „kein Sperling vom Dache", geschweige denn ein Ungar

vom Sattel fällt, so sehe ich wahrlich nicht ein, warum Kossuth durch alle seine Agitationen und Mühen ihr zu Hülfe zu kommen sucht. Bedarf sie seiner als allwissende und allmächtige Leiterinn? Und weiß er, daß seine Bemühungen mit ihrem Plan übereinstimmen? Kann es nicht im Plan der Vorsehung liegen, Ungarn zu Grunde gehen zu lassen, und ist es dann nicht Vermessenheit, es retten zu wollen? Haben wir das Recht, der Vorsehung unsre kurzsichtigen Wünsche als Plane unterzuschieben? Haben wir das Recht, uns als ihre Werkzeuge vorzudrängen, da sie uns keine Ernennungen und Amtssiegel zustellt? Es kommt ganz natürlich immer darauf hinaus, daß Diejenigen, welche an die Vorsehung glauben, ihr doch nur ihre persönlichen Wünsche und Absichten unterlegen. Ich sehe also nicht ein, warum sie sich mit diesen Wünschen und Absichten nicht von vorn herein auf ihre menschliche Person beschränken. Freilich verlieren sie dadurch, wenn sie ihre Absichten nicht erreichen, die Ausflucht, auf die weisen Berechnungen der Vorsehung zu rekurriren; gelingt aber das Werk, so können sie es auch stolz als das Werk des freien, souverainen Menschen und seines help yourself betrachten. Man sollte die „Vorsehung" den Schurken überlassen, welche, wie Louis Napoleon und die Vertreter der heiligen Allianz, sich stets auf sie berufen; ist unsre Vorsehung die freie Vernunft, so wird die der Andern bald Bankerott machen.

Uebrigens gebe ich zu bedenken, in welche Klemme die arme Vorsehung oder der Gläubige gerathen muß, wenn wir ihr alles Unglück und alle Greuel unsrer menschlichen Kämpfe auf die Rechnung schreiben. Wenn Kossuth das

Schicksal Ungarns in die Hand der „Vorsehung“ legt, so muß er auch annehmen, daß ihr Finger den Drücker der Flinten berührte, welche den Grafen Batthyanyi mordeten, so muß er auch zugeben, daß die Vorsehung die Stricke befestigte, an welchen die Gemordeten von Arad hingen, so muß er folgerecht aufhören gegen den Kaiser von Oesterreich zu rebelliren, welcher von der Vorsehung in seinem Mordhandwerk offenbar unterstützt und in der eilften Stunde noch wunderbar gerettet wurde. Der Kaiser von Oesterreich dankt derselben Vorsehung für seine Rettung, von welcher Kossuth dessen Sturz erwartet, und bis jetzt spricht der Erfolg für die Vorsehung des Kaisers von Oesterreich, nicht für die Vorsehung Kossuth's. Oder sollen wir zwei Vorsehungen annehmen, die sich im Himmel stets bekämpfen und die abwechselnd siegen wie Whigs und Demokraten? Kossuth wird die Vorsehung des Kaisers von Oesterreich die russische Armee nennen, aber wo steckte denn die Vorsehung der russischen Armee? Und ihr gegenüber die Vorsehung Ungarns?

Sie sehen, m. H., daß wir an der Hand der Vorsehung uns nur in ein Labyrinth endloser Widersprüche und Absurditäten verlieren und daß, nachdem wir an ihrer Hand vergeblich alle Auswege versucht, zuletzt nur auf unsern einfachen Menschenverstand und gesunden Willen verwiesen bleiben. Der freie Mann muß das selfgovernment nicht bloß im Staat, sondern auch im Universum wollen und ihm ist in kosmischen oder religiösen Dingen der Glaube Dasselbe, was das Unterthanenthum in politischen und sozialen Dingen ist. Dennoch wird

Mancher fragen, und es haben schon ganz vernünftige Leute so gefragt, ob es nicht die Welt und die Menschheit einem blinden Fatum überantworten heiße, wenn wir ihr die oberste Leitung nehmen? Die Welt oder Natur besteht, vom Höchsten bis zum Kleinsten, durch die ihr inwohnenden Gesetze. Nehmen Sie diese Gesetze weg, so vermag keine Vorsehung die Welt zu halten; lassen Sie die Gesetze bestehen, so fällt die Vorsehung weg, die Sie nicht unter ein Gesetz stellen können. *Bestehen* und *so bestehen, wie sie ist*, heißt für die Welt *ganz Dasselbe*, mögen Sie nun diesen Satz auf einen Fixstern oder einen Grashalm anwenden. Kann der Grashalm Grashalm und zugleich Distel oder jedes beliebige Andere sein? Unmöglich. So kann auch die Welt nicht Welt und gleichzeitig einem blinden Fatum anheimgegeben, sie kann nicht ihre Gesetze haben und gleichzeitig gesetzlos sein. Wenn aber nun die Welt oder Natur durch die ihr inwohnenden Gesetze vor einem blinden Fatum gesichert ist, wie viel mehr muß es die Menschheit sein, welcher außer jenen Gesetzen auch noch Vernunft und freier Wille zu Hülfe kommen! Das einzige Fatum, welches nach Abstreifung aller theologischen Befangenheiten für uns übrig bleibt, sind Zufälle und Naturereignisse, die wir deshalb nicht voraussehen, weil wir die Naturgesetze nicht alle erforscht und nicht alle Kräfte in unsrer Gewalt haben. Diesem Ziel aber fortwährend zuzustreben, ist eben die Aufgabe der menschlichen Vernunft und des menschlichen Willens.

Es wird nun eingewendet werden, daß wir, wenn wir auch die Vorsehung wegnehmen und unsere eigene Vor-

sehung sind, doch nicht ganz frei werden, indem wir ewig von den Nothwendigkeiten der Natur abhängig bleiben. Ganz recht. Aber wenn wir uns eine Vorsehung, die doch als das Höchste aufgestellt wird, nicht unabhängig von der Natur denken können, warum beruhigen wir uns denn nicht damit, daß wir mit der Vorsehung gleich stehen? Warum wollen wir denn mehr sein als die Vorsehung? Auch die freieste Kraft ist abhängig von den Bedingungen der Existenz; auch der stärkste Hebel kann nicht heben ohne den Punkt des Archimedes. Wer kann existiren ohne die Bedingungen der Existenz? Wer kann thätig sein ohne die Bedingungen der Thätigkeit? Wer denkt sich eine Vorsehung ohne Welt? Die Vorsehung ist abhängig von der Existenz der Welt, welche sie lenken, in welcher sie thätig sein soll; warum soll der Mensch unabhängig sein von der Welt, in der er leben und wirken soll? Die Naturgesetze können wir allerdings nicht ändern und sie ändern hieße die Existenz der Natur aufheben; auch können wir keine Unmöglichkeiten möglich machen. Aber alles Das kann eine Vorsehung ebenfalls nicht und somit müssen wir uns bescheiden, mit der Vorsehung gleichzustehen und doch — freie Männer zu sein.

M. H., ich habe mich so kurz wie möglich gefaßt. Das gewählte Thema gäbe reichlichen Stoff zu allerlei Bemerkungen und Betrachtungen; aber die Oekonomie eines Vortrags gebot mir, mich auf die nöthigsten Anregungen zu beschränken. Sie werden daraus unter Anderm das Resultat ziehen, daß es nach meinen Ansichten weit weniger freie Männer gebe, als es den Anschein hat, und daß Manche, welche diesen Namen tragen, Ursache hät-

ten ihn abzulegen. Nicht ablegen, m. H., sondern verdienen! Ich weiß, daß diese Erinnerung auf manchen Teutschen in St. Louis seine Anwendung findet; aber grade die wirklich freien Männer werden damit einverstanden sein, daß es ihrer würdig sei, es streng mit sich zu nehmen und mit ihrem Namen kein bloßes Spiel treiben zu lassen. Vor allen Dingen kommt es darauf an, nach allen Richtungen Alles zu sagen, was der Kopf denkt, das Gebiet der Freiheit theoretisch bis zur letzten erkennbaren Grenze abzustecken und die Menschen an das Anhören der Sprache der Freiheit zu gewöhnen. Der erste entscheidende Schritt bei der Erziehung freier Männer ist der, ihnen den Schrecken vor der Freiheit, im Himmel wie auf Erden, zu nehmen und in dieser Beziehung sind hier die schönsten Anfänge gemacht. Ueberhaupt hat der teutsche Geist seit zwei Jahren in den Vereinigten Staaten Dinge in Umlauf gebracht, die man früher überall für galgenwürdig gehalten hätte. Jetzt hat man sich großentheils schon so daran gewöhnt, daß selbst die Denunziationen der Gemeinheit an ihnen zu erlahmen beginnen. Entschiedenheit und Beharrlichkeit führen so sicher zum Ziel, wie ohne sie nichts Großes erreicht werden kann. Sie werden uns auch behülflich sein, den Kreis der freien Männer von Tag zu Tag zu erweitern, und je mehr freie Männer, desto leichter ist es, ein freier Mann zu sein. Schrecken wir vor keiner Feindschaft zurück, so wird es uns auf die Dauer auch an Freunden nicht fehlen. Aber selbst ohne Freunde werden wir uns zu trösten wissen, denn es gibt kein lohnenderes, erhebenderes und stärkenderes Bewußtsein als das, ein wahrhaft freier Mann zu sein. Gönnen wir den Halben und

Diplomaten die Unterhaltung, händedrückend durch das Leben zu gehen, um Alles zum Freunde zu haben und doch im Grunde freundlos zu sein. Der freie Mann verzichtet auf die Händedrücke der Unfreien und Nichts wird ihn beugen und schwach machen, wenn er sich auch keinen andern Trost geben kann als diesen: alle freien Männer werden mir wenigstens die Hand drücken nachdem sie — kalt geworden ist.

Ueber das Wasser.

Gehalten zur Sonntagsfeier in Hermann, Mo.

(1852.)

Der Name Ihres romantischen Städtchens könnte mich versuchen, hier einen Vortrag über Hermann den Cherusker, über jenen gelbhaarigen König der Eichenwälder zu halten, der von unsern Landsleuten noch immer als der Hauptrepräsentant des teutschen Geistes und Freiheitsinnes verehrt wird. Wie patriotisch würde es wiederhallen, wenn ich hier im fernen Westen Amerika's todtverachtend mit der Römerkette rasselte, die Hermann ungefähr um die Zeit zerbrach, wo für den Geist der ganzen

Menschheit eine andere Kette geschmiedet wurde, die zu zerbrechen eine Hauptaufgabe unserer Zeit und namentlich des teutschen Geistes geworden! Welchen Eindruck müßte es auf das teutsche Herz machen, wenn ich vor Ihren Augen die Legionen des Varus zum tausendsten Mal vernichtete zum Trost dafür, daß die Legionen der heiligen Allianz den Boden des Cheruskers nebst einigen hunderttausend Quadratmeilen Umgebung zur bloßen Unterhaltung zertreten! Welcher patriotische Schauer würde Ihre Nerven durchrieseln, wenn ich in den Tönen des Urwaldes Ihnen Siegeshymnen vorbardete und von Teut sänge, dem Ururigen, und von Teutobach, dem Achtfüßigen, und von Marbod, dem markigen Markomannen, und von Klopfstock, dem Specht, der sämmtliche hohle Eichen Teutoniens beklopft und behämmert hat, um die Vortrefflichkeit des teutschen Bauholzes für den Freiheitstempel des neunzehnten Jahrhunderts zu verkünden! Und wie lieblich würde sich Ihr Sinn dann wieder gemildert fühlen, wenn ich von Thusnelda spräche, der Blonden und Blauäugigen, die sich niemals schminkte, niemals in einem Rockingchair saß, niemals Candy aß, aber sechs Pfund westphälischen Schinken nebst drei Kannen teutonischen Eichelkaffees zum Frühstück verzehrte!

Doch wie nah alle diese Erinnerungen auch liegen mögen und wie patriotisch und erhebend sie auch auf unser Herz wirken könnten, ich lasse sie bei Seite zur Strafe dafür, daß Sie Ihre Eichenwälder in Weinberge verwandelt haben, und wende mich einem andern Gegenstande zu, der den Cheruskern weniger bekannt war, als ihren Nachfolgern. Das Städtchen Hermann repräsentirt in Amerika mehr die teutschen Weinreben, als die teutschen

Eichen und ich mögte es das amerikanische Nierstein oder Markobrunn nennen. Hiernach, meine Damen und Herrn, werden Sie erwarten, daß ich Ihnen einen Vortrag halte über den Wein, zumal nachdem ich in dem „Virginia Seedling" des Bürgers Rommel einen der delikatesten Weine kennen gelernt, den ich in meinem ganzen Leben gekostet habe. Aber Sie irren sich. Ich lasse den Wein ebenfalls bei Seite und mein Vortrag handelt vom — Wasser.

Wenn Sie gute Christen sind — und ich habe kein Recht es zu bezweifeln—, werden Sie sich der Zeit erinnern, wo der Missouri so weit aus seinen Ufern trat, daß keine andere Eichen mehr zu sehen waren als die Mastbäume der Arche Noäh und keine andere Reben als die Paar Setzlinge, welche dieser alte Sünder wider Wissen und Willen seines Herrn und Meisters in Blumentöpfen auf die Nachwelt brachte. Jene alte Zeit, welche man die Zeit der Sündfluth nennt, reinigte die Welt von aller physischen und moralischen Unsauberkeit, die ganze Erde nahm gleichsam ein verjüngendes Bad und es wurde mit dem sündigen Geschlecht der Menschen damals eine Schwemme vorgenommen, daß man in dieser afrikanischen Jahreszeit nicht ohne Sehnsucht daran zurückdenken kann. Doch diese Sehnsucht wird vielleicht eher gestillt werden, als Sie glauben mögen. Nach allen Anzeichen und nach allen Untersuchungen der Naturforscher und nach allen Ankündigungen der Wasserkundigen, namentlich des Herrn Greeley und anderer Temperenzphilosophen in New-York, steht uns nämlich eine neue Sündfluth bevor, welche mit der sündigen Welt eine abermalige und zwar sehr gründliche Reinigung vornehmen wird. Wer dieß Mal der

Noah ist und ob von allem Thiergeschlecht, das existirt, also auch von den Moskito's, den Moskowiten, den Sklavenhaltern, den bull frogs, den Pfaffen, den Klapperschlangen, den Nowdies, den Hohenzollern, den Krokodillen, den Hunkern, den Wanzen u. s. w. „je ein Männlein und ein Weiblein" davon kommen wird — das sind Fragen, deren Beantwortung ich nicht unternehmen mögte. So viel ist klar, daß das Wasser in der Zukunft die nämliche Rolle spielen wird, die es in der Vergangenheit gespielt hat, und es ist daher gewiß sehr zeitgemäß, sich mit diesem allmächtigen Element etwas näher bekannt zu machen, als es bisher zu geschehen pflegte.

Daß Alles früher Wasser gewesen ist und Alles wieder zu Wasser werden wird, haben Sie gewiß schon oft gehört; weniger bekannt dürfte es Ihnen sein, daß auch jetzt zum großen Theil Alles aus Wasser besteht. Daß die Erde beinah zu drei Viertheilen mit Wasser bedeckt ist, haben wir schon in der Schule gelernt; aber es ist beängstigend zu vernehmen, daß das vierte Viertel in der Luft schwebt und nur eines Winkes des „Allmächtigen" harrt, um diese durch den Schlamm der Sünde rollende Kugel völlig zu bedecken. Das Meer mit den übrigen Wasserbehältern der Erde bildet eine Fläche von 250,000,000 Quadratmeilen. Diese ungeheure Fläche ist in einer fortwährenden Ausdünstung begriffen, der Art, daß sie, sechszehn Tonnen auf den Morgen ausschwitzend, die Luft mit 1 pCt. Wasser versetzt, was zusammen mehr als eine Million Kubikmeilen ausmacht. Diese Million Kubikmeilen Wasser, zu welchen noch die vom festen Theil der Erde aufsteigende Feuchtigkeit hinzukommt, werden durch die Luft getragen in der Form von Molecülen oder

kleinen Bläschen, welche man in der Regel nicht sieht, die aber mitunter die Größe einer Erbse erreichen und als Wolken und Nebel eine sichtbare Gesammtmasse bilden. Zur Zeit der Sündfluth sind alle diese Bläschen geplatzt, wozu es nur einer Luftveränderung oder eines „Hauches des Herrn" bedurfte.

Unterdessen aber haben sich die Naturverhältnisse einigermaßen geändert. Die Bläschen sind wieder in die Luft gestiegen, aber ihre Masse mehrt sich von Tag zu Tage und zwar hauptsächlich durch das Anwachsen des Menschengeschlechts. Man hat nämlich ermittelt, daß der menschliche Körper, die Knochen mitbegriffen, nur zum vierten Theil aus festen Stoffen besteht und die übrigen drei Viertel Wasser sind. Die Chemiker sind so weit gegangen, diese Beschaffenheit des Menschen in ihrer herzlosen Sprache also zu bezeichnen: der Mensch enthält 45 Pfund Kohlenstoff und Stickstoff, vertheilt in 5½ Eimer Wasser. Und unsere täglichen Nahrungsmittel enthalten, mögen wir noch so viel Fleisch essen und Wein trinken, nach genauen Ermittelungen fünf Sechstel Wasser. Pressen Sie eine Schnitte Beefsteak zwischen Löschpapier zusammen, so verliert das Fleisch beinah vier Fünftel an Gewicht und das Verlorene ist — Wasser. Die Kartoffel enthält 75 pCt., die Rübe 90 pCt. Wasser, weshalb das Vieh, das damit gefüttert wird, beinah nichts trinkt. (Könnte man nicht unsere Landsleute in München, Philadelphia u. s. w. einmal zur Probe mit Kartoffeln und Rüben füttern, um die Qual ihres Durstes zu lindern?) Und wie viel Wasser der Wein enthält, das kann Jeder mit seinem Lieferanten ausmachen.

Sie sehen also, daß wir unsterbliche Menschen beinah

ganz aus Wasser bestehen und von Wasser leben. Dieß ist von der einen Seite ein erhebender Gedanke, indem wir mit Stolz die Tausende von Bläschen verfolgen können, die wir täglich als Opfer-Schweiß unseres Angesichts und Zubehörs in den Himmel und als Boten der allgemeinen Brüderlichkeit über die Erde senden. Im wässerigen Zustande sind alle Menschen Brüder und der Schweiß des Sklavenhalters dort am andern Ufer des Missouri mischt sich in der Luft ganz demokratisch mit dem Schweiße seiner Neger. Und nach dem Tode schwimmen unsre je drei Viertel Wasser, die unsterbliche Seele auf Bläschen reitend, in brüderlicher Vermischung, mögen wir Despoten oder Revolutionaire, Whigs oder „Demokraten", Christen oder Atheisten sein, munter durch die Lüfte umher, bis wir, durch die Vermischung gegenseitig geläutert, als befruchtender Regen wieder das Wachsthum der Nachwelt fördern können.

Von der andern Seite ist der Gedanke an unsere wässerige Beschaffenheit sehr geeignet, unsern Hochmuth und unsere Ueppigkeit niederzuschlagen. In der feierlichen Stunde, worin ich Ihnen hier einen Vortrag über das Wasser halte, ängstigen wahrscheinlich die sehr würdigen Pfarrherren Ihrer beiden Kirchen ihre Zuhörer mit Fegfeuer und Hölle, in welchen der oben besprochenen Beschaffenheit nach die Sünder nur zu einem Viertel braten können und zu drei Viertheilen sieden müssen. Wie schnell würde sich die Angst der andächtigen Zuhörer verlieren, wenn ihnen beim Anblick der eifernden Jesuitenpatres der Gedanke vorschwebte: der Mann besteht ja zu drei Viertheilen aus Wasser und der übrige Theil seiner Heiligkeit ist — Kohlenstoff und Stickstoff! Ja, es gibt

Patres genug, die im predigenden Zustande aus vier Vierteln Wasser bestehen, trotz allem Feuer der Hölle, und ich habe schon Exemplare einer schwarzrockigen Mastodontenart gesehen, denen die Leute auf drei Schritte aus dem Wege gingen vor Angst, daß diese wandelnden Reservoirs der Wassersucht unversehens platzen könnten. Und wenn Sie nun die furchtbare Vermehrung dieser Reservoirs in Betracht ziehen und den Zuschuß, den sie mit dem wachsenden Menschengeschlecht fortwährend den Wolken in Bläschengestalt zuführen, so begreifen Sie, daß eine neue Sündfluth nahe genug in Aussicht stehen muß. Es wird Ihnen dieß um so klarer erkennbar sein, wenn ich die Berechnung eines Chemikers zitire, wonach von 91 Unzen fester und flüssiger Nahrung, die ein Mensch in einem Tage zu sich nimmt, 48½ in gemeinflüssiger Gestalt, 37½ in Dünsten durch Lungen und Haut und nur 5 in verhältnißmäßig fester Form ausgesondert werden. Ich kenne Mastodonten, die in einem Tage mindestens 500 Unzen fressen und saufen — und eben so viel predigen.

Doch auch in andern Verhältnissen ist der Gedanke an unsern Wassergehalt ein sehr niederschlagender, vielleicht sehr wohlthätiger. Denken Sie sich einen Liebhaber, der seiner Angebeteten flammensprühend in die Arme stürzt und sich plötzlich besinnt, daß er drei Viertel Wasser umarmt! Und sie wiederum bedenkt: nur ein Viertel fester, männlicher Stoff und drei Viertel Wasser! Wird nicht jedwede Sündlichkeit erstickt durch die gegenseitige chemisch-moralische Betrachtung der beiden Geschlechter: „45 Pfund Stickstoff und Kohlenstoff in 5½ Eimer Wasser"? Es gibt keine religiösere Wissenschaft als die Chemie und kein sittlicheres Element als das Wasser. Sehr sinnreich

war es daher von den Griechen, daß sie die Göttinn der Liebe aus dem Schaume des Meeres entstehen ließen. (Freilich sind alle übrigen Götter und Göttinnen ebenfalls aus Schaum, wenn auch nicht aus Meerschaum, entstanden.)

Doch sehen wir uns weiter um in der Natur. Wir haben das Wasser in seinem gewöhnlichen Zustande, wir haben es dann als Bläschen, wir haben es in Predigtform, wir haben es als Fleisch und Blut kennen gelernt beim Essen und beim Lieben. Wir werden es auch in festen Körpern kennen lernen und wer weiß, ob man nicht noch entdeckt, daß es gar kein anderes Element in der Welt gibt als Wasser! Was sagen Sie, wenn Sie erfahren, daß einer der härtesten Kiesel, der regenbogenfarbige Opal, mitunter bis zum zehnten Theil aus Wasser besteht? Also Wasser in Kieselform, Wasser, womit man Glas schneiden kann! Daß der Kalk, mit Wasser in Berührung gebracht, dasselbe bis zum vierten Theil seines Gewichts verschluckt ohne feucht zu sein, erleben wir jeden Tag. Legen Sie 4 Pfund Gips in 1 Pfund Wasser, so erhalten Sie 5 Pfund Gips. Kaufen Sie 100 Pfd. Alaun, so erhalten Sie 45 Pfd. Wasser; in 100 Pfd. kohlensaurem Natrum kaufen Sie 64 Pfd. Wasser; und in 100 Pfd. Seife gibt man Ihnen 75 Pfd. Wasser in den Kauf. In dieser Weise ist man nirgendwo mehr sicher, daß man nicht Wasser kauft, daß Einem nicht beim Handeln Alles unter den Fingern zu Wasser wird, während man sein Geld gegen Dinge umzutauschen glaubt, die mit dem Wasser nicht die mindeste Gemeinschaft zu haben scheinen. Und könnten wir in das Innere der Erde dringen und die riesenhaften Gebirge in ihre Bestandtheile

auflösen, wir würden ganze Seen von Wasser zu Tage kommen sehen, die jetzt in der festen Form von Steinen und Erden existiren.

Also Wasser überall, wohin wir sehen und denken! Sie werden sich nun vielleicht retten wollen in diejenigen festen Theile der Welt, die augenscheinlich nicht aus Wasser bestehen oder ihm nicht zugänglich sind, und denken dort Ihre sündhafte Seele in Sicherheit bringen zu können. Aber das Wasser wird Sie verfolgen, wohin Sie sich auch zurückziehen mögen, denn es ist nicht bloß allgegenwärtig, sondern auch allmächtig, ja, man mögte sagen, allwissend. Es schlüpft in alle Poren, es durchdringt jede Scheidewand und was es nicht durchdringen kann, das löst es auf. Was scheint uns undurchdringlicher, dem Wasser unzugänglicher zu sein, als das Glas? Und doch wird das Glas vom Wasser angegriffen, indem sich dasselbe der Grundstoffe des Glases, Kiesel und Pottasche, bemächtigt und die Komposition zerfrißt. Der Tropfen höhlt den Stein aus, sagt schon ein alter Dichter. Aber er thut es nicht bloß durch die mechanische Reibung des Falles, sondern durch die auflösende Kraft des Wassers. Sie können den Beweis sogleich haben, wenn Sie ein Stück Glas zu Pulver zerstoßen, mit Wasser anfeuchten und dann ein mit Kurkuma gefärbtes Papier hineintauchen. Dasselbe wird Ihnen sogleich die aus der Komposition befreite Pottasche darthun. Und der reine Kiesel, der, wie früher bemerkt, als Opal das Wasser in Stein verwandelt, kann hinwiederum durch das Wasser in eine geleeartige Masse, ja vollständig in Wasser verwandelt werden. Auch gibt es bekanntlich Quellen, z. B. auf Island, die so mit aufgelöst'em Gestein geschwängert sind,

daß jeder hineingetauchte Gegenstand sich mit Kies überzieht. Wie tückisch das Wasser ist, zeigt es unter Anderm dadurch, daß es Minerale gibt, welche ganz arglos als feste Massen figuriren, aber unbewußt so viel Wasser enthalten, als zu ihrer Auflösung erfoderlich ist, von der sie ganz unerwartet überrascht werden. Das kohlensaure Natrum z. B. enthält 64 pCt. Wasser und 36 pCt. trockenes Salz. Nimt man diese beiden Bestandtheile gesondert, so werden sie hart, wenn man sie in kaltem Zustande mischt; mischt man sie warm, so wird das Salz vollständig aufgelöst. Wir haben gesehen, daß der Kalk das verschüttete Wasser fest machen kann; in einer großen Quantität Wasser aber löst er sich auf. Selbst die Kreide, welche in reinem Wasser unauflöslich ist, löst sich auf, wenn das Wasser eine hinreichende Quantität Kohlensäure enthält. Das Nämliche ist der Fall mit kohlensaurem Blei und Eisen. Sie sehen also, daß Ihre Seele, selbst wenn Sie dieselbe in eine Flasche oder einen eisernen Behälter verschließen, vor dem Wasser nicht sicher ist.

Diese Alles durchdringende und auflösende Kraft des Wassers macht es begreiflich, daß wir so selten reines Wasser finden. Es ist fast immer, nicht bloß mit mineralischen, sondern auch mit animalischen und vegetabilischen Stoffen geschwängert und dieß sogar in der Luft. Mit den Bläschen, in denen es selbst in die Luft schifft, erhebt das Wasser aus Meeren und Flüssen zugleich Millionen Thierchen und Schwämmchen, die später im Regen als Leichen und faulende Substanzen herabfallen, weshalb das Regenwasser zum Trinken auf die Dauer unbrauchbar und zum Faulen geneigt ist. Mitunter bringt

der Regen sogar entführte Theilchen der Erde zurück und man hat ermittelt, daß Staubwolken auf tausend englische Meilen Entfernung durch die Luft entführt werden können. Die farbigen, namentlich die rothen Regen sind bekannt. Sie rühren von Thierchen und Schwämmchen her, welche mitunter den Schnee der Alpen mit einem rothen Ueberzug bedecken. In England fiel im Jahre 1849 ein schwarzer, fauliger Regen auf 400 Quadratmeilen nieder und gleichzeitig brach — die Cholera aus. Wer weiß, ob jener schwarze Regen nicht aus dem Schweiß irischer und englischer Pfaffen bestand.

Es ist dieß ein Wink, der mich zu einer Bemerkung über den Einfluß des Wassers auf den Gesundheitszustand in Nordamerika führt. Ich habe auf meiner Reise von New-York hierher vielfache Betrachtungen über das Wasser angestellt, denn ein so durchgängig schlechtes Trinkwasser, wie auf dieser Reise, habe ich noch in keinem Lande angetroffen. Hermann ist der dritte Ort Nordamerika's, in welchem ich gutes Wasser gefunden habe. Fast überall war es mit Erden und allen möglichen Substanzen versetzt, so daß den Durst zu löschen in dieser Hitze fast eben so unangenehm war wie ihn zu ertragen. Und ich bin der Meinung, daß mit diesem schlechten Zustand des Wassers manche Krankheiten, namentlich das bösartige Auftreten der Cholera, in Verbindung zu bringen sind. In Nordamerika scheinen die Menschen förmlich zu studiren, um wirksame Methoden zur Erringung jenes seeligen Zustandes zu finden, in dem man jeden andren auf immer vergißt. Es ist ausgemacht, daß reines Wasser, rein sowohl von mineralischen wie von anderen Beimischungen, der Gesundheit am zuträglichsten ist

und reines Wasser läßt sich, namentlich in großen Städten, auch wenn keine Felsenquellen in der Nähe sind, unschwer herstellen, indem man es eine Strecke Wegs seicht über Kies, Sand, Kohle u. s. w. laufen läßt und durch Ton leitet, der es von allen organischen Substanzen reinigt. Aber die Nordamerikaner schicken lieber die drei Viertel Wasser ihrer Körperlichkeit in die Luft, als daß sie sich die Mühe nehmen, durch Reinigung des irdischen Wassers sich dem Büsineß, der Partei und der Kirche zu erhalten. Vielleicht rührt auch das häufige Platzen der Dampfkessel großentheils von dem harten, mit Kalk versetzten Wasser her, das man zur Dampfentwickelung benutzt. Der Kalk wird im Zustande der Auflösung erhalten durch die Kohlensäure; da diese aber durch die Wärme ausgetrieben wird, so setzt sich an die Siederöhren der Dampfmaschinen eine erdige Kruste an, welche das Verbrennen des Eisens und dadurch die Explosion herbeiführt.

Jetzt, m. D. u. H., glaube ich genug Nachweise beigebracht zu haben, um Sie von der Wichtigkeit, Allgegenwart und Allmacht des Wassers zu überzeugen. Und was haben Sie daraus schließlich für Folgen zu ziehen? Daß wir die Herrschaft des Wassers als die legitime Weltherrschaft anzuerkennen haben, daß wir Unterthanen, Verehrer und Anbeter des Wassers werden müssen, daß der Mensch mit angemessener Hingebung und Weihe nur dann im All aufgeht, wenn er im Wasser aufzugehen sucht, daß er seine himmliche Bestimmung nur erreichen kann, wenn er sich dem Trunk d. i. dem Wasser ergibt, daß das Temperenzbestreben die höchste Religion ist und daß in Hermann, welches Gott mit so vortrefflichem Was-

ser gesegnet hat, der Wein abgeschafft und nur Wasser getrunken werden muß. Ich mache Sie in dieser feierlichen Stunde bekannt mit der wichtigen Mission, welche mich durch die Ver. Staaten und auch nach Hermann geführt hat. Ich bin nämlich reisender Agent der großen, approbirten Temperenzgesellschaft in New-York, welche das sündige Menschengeschlecht mittelst des Wassers auf die große Sündfluth vorzubereiten sucht, die uns bevorsteht, und zu diesem Zweck die Verbesserung des Trinkwassers in der Union zu ihrer besondern Aufgabe gemacht hat.

In dieser meiner Eigenschaft als Agent oder Missionair der Temperenzreligion fodere ich Sie hiermit auf, Ihre Weinberge zu demoliren und sich dem Wasser zu widmen. Sie haben mir geklagt, daß seit ein Paar Jahren die Fäulniß Ihnen viel Schaden an den Katawbatrauben angerichtet habe. Diese Fäulniß rührt her von dem giftigen Hauch der Jesuiten, welche Ihnen der Herr zur Strafe gesandt hat für das sündige Bestreben, in dieß jungfräuliche Land den Fluch der europäischen Weinkultur zu verpflanzen und den Nachfolgern des persischen Bummlers Hafis in die Hände zu arbeiten, welcher sich in frevelhaftem Uebermuth rühmt, Sonntags

„den Gott zu verehr'n in einer Weinspelunke".

Und statt den Wink des Herrn zu beachten, fahren Sie in Ihrem sündigen Streben fort und gehen sogar mit dem Plan um, den Katawbawein durch den „Virginia Seedling" zu ersetzen. Ich beschwöre Sie, umzukehren auf diesem Wege des Verderbens. Thun Sie Buße, thun Sie den Saft in den Bann, welcher durch die schlangenhaften Wurzeln der Reben sein Gift aus der Hölle saugt,

und legen Sie sich auf das Wasser statt auf das Weinfaß. Ich habe den Vater Mühl zu meinem Unteragenten für die Stadt Hermann, für Gasconade-County, für den ganzen Staat Missouri, und sein Blatt, das Hermanner Wochenblatt, zum Temperenzorgan für den Westen ernannt. Der Vater Mühl wird Ihnen in's Gewissen reden und Ihnen mit gutem Beispiel vorangehen, so weit seine Konstitution es zuläßt. Eine Probe Ihres Wassers werde ich mitnehmen nach New-York und es dem Vater Greeley vorlegen mit dem Antrag, das Hermanner Wasser zum Unionswasser zu erheben. Sie können sich dann auf die Wasserkultur statt auf die Weinkultur legen und Ihr Ort wird blühen wie Ihre Reben verdorren. So scheide ich denn mit der besten Hoffnung für Ihr Wohlergehen und wenn einst die große Sündfluth hereinbricht, werden wir uns als eingeweihte Amphibien begegnen und aufbewahrt bleiben als Stammhalter für ein besseres, edleres Geschlecht, während die des Wassers entwöhnten Geschöpfe unrettbar zu Grunde gehen. Bleiben Sie treu dem Rath, den ich Ihnen an's Herz gelegt habe, und um Ihnen die Ausführung guter Vorsätze durch mein Beispiel zu erleichtern, schwöre ich bei meiner Börse und meiner Konstitution in diesem feierlichen Moment des Abschieds, daß ich niemals mehr Wein trinken werde, als ich bezahlen und vertragen kann.

God bless you, ladies and gentlemen!

Die öffentliche Meinung.

Gehalten zum Abschied von New-York.

(1858.)

Mit den Münzen des geistigen Verkehrs pflegt die Welt nicht so skrupulös zu verfahren wie mit den Münzen des Handelsverkehrs. Eine Geld-Münze ohne bestimmtes Gepräge, oder eine verwischte Dollarnote weis't Jeder zurück; im geistigen Verkehr aber haben mitunter diejenigen Münzen die größte Zirkulation und den größten Werth, deren Gepräge oder Gehalt Niemand erkennt oder anzugeben weiß. Wir haben solcher Begriffs-Münzen eine ganze Menge; beispielsweise brauche ich nur zu

erinnern an die Worte Zeitgeist, Volk, Tugend u. s. w. Keine aber zirkulirt geläufiger und ist gleichzeitig unbestimmbarer in ihrem Werth und Gehalt, als diejenige, welche man „öffentliche Meinung" nennt. Jeder Mensch, wenn er selbst auch nie eine Meinung hatte, weiß zu erzählen von der öffentlichen Meinung; Jeder, wenn er auch keine andere Meinung duldet, als seine eigene, hat doch Respekt vor derjenigen, die man die öffentliche nennt, und diese öffentliche Meinung selbst ist über nichts so einig, wie darüber, daß sie die größte aller Mächte sei. Und doch — wer kennt diese geheimnißvolle Macht, wer definirt sie, wer bestimmt sie? Ist sie ein „Geist", ist sie ein Gespenst, ist sie ein Dämon, ist sie ein Gesetz, ist sie eine Laune, ist sie eine Phantasie, ist sie eine Wirklichkeit?

Es ist sicher der Mühe werth, sie zum Gegenstand einer besonderen Untersuchung zu machen, denn da Jeder an ihr Theil hat, übt Jeder durch ihre Kritik zugleich eine Selbstkritik. Im Grunde würde eine solche Untersuchung eine Kritik der ganzen Gesellschaft und ihrer Geschichte sein müssen; uns aber gebieten schon die Grenzen eines Vortrags Beschränkung auf eine kurze Prüfung der allgemeinen Hauptpunkte.

Es ist charakteristisch, daß die größte moralische Macht, welche die Menschen anerkennen, eine „Meinung" ist. Man spricht nicht von einer öffentlichen Einsicht oder Ueberzeugung, das wäre zu unbescheiden, man begnügt sich mit einer öffentlichen Meinung. Eine Meinung ist nicht einmal eine Ansicht, sie ist nur eine zaghafte Anspielung auf einen Glauben, gleichsam ein verschämtes oder schüchternes Schielen des Geistes, das kein

bestimmtes Urtheil begründen, höchstens zum Versuch eines Urtheils ermuthigen und berechtigen kann. Die Leute des Meinens sind die Leute, welche das „Mögte“ und „Dürfte“ erfunden haben und stets bereit sind, in der folgenden Minute etwas Andres zu meinen, als sie in der vorhergegangenen gemeint haben. Und diese Leute sollen die Macht bilden, welche die Geister beherrscht? Am Rhein gibt es ein Sprichwort, welches heißt: „wer meint, der lügt.“

Doch abgesehen von der Frage, welchen Werth das Meinen für die Wahrheit habe, ist zunächst zu fragen, wie viel Menschen selbst nur die schwache geistige Ausrüstung besitzen, welche wir eine „eigene Meinung“ nennen. Wenn es eine öffentliche Meinung gibt, so kann dieselbe doch nur als die Summe der Einzelmeinungen der Individuen gedacht werden, welche die Gesellschaft bilden. Es gibt aber unter diesen Millionen Individuen verhältnißmäßig nur sehr wenige, welche eine eigene Meinung haben oder ihr zu folgen wagen, und ist also die Meinung der Mehrzahl nur das Echo Dessen, was von jenen Wenigen ausgegangen, so kann im Grunde gar nicht von einer öffentlichen Meinung die Rede sein. In diesem Betracht würde der Ausdruck „das öffentliche Echo“ weit passender sein. Wenn zehn Millionen den Ausspruch eines Einzelnen blind annehmen und wiederholen, ist dann ihre „Meinung“ etwas Anderes als die jenes Einzelnen? Das eigentliche Denken ist ein Geschäft, welches immer Einzelne für Millionen verrichten müssen; unter diesen gibt es wieder eine Anzahl, welche das ihr Vorgedachte nachdenkt und sich wirklich aneignet; die Majorität aber fängt nur den vorüberfliegenden Schall davon auf, wenn er

grade ihrem Ohre schmeichelt oder imponirt, und indem sie das Gehörte nachbetet, spricht sie, was man so nennt, die öffentliche Meinung aus. Berücksichtigt man aber ferner, daß selbst das durch die Meinungslosen Nachgebetete nur von verhältnißmäßig Wenigen wirklich zu einem öffentlichen Ausdruck gebracht wird, daß nur bei ganz außerordentlichen Gelegenheiten, z. B. bei revolutionairen Ausbrüchen, das Volk, die Masse kund zu geben pflegt, was sie in Bezug auf gewisse Fragen fühlt oder meint, so wird es um so zweifelhafter, ob unter „öffentlicher Meinung" eine Gesammtmeinung, oder nur die Meinung von Wortführern in erster und zweiter Reihe zu verstehen sei. Es wird dann selbst das „öffentliche Echo" als ein gewagter Ausdruck erscheinen. Nur daraus, daß die wenigsten Menschen eine eigene Meinung haben, ist es zu erklären, daß so oft und so lang selbst Dinge vom allgemeinsten Interesse die große Masse gleichgültig lassen. Wer wirklich eine eigne Meinung hat, kann nicht ruhig zusehen, daß gegen sie gehandelt wird. In Bezug auf das Bier haben sogar alle Münchener eine eigene, ja eine wirkliche öffentliche Meinung, deshalb rebelliren sie, wenn die Bierpreise über diese Meinung hinaufsteigen; läge die Republik eben sowohl innerhalb des Horizonts ihrer Meinung, so würden sie die Monarchie längst abgeschafft haben. Das s. g. materielle Interesse der Massen würde sie so wenig in Bewegung bringen wie das bloß geistige oder sittliche, wenn es eben so wenig ihrer Meinung erreichbar wäre, wenn es nicht neben dem rohen Bedürfniß zugleich ihre „Meinung" ausfüllte und wenn diese Meinung nicht Alles damit in Beziehungen brächte, während auf der anderen Seite nobler disponirte oder er-

zogene Menschen vorzugsweise durch geistige oder sittliche Interessen bestimmt werden, weil sich ihre „Meinung" mit ihnen beschäftigt, sie sich zu eigen gemacht hat. Es gibt allerdings Interessen, über welche von Hause aus alle Menschen eine eigne und übereinstimmende Meinung haben; aber diese Interessen sind fast ausschließlich die der thierischen Natur und der, an sie angrenzenden, niedern Lebenssphäre. Die Natur hat ihre bestimmten Gesetze und Bedürfnisse, welche auch unmittelbar bestimmte und übereinstimmende Meinungen erzeugen. Mit der Kultur aber, deren Aufgabe ewig die Auffindung der Natur in der Unnatur, der Nothwendigkeit in der Freiheit, des Gesetzes in der Entwickelung sein wird, beginnt die Abweichung, die Abhängigkeit, der Wirrwarr der Meinungen und die Frage, ob die öffentliche Meinung ein festes Gesetz vertrete, einen bestimmten allgemeinen Inhalt habe, eine sichere Richtschnur angeben könne, ist immer am Wenigsten zu beantworten von — der öffentlichen Meinung selbst.

Wie wenig die öffentliche Meinung von kompetenten Richtern im Ernst für Das gehalten wird, was sie sein soll, gibt man unbewußt am Deutlichsten dadurch zu erkennen, daß man am Meisten an sie zu appelliren pflegt, wo gar keine Oeffentlichkeit existirt. Zur öffentlichen Meinung gehört doch unbedingt zweierlei, nämlich erstens eine Meinung und zweitens eine Oeffentlichkeit. Wo existirt in Europa, namentlich in Frankreich, die eine und wo die andere? Hören wir aber nicht alle Tage den Tyrannen in Paris sich auf die öffentliche Meinung berufen? Wo hat sie in Frankreich ihr Organ? Höchstens an der Börse. Wo hat er sie vernommen, der Heuchler, der

keine andre Meinung reden läßt, als die seiner Knechte, und keine andre Oeffentlichkeit duldet, als die der Servilität? Er wie alle Unterdrücker und Volksbetrüger lügen der Masse eine Meinung auf, um scheinbar ihre Unterdrückung und ihren Betrug von Denen sanktioniren zu lassen, die am Meisten darunter zu leiden haben, und auf die Dauer bringen sie es nur zu oft wirklich dahin, daß die meinungslosen Massen selbst an die ihnen aufgelogene Meinung glauben. Wäre Dieß nicht der Fall, so müßte in den Ländern der Geheimregiererei und der allgemeinen Stummheit wenigstens ein allgemeines Gelächter erschallen, so oft sich deren Regierungen auf die öffentliche Meinung berufen.

Das wirksamste Mittel aber, den Massen einen heiligen Respekt vor der ihnen aufgelogenen Meinung einzuflößen, besteht in der originellen Erfindung, ihnen die „Stimme Gottes" in den Mund zu legen. „Des Volkes Stimme ist Gottes Stimme" — das hören wir selbst in Ländern, wo ein freier Meinungsverkehr besteht, von der Gedankenlosigkeit wie vom Betrug alle Tage zur Heiligung jedes Humbugs und zur Verherrlichung jeder Erscheinung wiederholen, die einen Erfolg beim s. g. Publikum aufzuweisen haben. Es sollte umgekehrt heißen: Gottes Stimme ist des Volkes Stimme, des Volkes Stimme aber ist die seiner Betrüger, die ihm jeden Unsinn und jede Unmenschlichkeit eingeredet, dann aber, damit es nicht vor der eigenen Stimme erschrecke, dieselbe zum Echo der Stimme einer überirdischen Autorität gemacht haben. Wenn man all das Haarsträubende überdenkt, was „Gottes Stimme" schon gesagt, befohlen und gutgeheißen hat, so kann man es nicht auch

dann für möglich halten, wenn man ihm keine andre Stütze und Autorität läßt, als „des Volkes Stimme". Auch das meinungsloseste Volk kann sich nicht im eignen Namen zu allen den Dingen mißbrauchen lassen, wozu es sich im Namen „Gottes" mißbrauchen läßt. Nie hat das „Volk" mehr Ursache, auf seiner Hut zu sein, als wenn seine guten Freunde ihm versichern, seine Stimme sei Gottes Stimme, so wie man bei gewissen Leuten dann die Taschen zuhalten muß, wenn man von ihnen seine Ehrlichkeit, Moralität und Einsicht preisen hört. Wenn der „Teufel" es auf die öffentliche Meinung abgesehen hat, datirt er sie her von „Gott" und macht sie zur „Stimme des Volks."

Will man Alles, was unselbstständig, launenhaft, wechselsüchtig und thöricht ist, in ein Wort zusammenfassen, so nehme man das Wort „öffentliche Meinung". Was ist die Mode? Sie ist ein Kind der öffentlichen Meinung und sie charakterisirt ihre Mutter genauer als irgend eine andre Erscheinung. Gibt es etwas Tyrannischeres und zugleich Servileres, etwas Räthselhafteres und zugleich Dummeres, etwas Hartnäckigeres und zugleich Wetterwendischeres als die Mode? Wer erläßt und ändert dieses Gesetz, das, ohne Gründe anzugeben und ohne Gründe anzuhören, unsre äußere Erscheinung, unsre häusliche Einrichtung u. s. w. vorschreibt und tyrannisirt? Entsteht es durch die Erkenntniß, die Zustimmung, den Willen Derjenigen, die ihm gehorchen? Irgend eine Person, oder irgend ein Ort von Einfluß gibt der harrenden Menschheit eine Mode an und in wenig Wochen ist eine ganze Welt von Kleidungstücken und sonstigen Bedürfnissen zum Tode verurtheilt und eine andre an die

Stelle getreten. „Es ist nicht Mode" heißt dann so viel wie: es ist schlecht, es ist gesetzwidrig, es ist verboten. Es fällt keinem Einzelnen ein, sich nach seiner Einsicht, seinem Geschmack, seiner Zweckmäßigkeit zu kleiden, er muß sich kleiden wie die „öffentliche Meinung" der Röcke und Hosen, der Hüte und Crinolinen es ihm vorschreibt. Und wie despotisch diese „öffentliche Meinung" ist, ebenso launenhaft ist sie. Heute sind lange Röcke Mode, morgen kurze; heute weite Hosen, morgen enge ; heute Stiefel mit Absätzen, morgen Stiefel ohne Absätze ; heute spitze Hüte, morgen breite; heute moderne Möbel, morgen Roccoco. Und warum das Alles? Weil ein Höfling und ein Schneider, eine Königinn und ein Fabrikant in Paris oder anderwärts das Beispiel aufgestellt, das Signal gegeben hat. Wenn es dahin kommt, daß jeder Mensch nach seinem individuellen Geschmack und Bedürfniß sich kleidet und einrichtet, wird dieß ein Zeichen sein, daß die Welt der Geister und Charaktere eine vollständige Revolution durchgemacht hat. Einstweilen aber sind die Menschen im Allgemeinen eben so wohl mit ihren Ansichten wie mit ihren Kleidern bloße Sklaven der Mode.

Der sicherste aller Prüfsteine, welche die Wirksamkeit und den Werth der s. g. öffentlichen Meinung erproben, ist die unbestreitbare Thatsache, daß die Wahrheit nicht bloß immer von Einzelnen ausgegangen und im Beginn von Minoritäten vertreten worden ist, sondern daß ihre Vertreter stets vom großen Haufen oder von der öffentlichen Meinung gehaßt und verfolgt worden sind. Was kann ein passenderer, rechtmäßigerer, legitimerer, erwünschterer Gegenstand der öffentlichen Meinung sein, als allgemeine Grundsätze und Wahrheiten, die kein Menschen-

verstand zu bestreiten vermag und die das wahre, allgemeine Interesse in Worte bringen? Und doch, sind es nicht immer solche Grundsätze und Wahrheiten, gegen welche die öffentliche Meinung, d. i. die Majorität der Meinungen sich feindlich auflehnt? Ist nicht das geistige und sittliche Zwei-Mal-Zwei immer der Anstoß und das Aergerniß für den großen Haufen? Sind nicht grade die Vertreter solcher Prinzipien, ohne welche die Menschheit zu Grunde gehen muß und keine sittliche Welt existiren kann, sind nicht gerade sie es, welche von der Menschheit im Allgemeinen in Verruf und in den Bann gethan werden, während sie die Vertreter der Lüge feiert und zu Führern wählt? Gibt es einen Ausspruch, der von der öffentlichen Meinung allgemeiner anerkannt ist, als der alte lateinische: Mundus vult decipi, die Welt will betrogen sein? Verurtheilt dadurch die öffentliche Meinung nicht sich selbst zur Nichtigkeit, zur Dienerinn der Lüge? Sagt die allgemeine Anerkennung jenes Spruches nicht mit anderen Worten: Volkes Stimme ist Gottes Stimme und Gottes Stimme ist Lügenstimme? Wozu sich also noch auf die öffentliche Meinung berufen, wenn die Erfahrung beweis't, daß das Recht auf solche Berufung in der Regel eine Verdächtigung mit sich bringt, statt eine Empfehlung? Wer die Wahrheit findet und sagt, oder nach wahrer Größe und Humanität strebt, kann in der Regel auf kein zuverlässigeres Zeugniß rechnen, als daß er die öffentliche Meinung gegen sich hat. Schon die bloße Thatsache, daß eine Idee oder eine Person populair ist d. h. der sogenannten öffentlichen Meinung entspricht, muß einen denkenden Beurtheiler mißtrauisch machen. Denn was die Kritik besteht, wird selten populair. Die Masse hat

keine Kritik. Kotzebue war populairer als Göthe und Douglas ist populairer als Sumner. Es gab eine Zeit, wo die öffentliche Meinung die Sonne sich um die Erde drehen ließ. Die Erde drehte sich gegen diese öffentliche Meinung und sie hat es durchgesetzt bis auf diesen Tag, aber doch hatte zur Zeit die öffentliche Meinung die Satisfaktion, mit den Pfaffen einen alten Mann zu verfolgen, der nicht an die Umdrehung der Sonne glauben konnte, weil er mit seinen schärferen Augen das Gegentheil sah. Und, was sehr bezeichnend ist, obschon jetzt Jeder weiß, daß nicht die Sonne, sondern die Erde sich bewegt, läßt die „Stimme des Volks" doch noch täglich die Sonne auf- und untergehen, wie zum Trost für die arme öffentliche Meinung, die das Andenken eines begrabenen Irrthums wenigstens durch Beibehaltung seines Ausdrucks zu ehren sucht. Da die öffentliche Meinung stets ein Gemisch von alter Wahrheit und neuem Irrthum oder neuer Wahrheit und altem Irrthum zum Inhalt hat, verträgt sie selten die ganze Wahrheit und wünscht sie wenigstens gekleidet in das Gewand der Lüge.

Was hätte die Aufklärung, die Entwickelung, kurz der Fortschritt zu hoffen, wenn er die öffentliche Meinung als Gesetz respektirte und sich nach dem weisen Sprichwort richtete, daß „Volkes Stimme Gottes Stimme" sei? Hat diese Stimme je die Pfaffen und die Religion verdammt? Hat sie je den Unterthanen eines Königs die Vorzüge der Republik auseinandergesetzt? Hat sie je die Gleichberechtigung der Weiber und Männer zugegeben? Hat sie je die Einführung der Sklaverei verhindert? Hat sie überhaupt je einen Unsinn und ein Unrecht zurückgehalten und Wahrheit und Recht, die dagegen auftraten, unange-

feindet gelassen? Die Welt würde also ewig still gestanden sein, Unsinn und Unrecht würden die einmal errungene Herrschaft ewig behauptet haben, wenn die öffentliche Meinung das kompetente Gericht für den Fortschritt wäre und der Spruch eine entscheidende Geltung hätte: „Volkes Stimme ist Gottes Stimme." Die öffentliche Meinung ist von jeher, so lang sie Siegerinn war, eine öffentliche Tyranninn gegen Wahrheit und Recht gewesen und nur, sobald sie Besiegte war, wurde sie ihre Dienerinn.

Die öffentliche Meinung hat in allen Zeiten, wo die Flamme der Wahrheit ihr am Meisten noth that, sie durch eine andre Flamme zu ersticken gesucht, die nicht leuchtete, sondern nur braunte, nämlich die Flamme des Scheiterhaufens, für Menschen wie für Bücher. Die Lebenden hat die öffentliche Meinung der hassenden Mitwelt zum Feuertode verurtheilt und aus der Asche des Scheiterhaufens hat dann die öffentliche Meinung der zärtlichen Nachwelt den Todten eine Ehrensäule errichtet. Es muß sehr erhebend sein, von Denen, die sind, gebraten zu werden, um von Denen, die noch nicht sind, mit heiler Haut anerkannt zu werden. Warum beherrscht doch diese Logik der verspäteten Uebereinstimmung nicht alle Verhältnisse? Wie tröstlich, wenn sie sich ausdehnte bis auf die Liebe, so daß Braut und Bräutigam im Leben sich anfeindeten und der Brautkuß immer nur auf sterbenden Lippen brennte! Doch dieser Art ist stets der Gang des Fortschritts und der Erfolge der Wahrheit gewesen. Es würde daher jeder Vertreter der Wahrheit und jeder Förderer der Aufklärung der endlichen Zustimmung, Anerkennung, ja Liebe der Welt gewiß sein, wenn

er bloß das Kunststück verstände, sein Leben beliebig zu verlängern, weshalb ihm vor allen Dingen das Studium der Makrobiotik zu empfehlen ist. Ein Glück für Keppler, daß er Astronom war! Als solcher wird er wenigstens im Stande sein, von den Sternen aus das „Denkmal" zu betrachten, welches ihm Diejenigen errichtet haben, die ihn hier „ohne Brod ließen."

Man kann hiernach das Gesetz formuliren, daß die öffentliche Meinung in Bezug auf die neuen Wahrheiten der Gegenwart im Unrecht zu sein und nur den Wahrheiten der Vergangenheit gelegentlich gerecht zu werden pflegt. Es gibt für diesen Satz schlagende Belege in Menge. Ich erinnere nur an die bekannte Thatsache, daß die öffentliche Meinung der ganzen Welt Brutus für einen großen Mann und Wilhelm Tell für einen Befreier erklärt, deren Nachfolger aus der neuern Zeit aber selbst in Amerika nur durch die Anstrengungen einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Gesinnungsgenossen vor dem öffentlichen Verruf geschützt werden konnten.

Doch wir haben überhaupt zu fragen, woraus die öffentliche Meinung eigentlich bestehe, was ihr Inhalt sei und in welche Theile dieß mysteriöse Ding zerfalle? Bei der Zerlegung desselben sind vor allen zwei Elemente zu unterscheiden, nämlich die streitigen Fragen der Gegenwart und die erledigten Fragen der Vergangenheit. Indem die öffentliche Meinung die letzten in sich aufnimt, erhält sie einen soliden Boden und einen dauernden Inhalt. In Bezug auf Dasjenige, was die Erfahrung und die Wissenschaft ihr wirklich gesichert, hat sie ein Recht als Autorität aufzutreten. Sie ist in dieser Beziehung das

Gesammt-Fundament der Weiterentwickelung, das allgemeine geistige Depot, oder Magazin, aus welchem der Fortschritt unaufhörlich sein Material und seine Waffen nimt. Daß die Sonne still steht und die Erde sich bewegt, wird Niemand deshalb bestreiten wollen, weil die öffentliche Meinung es jetzt allgemein anerkennt. Ebenso gibt es tausend andre Resultate der Forschung, welche der kritische Verstand der öffentlichen Meinung unbestritten überläßt, aber nicht weil die öffentliche Meinung sie gutheißt, sondern weil sie die Probe der Untersuchung bestanden haben und noch bestehen. Zweifelhafter wird der Kredit der öffentlichen Meinung schon in Bezug auf solche Wahrheiten der Vergangenheit, welche nicht durch positive Wissenschaften, sondern durch die sogenannte Weisheit und die sittliche Betrachtung ermittelt worden sind. Sie beziehen sich meistens auf den Menschen selbst, und wenn der Mensch auch mit den Untersuchungen der Natur noch so weit vorgeschritten ist, er bleibt sich selbst immer das größte Räthsel, zumal da die fortschreitende Kultur ihn in ewig neue Beziehungen bringt und ihn auf ewig neue Weise in Anspruch nimt. Wie mißtrauisch die Weisheit der öffentlichen Meinung auch in Bezug auf die ihr überlieferten Schätze der Vergangenheit zu behandeln ist, beweisen am Besten die Sprichwörter, diese, durch die „Stimme des Volks", durch die „Stimme Gottes" und die Zeugnisse von Jahrhunderten akkreditirten Sätze der populairen Lebensweisheit. Es hat sich Mancher ein Verdienst dadurch erworben, daß er die Sprichwörter *sammelte*; ein größeres Verdienst aber wäre es sie zu *kritisiren*. Denn ein großer Theil der, als untrügliche Wahrheiten zitirten, durch die öffentliche Mein-

ung von einer Generation auf die andre überlieferten Sprichwörter besteht aus den oberflächlichsten Behauptungen und den haltlosesten Unwahrheiten, welche als Kopfkissen der Dummheit und als Vehikel der Ignoranz fortwährend großen Schaden thun.

Die mystische Vorstellung, die man im Allgemeinen mit dem Wort „öffentliche Meinung" verbindet, ist in keinem Punkt übertriebener, als in Bezug auf die „Macht", welche die öffentliche Meinung ausüben soll. Ohne allen Zweifel ist diese Macht da vorhanden, wo die Beschränktheit und der Fanatismus der Menge einen Einzelnen verfolgt und proskribirt, denn die „öffentliche Meinung" ist eine Despotinn gegen Schwache und eine Kriecherinn vor Starken. Auch spüren wir ihre Macht bei jeder Gelegenheit, wo ein allgemeiner Rausch der Leidenschaft oder ein wüster Taumel der Besinnungslosigkeit einen sogenannten Volksakt (z. B. bei einer Präsidentenwahl) verrichtet, für den Niemand mehr zu büßen hat, als das Volk selbst. Aber die „öffentliche Meinung" ist stets mächtiger, dumme Streiche zu begehen, als, sie zeitig wieder gut zu machen, und sie hat schon oft in einem Tage den Karren so tief in den Koth geschoben, daß sie ihn in Jahrzehnten nicht wieder herauszubringen vermogte. Welchen Einfluß aber hat die öffentliche Meinung auf den eigentlichen Fortschritt, auf die Ueberwindung seiner Hindernisse, auf die Vernichtung seiner Feinde? Denn nur dieser Einfluß kann gemeint sein, wenn von einer Macht der öffentlichen Meinung die Rede ist. Nach den Vorstellungen, welche über diese Macht zirkuliren, sollte man denken, es brauche nur ein Feind der Freiheit, der öffentlichen Moral, des allgemeinen Wohls aufzutre-

ten, um sofort von der Stimme der öffentlichen Meinung niedergedonnert zu werden. Und doch sind es überall grade die Feinde des allgemeinen Wohls, welche durch die öffentliche Meinung zur Macht berufen werden, aber trotz der öffentlichen Meinung nicht aus der Macht zu entfernen sind. Hatten nicht sämmtliche Tyrannen Europa's, von dem in Rom bis zu dem in Paris, ursprünglich die Majorität der Meinungen für sich? Jetzt aber, wo sie dieselbe unzweifelhaft gegen sich haben würden, wenn sie sich aussprechen könnte, ist es die öffentliche Meinung, welche sie zu stürzen droht? Ist es möglich, die öffentliche Meinung frecher auf die Probe zu stellen und mächtiger zu übersättigen, als es durch die Schandthaten des französischen Scheusals und seiner Kollegen geschehen ist? Und wie und womit trit ihnen diese öffentliche Meinung entgegen? So lang ihre Soldaten sicher sind, ihre Polizei wachsam bleibt und ihre Unterthanen die Steuern zahlen, haben sie nichts so wenig zu fürchten wie die öffentliche Meinung. Daß ihnen dieselbe dennoch nicht gleichgültig ist, rührt eben daher, daß sie sie nicht vernehmen. Auch sie laboriren in der Angst ihres bösen Gewissens an der mystischen Vorstellung, daß die öffentliche Meinung wirklich Das sei, was sie stets sein sollte, nämlich eine einstimmige, vernichtende Verdammung des Schlechten und eine einstimmige, gebietende Foderung des Rechten. Auch sie verwechseln die Zukunft, in welcher die öffentliche Meinung über sie den Stab bricht, und die Gegenwart, in welcher sie sich vor ihnen beugt. Wie schon oben bemerkt, behält die öffentliche Meinung der Zukunft immer Recht über das Unrecht der Gegenwart, aber was kann es im Grunde die Tyrannen der Gegen-

wart kümmern, daß die öffentliche Meinung der Zukunft über ihren Gräbern triumphiren wird? Und was nützt dieser künftige Triumph einer ungeborenen Generation den Völkern, die gegenwärtig unter der Tyrannei zu leiden haben? Das ist ja grade das große Uebel, daß die öffentliche Meinung keine prompte Justiz übt, daß sie mit der Gerechtigkeit immer zu spät kommt, daß ihr eben da, wo sie sich als Macht bewähren sollte, die Stimme versagt und daß sie erst dann ihre Kraft ausläßt, wenn ihr endlich die Verzweiflung zu Hülfe kommt. Erst in der Revolution, wo der dunkle Drang des unterdrückten Menschenthums sich allgemein in einem leidenschaftlichen Ausbruch Erleichterung verschafft und die öffentliche Meinung nicht bloß eine Stimme, sondern auch Hände bekommt, erst da wird sie eine wirkliche Macht. Aber auf wie lang? Wir haben es erlebt. Heute erhebt sie sich, um die Tyrannei zu stürzen, und morgen kehrt sie sich um und hilft die Tyrannei wieder einsetzen. Weil eben die leidenschaftlich erregte Meinung der Massen keine nachhaltige Einsicht zur Seite, keine durchgebildete Gesinnung zum Grunde und keinen konsequenten Willen zum Exekutor hat, bauen sie heute wieder auf, was sie gestern zertrümmert haben, und zertrümmern sie morgen wieder, was sie heute gebaut haben. Wäre die öffentliche Meinung wirklich Das, wofür man sie allgemein erklärt, so würden Revolutionen gar nicht nöthig sein, noch weniger aber wieder verloren gehen können.

Aber, wird man einwenden, diese ganze Theorie paßt zwar auf Europa, wo die öffentliche Meinung keine Schule durchmachen konnte, aber sie kann nicht passen auf Ame-

rika, wo die öffentliche Meinung täglich zu Gericht sitzt und ihre gesicherten Organe hat. Gut, reden wir also von Amerika.

Welches sind die Hauptorgane, die Hauptmittel, wodurch die öffentliche Meinung sich ausspricht und geltend macht? Das Versammlungsrecht, die Preßfreiheit und die demokratische Abstimmung. (Im Süden gehören auch noch Theer und Federn dazu.) Diese Organe sind hier in ununterbrochener Thätigkeit und was haben sie zu Stande gebracht? Haben sie die Wahrheit ermittelt, haben sie das Recht gesichert, haben sie den Fortschritt beschleunigt, haben sie die Vertreter von allen dreien an die Spitze gebracht? Mit einem Wort: hat sich die öffentliche Meinung hier als schützende Macht des Rechten und als vernichtende Macht des Unrechten bewährt?

Wenden wir uns zunächst an die demokratische Abstimmung. Die öffentliche Meinung hat mehrere Dezennien Zeit gehabt, um über die „demokratische" Partei, sie hat acht Jahre Zeit gehabt, um über Pierce und Buchanan in's Reine zu kommen, die sie schon am ersten Tag hinlänglich kennen mußte, und nachdem sie beide erst hoch auf den Schild erhoben, um sie dann um so tiefer zu verdammen, sinnt sie jetzt darüber nach, ihnen wo möglich einen Nachfolger zu geben, der beide an Schlechtigkeit noch übertrifft. Kein Mensch war der öffentlichen Meinung gleichgültiger als Pierce. Kaum aber hatte ihn eine Konvention von Vormündern der öffentlichen Meinung, Drahtzieher genannt, empfohlen, so stürzte sich die öffentliche Meinung mit einem wahren Heißhunger von Enthusiasmus über ihn her und kaum hatte sie ihn im Triumph

in's weiße Haus geleitet, so warf sie ihm moralisch die Fenster ein und brachte ihm ein allgemeines Pereat dar. Ganz das Nämliche hat sie mit Buchanan wiederholt. Man vergleiche seine Erwählung mit den jüngsten Wahlen in den nördlichen Staaten. Bei jeder dieser Gelegenheiten aber, wobei entweder das Vivat oder das Pereat der öffentlichen Meinung eine Lüge war, hat man ganz deutlich die „Stimme Gottes" vernommen. Und, was das Originellste dabei ist, nachdem eben erst die Stimme Gottes die Politik Buchanans mittelst der Wahlstimme des Volks verdammt hat, proklamirt er selbst in seiner Botschaft Gottes Stimme dahin, daß während seiner Verwaltung die Vorsehung dieses Land ganz wunderbar beschirmt habe.

„Vor solcher göttlichen Beglaubigung
Muß jeder Zweifel ird'scher Klugheit schweigen",

folglich auch die öffentliche Meinung. Denn welches Mittel hat diese „Macht", ihren Erwählten Lügen zu strafen? In Europa genügt das Bajonnet, in Amerika eine freche Stirne, um jeder öffentlichen Meinung Trotz zu bieten. Wer die Scham und das Ehrgefühl verloren, aber Geld und Amt erlangt hat, welches Gewicht wird der auf eine öffentliche Meinung legen, welcher Vorurtheil über Verstand und der Erfolg über die Grundsätze geht? Eine öffentliche Meinung, die ein halbes Jahrhundert die Frage diskutirt, ob Sklaverei und Freiheit zusammen passen, und doch noch nicht darüber im Reinen ist und doch noch nicht den entscheidenden Ausschlag für die Freiheit hat geben können und doch noch von jedem Humbuger und jedem Schurken bald auf diese bald auf

jene Seite hinübergeleitet werden kann, welche Macht will diese öffentliche Meinung gegen Diejenigen sich anmaßen, die sie als Schirmer der Freiheit einsetzte, obschon sie dieselben als Schirmer der Sklaverei kannte?

Wenn dieser Zustand noch nicht über die Respektabilität, Unfehlbarkeit und Macht der öffentlichen Meinung entscheidet, so erwäge man, daß er das Resultat einer fortwährenden Thätigkeit der beiden andern Organe ist, durch die sie sich bildet und ausspricht, des Versammlungsrechts und der Preßfreiheit. Was entscheidet in den Versammlungen? Ist es die eigene Meinung oder Einsicht Derer, welche ihnen beiwohnen? Nein. Die Beschlüsse, welche die Meinung der Versammelten ausdrücken sollen, werden in der Regel fertig mitgebracht und irgend ein Wortemacher, der eine Anzahl der Anwesenden zum Klatschen bringt, sorgt dafür, daß keine abweichende Meinung die im Voraus zu Papier gebrachte in Frage stelle. Wie unfehlbar Dasjenige ist, was aus diesen Versammlungen als Ausdruck ihrer öffentlichen Meinung in die Journale kommt, beweis't am Erheiterndsten die, namentlich in teutschen Versammlungen nicht selten vorkommende Thatsache, daß bei einem Widerstreit von Ansichten die nämlichen Hände, welche in diesem Augenblick für ein Ja klatschen, im nächsten eben so herzhaft für das Nein arbeiten. Ein solches Klatschen nimt sich aus, als ob man die Wahrheit und den gesunden Menschenverstand rechts und links ohrfeigen hörte.

Es gibt keinen größeren Hohn auf die öffentliche Meinung, als das hiesige Konventions- und Drahtzieherwesen. Es macht die gerühmte öffentliche Meinung zu einer bloßen Dienstmagd weniger Intrigueanten und ihren Ausdruck

zu einem Ergebniß der geistlosesten Parteidressur. Im Grunde könnte daher das hiesige Parteitreiben das dritte Organ der öffentlichen Meinung, nämlich die Preßfreiheit, vollständig entbehren. Wozu, könnte man fragen, ist überhaupt die Preßfreiheit nütze, wenn sie nur das Mundstück bildet für stereotype Anschauungen und dressirte Geister? Hat man Preßfreiheit nöthig, um einen Kalender oder Katechismus zu drucken? Ist hier nicht die ganze geistige Welt stereotypirt? Bewegen sich nicht die Geister wie Puppen am Draht? Man streiche das politische und kirchliche Parteiwesen nebst dem, sich ihnen anschließenden, über allen Begriff geistreichen Ordenswesen aus dem hiesigen Treiben weg und was bleibt von dem geistigen Leben noch übrig? Womit soll sich also die wahre Preßfreiheit eigentlich beschäftigen? Lieferte die Freiheit zu sprechen auch den Stoff und die Einsicht dazu, so müßte es keine Frage der geistigen Welt mehr geben, die in Amerika nicht schon gelöst wäre. Aber Das ist grade ein Hauptübel, welches hier die Preßfreiheit so unfruchtbar und die öffentliche Meinung so machtlos macht, daß sie sich in beschränkter Einseitigkeit nur mit hergebrachten Dingen beschäftigt, sich ewig in demselben Kreise dreht und dadurch sich selbst abstumpft, gegen diejenigen Gebiete aber, von wo ein erfrischender und belebender Geist eindringen könnte, sich apatisch oder feindseelig abschließt.

Was war einst unser Traum, als wir noch den Knebel der teutschen Zensur auf dem Munde trugen? Es war die Preßfreiheit. Was war die Macht, womit die unterdrückten Geister die Welt aus den Angeln zu heben hofften? Es war die Preßfreiheit. Nun, hier haben wir die

Preßfreiheit und was haben wir durch sie erreicht? Wir haben allerdings in einem beschränkten Kreise für die Zukunft wirken können, aber in die Allgemeinheit ist unsre Stimme nicht gedrungen und nicht bloß deshalb, weil man unsre Sprache nicht verstand. Was hilft die Freiheit der Rede, wenn sich ihr die Ohren verschließen? Was heißt das Appelliren an die öffentliche Meinung, wenn sie euch nicht hört, nicht hören will? Wie können die Menschen eine Meinung haben und abgeben, wenn sie Das, worüber man sie vernehmen will, nicht an sich herankommen lassen? Welche Mission kann die Wahrheit erfüllen, wenn das chinesische Reich des Stillstands, das sie in Bewegung bringen soll, die Missionaire ungehört an der Grenze zurückweis't? In keinem Lande der Welt nützt die Preßfreiheit verhältnißmäßig weniger, als in demjenigen, welches die größte Preßfreiheit besitzt, weil in keinem die **geistige Feigheit,** die allem nicht Hergebrachten sorgfältig ausweicht, größer ist als hier. Wenn einmal die amerikanische Baumwolle keinen Absatz nach Europa mehr findet, braucht man nur Diejenigen damit zu versorgen, die sich hier die Ohren gegen die Wahrheit verstopfen, und die Plantagen werden nicht veröden. Die Amerikaner, sagt man, kennen keine Furcht. Möglich, daß sie keine Furcht haben vor allen Elementen, weder vor dem Wasser noch vor dem Feuer, ja nicht einmal vor dem Blut; aber sie haben eine erschreckliche Furcht vor der D i n t e, wenn sie die Feder eines Kritikers ihres Herrgotts und ihres Washington, ihrer Bibel und ihrer Konstitution, ihrer Vornirtheiten und ihrer Autoritäten, ihrer Sitten und ihres Dünkels benetzt. Und die Mehrzahl der Teutschen ahmt ihnen bestens nach. Die

Konspiration des Ignorirens der Wahrheit, des Umgehens der Kritik ist nirgendwo ausgebreiteter und mächtiger, als hier, wo Wahrheit und Kritik die größte Freiheit besitzen. Ihre Siege sind daher doppelt schwer auf demjenigen Kampfplatz, wo sie die besten Waffen vorfindet. Was aber, hat man ein Recht zu fragen, bedeutet das Gericht der öffentlichen Meinung, wenn es weder Kläger noch Verklagten vor sich läßt, oder wenn es nur sich selbst hört? Die Alten haben die Gerechtigkeit blind gemacht; es ist ihnen aber nie eingefallen, sie auch taub zu machen. Die Wahrheit ist allmächtig über den Geist, aber sie kann es nicht sein über das Trommelfell, so lang nicht Donner und Blitz in ihrer Gewalt sind.

Ich habe in New-York von begabten Personen mehrere Vorträge in englischer Sprache über „Infidelity", religiösen Humbug, Pfaffenheuchelei u. s. w. halten sehen. Glauben Sie, die amerikanischen Zeitungen hätten auch nur ein Wort darüber berichtet? Sie haben nicht einmal zu schimpfen gewagt über die Wahrheiten der Infidels, weil sie sich der Heuchelei so sehr bewußt sind, daß sie die gerechte Besorgniß hegten, ihr Geschimpf werde vom Publikum als Rekommandation aufgenommen werden. Oder schwiegen sie vielleicht, weil sie der bornirten Meinung sind, religiöse und antireligiöse Angelegenheiten gehörten nicht in ein politisches Blatt? Aber die Vorträge ihrer Reverends messen sie ihren Lesern mit der Elle vor. Ein Reverend braucht, wie man zu sagen pflegt, bloß zu nießen, so ruft die ganze amerikanische Presse: Gesundheit! Und nicht bloß den protestantischen Pfaffen erweisen sie solche Aufmerksamkeit: es kann kein katholischer Beichtstuhl gebaut werden, ohne daß die großen

Blätter dem Universum verkünden, von welchem Holz er gezimmert ist und wie der würdige Naturforscher heißt, der darin sitzt. Die Berichte über katholische Kircheneinweihungen und die dabei gehaltenen Predigten kosten ihnen jährlich so viel Setzerlohn, daß man damit den ganzen Tom Paine, dessen Namen sie kaum noch in den Mund zu nehmen wagen, publiziren könnte. Indem sie solchergestalt der Lüge als Herolde dienen, glauben sie die Wahrheit todt schweigen zu können. Praktisch mag das sein; aber es hat auch noch Niemand behauptet, daß Fallstaffs „Diskretion" unpraktisch sei zur Konservirung der Haut.

Man werfe im gewöhnlichen Leben, in Meetings, oder in legislativen Versammlungen einem Amerikaner eine Lüge vor und er wird sofort mit der Faust oder einer Herausfoderung antworten. Er hält also die Lüge für das Schimpflichste, das sich einem Mann schuld geben läßt.

Wohlan, worin liegt es denn, daß er so ängstlich an Dem festhält, was die „Infidels" ihm längst als ein ganzes System von Lügen dargethan, nämlich an Bibel, Christenthum, Pfaffenthum, Religion? Woran liegt es, daß er dieß System von Lügen als heilig vor jeder Untersuchung zu schützen, daß er den Vorwurf der Lüge nicht durch Vertretung desselben gegen die Gründe der „Infidels" von ihm abzuwehren sucht? Es gibt eine Schuld des Verstandes, die durch kein andres Mittel als durch die Probe der freien Untersuchung abgebüßt werden kann, und sie heißt: Glaube an die Autorität; und es gibt einen Vorwurf des Charakters, dem sich durch kein andres Mittel als durch ehrliche Prüfung begegnen läßt, und er heißt: Furcht vor der Wahrheit. Keine eigne

Gründe haben und auch keine fremde anhören wollen, heißt sich verschanzen in der Festung der Stupidität, an deren Eingang die Feigheit Schildwache steht um den ewigen Stillstand zu bewachen. Der Fortschritt erfodert Gährung, erfodert Sauerteig. Traurig steht es um Diejenigen, deren Zustände durch keine andre Gährung geändert werden können, als durch die faule.

Die Amerikaner sind die Pioniere in jedem Urwald, in jeder Wüste, in jedem Territorium. Woran liegt es, daß sie nicht den Muth haben, auch die Pioniere in den neuen Gebieten der geistigen Eroberung zu sein? Wie kommt es, daß sie dort nicht bloß die Squatter des Radikalismus allein lassen, sondern sie auch aus dem Gebiet der geistigen Union hinausdrängen mögten?

Das dritte Wort im amerikanischen Leben ist "fair play". Warum aber hat man so große Angst, dem Unglauben fair play gegen den Glauben zu geben? Ist es fair play, die „Infidels" u. s. w. überall zu beschimpfen oder doch mit Geringschätzung zu behandeln, niemals aber dem Publikum, dem man sie denunzirt, ein Urtheil über ihre wahren Doktrinen möglich zu machen?

Die Amerikaner sind die Männer der „Manifest Destiny" und der „Annexation" neuer Länder. Woran liegt es, daß sie keine geistige „Manifest Destiny" wollen, daß sie bloß die Annexation einer neuen Welt, aber nicht einer neuen Weltanschauung wünschen? Es gibt für sie ein Gebiet zu annectiren, das schöner ist als Mexiko und reicher als Kalifornien, nämlich das Gebiet des Radikalismus, der radikalen, allseitigen, konsequenten, universellen Freiheit. Und sie brauchen zu dieser Annexation keinen Krieg, keine Flibustier, keinen Raub und keinen

Mord; sie brauchen bloß ein wenig geistigen Muth, ein wenig Aufmerksamkeit und ein wenig Nachdenken.

Die Zeitungen nennen sich Organe der öffentlichen Meinung. Kann man sich etwas Widersinnigeres denken, als diese bescheidene Anmaßung, wodurch die Zeitungsschreiber ihren Lesern einzubilden suchen, Dasjenige, was sie heute geschrieben und in der nächsten Nacht gedruckt haben, gehe von Denen aus, die es erst morgen lesen? Der geheime Sinn dieses Unsinns ist, daß die Zeitungen der vorausgesetzten Meinungslosigkeit oder der vorgefaßten Meinung ihrer Leser entgegenkommen und das Resultat dieser Gefälligkeit ist, daß beide auf dem Standpunkt zu bleiben pflegen, worauf sie gestanden haben. Eine Zeitung soll vor allen Dingen über sämmtliche Fragen des öffentlichen Lebens eine selbstständige und unabhängige, kurz eine eigne Meinung haben, sie soll einer bestimmten, aus individueller Ueberzeugung hervorgehenden Tendenz dienen und daher für ihre Grundsätze Propaganda machen wie die feindlichen Grundsätze bekämpfen. Sie soll ein anregendes, schöpferisches Leben entfalten wie alle geistige Thätigkeit und nicht ein bloßer Abklatsch des Vorhandenen sein. Hier aber bildet nicht die eigne Meinung des Zeitungschreibers die erste Voraussetzung, sondern das schon fertige, durch das Parteiwesen, das Religionswesen und das Ordenswesen disziplinirte Publikum. Der Zeitungschreiber trit in Reih' und Glied der stehenden Meinungsarmee wie ein Soldat. Die Zeitung sagt der Partei wieder, was sie von ihr gehört hat, und die Partei wiederholt, was die Zeitung ihr gesagt hat. An dieser geschlossenen Kette von hergebrachten Meinungen tanzt nun Zeitungschreiber und Publikum in

rührender Harmonie das ganze Jahr im Kreise herum und wenn sie ihre Kampagne durchgetanzt haben, sind sie just wieder auf dem Fleck angelangt, wo sie begannen. Sie aber glauben, daß unterdessen die „öffentliche Meinung" einen welterschütternden Kampf durchgekämpft habe, und das Resultat der ganzen Anstrengung ist — ein neuer Präsident oder ein neuer Bürgermeister.

Außer durch die Einseitigkeit und Abgeschlossenheit, worin sich hier die Preßfreiheit bewegt, wird ihre Macht auch verringert durch die natürliche Wirkung der Gewohnheit. Indem die Geister der täglichen Einwirkung des freien Worts ausgesetzt sind, härten sie sich ab wie der Körper, wenn er sich lang der freien Luft aussetzt. Dabei ist zu bedenken, daß die bloße äußere Freiheit kein Universalmittel sein kann, daß, wo ein Volk frei wird, auch alle die Schwächen und Untugenden frei werden, welche Natur und Verhältnisse ihm auf den Weg gegeben, und daß es schwerer sein muß, die Freiheit durch die Freiheit zu erziehen, als sie dem Despotismus abzuringen. Deshalb wirkt das freie Wort am Meisten da, wo es noch keine legitime Existenz hat, und in den Ländern der Zensur machte zur Zeit eine unbedeutende Brochüre mehr Effekt, als in Amerika die bedeutendste Schrift machen würde. Trit aber zu der geistigen Abhärtung und Unwilligkeit, welche die natürliche Folge der Gewohnheit und Selbstherrlichkeit ist, auch noch eine sittliche hinzu, welche durch eine wüste Zerfahrenheit nach allen Richtungen oder durch das Aufgehen in materiellen Bestrebungen bedingt wird, so ist es vollens kein Wunder, wenn die freie Presse ihre Macht verliert und die öffentliche Mein-

ung schlaff in sich selbst zusammensinkt. Es gibt dafür kein näher liegendes und überzeugenderes Beispiel, als die Zustände der Stadt New-York. Hier gibt es, mögte man sagen, keinen Hund mehr, der nicht in das allgemeine Geschrei über die Korruption in der Stadtverwaltung einstimmte. Und dabei handelt es sich nicht bloß um ein sittliches Uebel, das die vulgaire Weisheit nicht affiziren kann, es handelt sich zugleich um den allmächtigen Dollar, der in jeder Tasche bedroht wird. Dennoch ist die öffentliche Meinung, bewaffnet mit dem Versammlungsrecht, der Preßfreiheit und der demokratischen Abstimmung, immer noch nicht im Stande gewesen, diesen Augiasstall der schamlosesten Korruption auszufegen. Sie war eben so machtlos gegen den moralischen Schmutz, der die Seelen und die Beutel, wie gegen den Schmutz auf den Straßen, der die Kleider und die Gesundheit der ganzen Bevölkerung in Gefahr bringt. Könnte es hier schlimmer sein, wenn es gar keine öffentliche Meinung gäbe? Kann der Bankerott der öffentlichen Moral und der öffentlichen Ehre unter einem höfischen Regiment eklatanter sein, als er hier unter dem Regiment der „Demokratie" und dem Schirm der „öffentlichen Meinung" vor sich geht? Wann erleben wir, daß in dieser Hauptstadt der neuen Welt Recht und Wahrheit mit Erfolg an die öffentliche Meinung appellirt und daß Unrecht und Humbug von ihr nur im Stich gelassen, geschweige in den Bann gethan wird? Wann erleben wir das unter Teutschen wie unter Amerikanern? Man hat New-York ein Babel genannt und was ist die öffentliche Meinung des babylonischen Thurms? Die Königinn Semiramis

hat das alte Babel gegründet und die Königinn Korruption das neue.

* * *

Wir haben nun das geheimnißvolle Wesen, das man öffentliche Meinung nennt, etwas näher kennen gelernt. Wir haben seine schwachen Seiten hervorgesucht, es in seine Bestandtheile zerlegt, seinen Werth, seine Mittel und seine Macht examinirt. Das Resultat wird Manchem als ein trostloses erscheinen. Wenn, wird man fragen, auf die öffentliche Meinung nicht zu bauen ist, welche Hoffnung bleibt der Menschheit dann übrig? Woran soll der Fortschritt sich halten, wenn das allgemeine Urtheil ihm nicht zur Stütze dienen kann? Wer soll der Gesellschaft den Weg zeigen und das Gesetz machen, wenn sie selbst darüber nicht in's Reine kommen kann? Was endlich bedeutet die Demokratie, wenn grade die Majorität so oft im Unrecht ist? Diese Fragen führen uns zu Gegenbetrachtungen, welche die Trostlosigkeit des gewonnenen Resultats wieder mildern und uns die richtige Stellung zur öffentlichen Meinung anweisen.

Die menschliche Natur ist im Allgemeinen überall dieselbe, sie hat also auch überall der Art nach dieselben Anlagen und Interessen, woraus von selbst hervorgeht, daß sie eigentlich auch überall dieselben Zwecke verfolgen und derselben Meinung sein sollte. Und hieraus folgt wieder, daß Dasjenige, was dieser vorausgesetzten allgemeinen Meinung entspricht, das Vorurtheil für sich hat, das Rechte zu sein. Es liegt also Dem, was man durch das Wort

„öffentliche Meinung" ausdrücken will, allerdings eine richtige Voraussetzung zum Grunde. Aber diese Voraussetzung trifft in der Wirklichkeit selten zu. Die vorausgesetzte öffentliche Meinung ist selten auch die vorhandene. In der Wirklichkeit hebt die Ungleichheit der Befähigung, die Ungleichheit der Bildung und die Ungleichheit der äußeren Verhältnisse die von der allgemeinen Menschennatur abstrahirte Gleichheit der Anlagen und Interessen, mithin auch die Gleichheit der Meinungen wieder auf und die dadurch entstehende Ungleichheit, welche indeß bei ihren Schwankungen stets das innere Gleichheitsprinzip zum Schwerpunkt behält, ist eben die Bedingung des Kampfs, der Entwickelung, des Fortschritts. Eine völlige Gleichheit in allen Beziehungen würde geistigen Tod herbeiführen.

Nun ist es aber klar, daß in dem Meinungskampf, welcher jener Ungleichheit entsprang, nicht die Vorausgeeilten die Majorität bilden können, sondern nur die Zurückgebliebenen, daß aber die letzten mehr durch die Befangenheiten ihrer gegenwärtigen Lage, als durch die Darstellung einer künftigen Besserung beeinflußt werden, von welcher sie sich ohne Hülfe der Erfahrung keinen Begriff machen können. Für sie bleibt also der Zwang übler Erfahrung, die Nothwendigkeit, unhaltbar Gewordenes zu ändern, immer der Hauptantrieb zum Fortschritt. Dadurch ist mit einem Mal das Räthsel gelöst, daß jede neue Wahrheit im Widerspruch zur öffentlichen Meinung stehen muß und erst zur Anerkennung und Verwirklichung gelangen kann, wenn der große Troß der Entwickelung sie nach allerlei belehrenden Erfahrungen und verfehlten Experimenten eingeholt hat. Es ist dieß ein langwieri-

ger Prozeß, allein er ist nicht zu umgehen, er ist eine Nothwendigkeit. Wenn wir diese, in der Natur der Dinge begründete Nothwendigkeit erkennen, werden wir es eben so thöricht nennen müssen, von der öffentlichen Meinung die sofortige Adoptirung jeder neuen Wahrheit zu erwarten, wie es schwach wäre, an ihr zu verzweifeln. Wie eine Küstenverschiebung, durch den feinen Niederschlag der wogenden Gewässer gebildet, nur allmälig vorrückt, so dehnt auch das Gebiet der Wahrheit sich langsam, aber sicher aus, indem aus dem Wogenkampf der Meinungen sich die Wahrheitspartikeln unmerklich niederschlagen. Wir sehen dann mit einem Mal eine Insel erstehen, wo früher nur Wasser zu erblicken war, und sie scheint das Produkt einer plötzlichen Aktion zu sein, während vielleicht Jahrhunderte an ihr gebaut haben.

Es kommt vor allen Dingen darauf an, sich von der öffentlichen Meinung nicht imponiren zu lassen und ihr weder zu glauben, noch nachzugeben ohne eigne Ueberzeugung. Man braucht sie nicht immer zu verachten, aber man soll sie noch weniger als Autorität ansehen; man soll auf sie einwirken, aber nicht von ihr abhängig sein; man soll sie für das Rechte benutzen, aber nicht das Rechte von ihr lernen wollen. Man soll also vor allen Dingen selbst denken, selbst prüfen und dann nach der eigenen Einsicht und Ueberzeugung handeln ohne Scheu vor der öffentlichen Meinung. Ich bin überzeugt, wenn unter gewöhnlichen Verhältnissen von einer Bevölkerung, die z. B. 1000 Personen zählt, jede einzelne, gesondert von den übrigen, ihre Stimme über eine öffentliche Frage abgäbe, so daß sie sich zum Selbstdenken genöthigt sähe, so würde das Ge-

sammtresultat dieser einzeln abgegebenen Stimmen das Richtige weit sicherer treffen, als wenn jene 1000 Personen en masse nach einer Verhandlung der üblichen Art Beschlüsse faßten und dadurch ihre s. g. öffentliche Meinung aussprächen. Nichts ist nöthiger geworden in diesen Zeiten des Schlendrians, der Nachbeterei, des Autoritätenglaubens und der Parteidienstbarkeit, als daß die Autorität der öffentlichen Meinung abgesetzt werde und das Selbstdenken der Individuen an die Stelle trete, damit aus ihrer öffentlichen Meinung endlich eine öffentliche Einsicht, eine öffentliche Gesinnung, ein öffentliches Gewissen und eine öffentliche Gerechtigkeit werde. Die öffentliche Meinung ist zur öffentlichen Lüge und Tyrannei geworden. Fast Alles, was unter ihrem Schutz steht, vom Christenthum bis zur „demokratischen" Partei, ist Betrug und Lüge, aber es fristet sein Leben vom Glauben der großen Massen. Und was sind die großen Massen der Menschen? Bis jetzt bestehen sie leider noch aus Pöbel. Wie wäre es daher, wenn „öffentliche Meinung" und Meinung des Pöbels sich in unsern Zeiten noch als identisch herausstellte? Wenigstens mögte ich, wie die Welt jetzt ist, nicht dafür garantiren, daß in gewissen Ländern von der öffentlichen Meinung noch viel übrig bliebe, wenn man den Pöbel mit seinen Wortführern aus der Rechnung ausstriche. Soll aber der Pöbel die Geister beherrschen? Einem Einzelnen glaubt kein Mensch, daß 2 mal 2 fünf mache. Sollen wir es denn Millionen glauben? Wird, was im Munde eines Einzelnen Dummheit und Verbrechen ist, dadurch zur Weisheit und Tugend, daß man es mit Millionen multiplizirt? Wird der Irrthum dadurch Wahrheit, das Unrecht dadurch Recht, daß

eine Masse darauf schwört und danach handelt? Die Meisten aber sind eben befangen in dieser mystischen Vorstellung, dieser kleinmüthigen Schwäche, welche Irrthum und Unrecht wie Wahrheit und Recht für etwas Andres hält, wenn eine Masse, und für etwas Andres, wenn ein Einzelner dafür einsteht. Was den Stempel der öffentlichen Meinung trägt, ist in der Gesellschaft zollfrei; darum ist aber nicht Dasjenige Kontrebande, dem jener Stempel fehlt. Doch einen Zoll muß es zahlen, einen ad valorem Zoll, und das ist der Zoll des Muths und der Ausdauer. Die Wahrheit kommt endlich immer zu ihrem Recht und das Recht wird endlich immer zur Wahrheit; man muß nur den rechten Zeitpunkt abwarten und benutzen können. Da, wie wir gesehen haben, die öffentliche Meinung stets alte Schulden an die Wahrheit abzutragen hat, gibt es auch immer Schulden bei ihr einzukassiren. Findet sich dazu nicht gleich eine passende Gelegenheit, so muß man ihr helfen, immer neue Wahrheiten auf ihre Rechnung zu bringen, bis endlich die Schulden zu hoch werden, bis ein Durchbruch, ein Bankerott, ein concursus creditorum erfolgt, wobei die Wahrheit zwar nie sofort auf ihr volles Guthaben, aber immer auf mehr oder weniger ansehnliche Prozente rechnen kann. Den Rest überschreibt sie dann in ein neues Konto. Es ist immer besser, Kredit geben zu können, als Schulden zu haben. Die öffentliche Meinung scheint ihre Studien in Amerika gemacht zu haben. Sie treibt stets das ausgedehnteste Geschäft, aber mit fingirtem Kapital, macht regelmäßig Bankerott, befriedigt ihre Kreditoren mit Prozenten und steht ewig im Schuldbuch der Wahrheit, der langmüthigsten, aber doch unerbittlichsten Gläubigerinn der Welt.

Ob die öffentliche Meinung es immer so treiben wird, ist schwer zu sagen. Zu hoffen ist, daß durch Verallgemeinerung der Bildung auch das öffentliche Bewußtsein eine breitere und solidere Basis erhalten wird. Die Opposition, welche den Fortschritt in Gang bringt, wird nach wie vor eine kleine Minorität bleiben, aber es wird ihr vermuthlich immer leichter werden, in der öffentlichen Meinung durchzudringen. Auf alle Fälle ist gewiß, daß eine wirkliche öffentliche Meinung so wohl wie eine wirkliche Demokratie nur möglich sein wird bei allgemeiner Aufklärung und Bildung; daß sie nur von Werth sein wird bei einer vernünftigen Richtung der Gesinnungen und daß sie nur eine Macht sein wird, wenn der Gesinnung der Wille entspricht, sich zu manifestiren und zu handeln. Ohne diese drei Bedingungen muß die öffentl. Meinung, so gut wie die Demokratie, bleiben, was sie ist, ein leerer Schall, ein allgemeiner Humbug, eine Karrikatur ihrer selbst. Die öffentliche Meinung kann immer nur in dem Grade und in dem Sinne eine Macht sein, in welchem Diejenigen es sind, von denen sie ausgeht, und eine latente öffentliche Meinung, die vom Gewissen bloß vorausgesetzt wird, ist am Ende wirksamer, als eine ausgesprochene, die energielos der Gewissenlosigkeit nicht zu imponiren weiß.

Und nun zum Schluß noch ein Wort speziell an die Anwesenden. Ich habe Sie eingeladen als Leser des „Pionier". Wenn ich auch nicht annehmen kann, daß Sie mit allen in jenem Blatt vertretenen Ansichten und Grundsätzen einverstanden sind, so darf ich doch ein allgemeines Einverständniß voraussetzen, und da der „Pionier" in so

mancher Hinsicht mit der öffentlichen Meinung, namentlich der neubabylonischen, auf gespanntem Fuße lebt, können auch Sie bei dieser Majestät nicht alle hoffähig sein und müssen heute oder morgen bei ihr in Ungnade fallen. Wer aber eine Majestät gegen sich hat, dem lassen auch ihre Höflinge und Unterthanen keine Ruhe. Er lebt also auf dem Kriegsfuß und er muß bedacht sein auf das Fechten. Wird Ihnen nicht ängstlich zu Muth, wenn Sie sich dieses Häuflein den Hunderttausenden und Millionen gegenüber denken, welche die öffentliche Meinung repräsentiren? Wie sollen wir uns vertheidigen, wohin sollen wir uns retten? Als ob wir uns in der Defensive befänden! Wir eben sind die Angreifer und nur der Angreifer wird ein Eroberer. Der Sicherheitshafen, von dem aus wir der öffentlichen Meinung Trotz bieten können, ist das Bewußtsein, ist die Gewißheit, daß wir nicht bloß jenen Hunderttausenden, jenen Millionen voraus sind und hoch über ihrem Standpunkt stehen, sondern daß sie auch unserer Fahne folgen müssen, wenn sie wahre Menschen werden wollen, und daß unsre Sache siegen muß und wird. Der Schutzhafen, der uns diese Gewißheit gibt, ist kein Handelshafen, sondern er ist ein Kriegshafen, er ist ein moralisches und geistiges Cherbourg. Ueberwinden kann man ihn nicht, aber er schickt zu gelegener Zeit seine Kreuzer aus, die ein feindliches Schiff nach dem anderen, eine Prise nach der anderen aufbringen. Nur nicht nachgelassen! Das ist das Wort, das die Welt erobert. Heute sind wir nur ein Paarhundert, aber wir müssen darauf hinarbeiten, unserer Zahl alle Jahre ein Paar Nullen hinzuzufügen. Es kann kein Einzelner durch Anstrengungen und Ausdauer die Hülfe Gleichgesinnter überflüssig ma-

chen. Sie aber können den Erfolg in geometrischer Progression vergrößern. Lassen wir es nicht darauf ankommen, erst auf dem Kirchhof von der öffentlichen Meinung Recht zu erhalten. Die Vertreter der Vergangenheit, die uns gegenüber stehen, können uns als Vertretern der Zukunft nichts geben und noch weniger etwas nehmen; wir aber bedrohen sie unaufhörlich und wir bereichern sie, indem wir ihre geistige Plunderwelt zerstören, um ihnen den Weg in die Zukunft zu öffnen. Und wenn wir uns zeitweise von den apathischen, trägen, passiv oder aktiv reaktionairen Geistern abwenden, so mögen wir es thun mit dem Trost, womit die sterbende Ninon de L'Enclos von der Welt Abschied nahm. Ihre letzten Worte waren: „ich lasse nur Sterbende zurück." Wir wollen aber noch den besseren Trost hinzufügen: ich finde nur Lebende wieder!

Ueber Glück und Unglück.

(1855.)

Es gibt große Zeiten der Abrechnung in der Geschichte, in welchen die Völker ihre moralischen und politischen Schulden addiren müssen, um diejenigen, die sie selbst gemacht haben, zu bezahlen durch Unglück und diejenigen, die Andre auf ihre Rechnung gemacht haben, abzuschütteln durch Revolution. Wohl ihnen, wenn die große Rechenmeisterinn, die Revolution, bei Zeiten ihre Buchführerinn wird und sie in Stand setzt, ohne Schulden eine neue Rechnung zu beginnen!

Wir sind in einer solchen Additionsepoche angelangt; aber die Völker sind noch beschäftigt und werden wahr-

scheinlich noch längere Zeit beschäftigt bleiben mit dem ersten, dem traurigeren Theil ihrer Aufgabe: ihre Schulden abzubüßen durch Unglück. Erst auf dem tiefsten Boden des Unglücks angelangt, scheinen sie den Punkt finden zu können, auf dem ihre Widerstandskraft sich emporschnellt, um auf der Oberfläche die Mächte zu vernichten, von denen sie in das Unglück hinabgestoßen wurden.

Es ist nicht schwer, nachzuweisen, daß die Mutter alles Unglücks, unter dem die Menschheit seufzt, die L ü g e ist. Denn die Wahrheit ist es, welche die Bedingungen des Glücks, die Menschenrechte und die Vernunftgesetze, feststellt und wo Unglück ist, da ist entweder die Wahrheit verdunkelt, oder sie ist nicht zur That geworden. Ich habe dieß Thema bei andren Gelegenheiten zu ausführlich behandelt, als daß ich mich hier in Wiederholungen einlassen könnte. Es genügt, einen Blick auf die gegenwärtige Lage der Dinge zu werfen, um überall die Belege für jenen Ausspruch zu finden. Von Sebastopol bis Kalifornien wehklagt das Unglück und herrscht die Lüge. Das hartherzigste und geldgierigste Aristokraten- und Krämerregiment, das je die Welt gesehen, verbündet sich mit dem gewissenlosesten und abenteuerlichsten Despotenregiment, das je durch Banditenthaten errichtet wurde, und führt einen Krieg im Namen der — Humanität und der Freiheit Europa's! Und ihr Feind, dessen Thron von Gebeinen errichtet wurde in einem Sumpfe von Blut, führt ihnen seine Heerschaaren entgegen im Namen des Rechts und der Religion der „Liebe". Die Lüge bekämpft die Lüge aus Konkurrenzfurcht im Namen der Wahrheit und die Völker, auf deren Kosten die Lüge herrscht, verspritzen auch noch ihr Herzblut und vergeuden ihre letzten Mittel,

um den Konkurrenzkampf ihrer Unterdrücker als Ehrensache zu entscheiden. Welche großartige Verwirrung der Begriffe, welche unnatürliche Verrenkung der Wahrheit, welche schändliche Verwechselung der Zwecke, welche künstliche Verkettung der Lüge, um einen ganzen Kontinent zu einem Schauplatz des Blutvergießens, des Elends, des Unglücks, der Verzweiflung zu machen! Und als wäre es mit dem Unglück nicht genug, als müsse es noch gebrandmarkt werden von dem Hohn seiner eigenen Mutter, steigt der Großmeister der Lüge in Rom von seinem blutbefleckten Sessel, läßt die Signalglocken der Christenheit läuten und verkündet über den Tumult der Schlachtfelder hin das Mirakel von der unbefleckten Mutter Dessen, in dessen Namen schon ein Weltmeer von Blut vergossen worden. Jetzt, ihr Völker Europa's, habt ihr das wahre Signal des Jahrhunderts empfangen: jetzt malt ein abgeschmacktes Weibsbild auf eure Fahnen und würgt und schlachtet die „Ketzer" im Namen der „unbefleckten Jungfrau"!

Doch die Jungfrau ist liberal genug, um auch diesseit des Meeres ihre Anbetung zu erlauben. Denn auch hier, im Lande der „Freiheit", ist die Lüge zu heimisch geworden, als daß sie die Berechtigung und den Beruf sich zuerkennen dürfte, nach Außen die Wahrheit zu vertreten. Wo man sich täglich der Freiheit, der Demokratie, der Toleranz, der Rechtlichkeit, der Religiosität, des allgemeinen Wohlbefindens rühmt und wo vier Millionen Sklaven die Freiheit, die Menscheneigenthümer die Demokratie, die Know-Nothings die Toleranz, die Schwindler die Rechtlichkeit, die Verbrecher die Religiosität und Tausende von Hungernden das allgemeine Wohlbefinden illustriren, da ist es bedenklich, einen Kampf mit der auswärtigen Lüge

zu beginnen, weil die Gefahr zu groß ist, die eigne Wahrheit vor das Tribunal der Untersuchung stellen zu sehen.

So begegnet uns also auch diesseit des Meeres die nämliche Erscheinung wie jenseits. Fast in allen Punkten zeigt uns die Wirklichkeit das Gegentheil von Dem, was die äußere Aufschrift besagt, und als natürliche Folge davon das Gegentheil von Dem, was alle Welt wünscht, nämlich von allgemeinem Glück. Wer die Menschheit bloß nach dem Gepräge beurtheilen wollte, das sie jetzt sich selbst gegeben, der müßte nothwendig die Lüge für ihre Leidenschaft und das Unglück für ihre Bestimmung halten. Was die Wirklichkeit uns bietet, wo entspricht es der Wahrheit? Und was uns die Wahrheit lehrt, wo wird es zur Wirklichkeit? Nur einmal hat jenseit wie diesseit des Meeres die Wahrheit eine kurze Herrschaft geübt: jenseits in der großen französischen Revolution und diesseits in der Zeit der Unabhängigkeitserklärung.

Diese Zeiten werden wiederkehren und mit ihnen eine glücklichere Menschheit, als die jetzige. Ob wir sie erleben, ist eine bloß persönliche Frage. Von allgemeinem und dauerndem Interesse aber ist es, das Glück überhaupt, seine Natur, seine Möglichkeit, seine Bedingungen zum Gegenstand einer Untersuchung zu machen. Umgeben von einer Welt des Unglücks, lernen wir, wenn wir über das Glück in's Reine kommen, vielleicht die Gegenwart besser beurtheilen und der Zukunft besser vorarbeiten.

Was ist das Ziel, nach dem Alles ringt? Das Glück! Was ist der Stein der Weisen, der von je her alle Religionslehrer und Philosophen, alle Sittenprediger und

Politiker beschäftigt hat? Das Glück! Es ist daher, auch ohne die besondren Veranlassungen der gegenwärtigen Zeit, für denkende Menschen eine nicht zu umgehende, wichtige Frage, worin das Glück bestehe, von welchen Gesetzen es abhange und wie es zu erlangen sei.

Ehe wir unser Thema weiter verfolgen, ist zuvor eine Verständigung über die Bedeutung des Wortes nöthig, das unsre Untersuchung bezeichnet. Das Wort Glück hat eine doppelte Bedeutung. Einmal bezeichnet es ein Zusammentreffen günstiger Umstände oder einen günstigen Zufall, wodurch dem Einzelnen ohne sein Verdienst und Zuthun Das zu Theil wird, was die Menschen im Allgemeinen als wünschenswerth oder als Erforderniß des Glücklichseins ansehen. In diesem Sinne genommen, wurde das Glück früher als übermenschliche Macht dargestellt und bald als Fortuna zur besondern Göttinn gemacht, bald, nebst dem Unglück, einem „Fatum" und einer „Vorsehung" in die Hand gelegt. Es versteht sich, daß das Wort, in diesem Sinne angewandt, für uns keine Bedeutung mehr hat. Der regellose Zufall kann so wenig unter einen Gesichtspunkt des Verstandes gebracht werden, wie die lenkende „Vorsehung" einen Verstand übrig läßt. Dennoch können wir in das Lob des Zufalls, der dem Glücklichen die so genannten Gaben des Himmels im Traume oder im Mutterleibe verleiht, mit dem Dichter einstimmen, der uns mit den Launen desselben durch die schönen Worte versöhnt:

„Zürne der Schönheit nicht, daß sie schön ist, daß sie verdienstlos,
Wie der Lilie Kelch, prangt durch der Venus Geschenk!

Laß sie die Glückliche sein, du schaust sie, du bist der Beglückte!
Wie sie ohne Verdienst glänzt, so entzücket sie dich.
Freue dich, daß die Gabe des Lieds vom Himmel herabkommt,
Daß der Sänger dir singt, was ihm die Muse gelehrt!
Weil der Gott ihn beseelt, so wird er dem Hörer zum Gotte,
Weil er der Glückliche ist, kannst du der Seelige sein".

(Schiller.)

Die zweite Bedeutung des Wortes Glück, diejenige, auf die es uns hier ankommt, ist die der Glücklichkeit, des Glücklichseins. Worin besteht das Glücklichsein? Wie ist es zu erreichen? Läßt sich etwa eine Wissenschaft des Glücklichseins oder Glücklichwerdens begründen? Das sind Fragen, über die sich bändereiche Untersuchungen anstellen ließen. Wir müssen es hier bei der Aufstellung einiger Hauptgesichtspunkte bewenden lassen, an welche sich weitere Betrachtungen von selbst anknüpfen werden.

Stellen wir zunächst fest, daß zur Möglichkeit des Glücks nicht bloß Empfindung, sondern auch Geist und Bewußtsein erfoderlich ist. Daß eine Pflanze glücklich sei, wenn wir sie mit Wasser begießen, oder unglücklich, wenn wir sie verdorren lassen, wird Niemanden einfallen zu behaupten. Und dennoch hängt vom Einen oder vom Andern Leben und Tod für sie ab. Aber selbst beim

Thier, in welchem außer der Empfindung auch Geist und Bewußtsein unleugbar schon zum Vorschein kommen, kann von Glück höchstens da die Rede sein, wo seine Empfindungs- und Geistes-Thätigkeit sich über die Sphäre der natürlichen Bedürfnisse der Existenz erhebt und in die Sphäre der Kultur, in die menschliche Sphäre hinüberstreift. Versorgen Sie einen Hund auf das Reichlichste mit Allem, was zur Befriedigung seiner natürlichen Bedürfnisse dient: er wird eben befriedigt, er wird zufrieden, aber nicht glücklich sein. Lassen Sie ihn dagegen seinen Herrn wiederfinden, dessen Spur er verloren, und er wird in einen Zustand der Freude gerathen, den Sie nur mit dem eines menschlichen Glücks in Parallele stellen können. An diese Beispiele aus der Thier-Sphäre mag sich von selbst die Folgerung knüpfen, daß auch in der menschlichen Sphäre die Art oder der Grad des Glücks übereinstimmt mit dem Grade der Kultur. Je niedriger der Kultur-Standpunkt und je größer die Rohheit, desto weniger Möglichkeit des Glücks und ihr entsprechend desto weniger Empfindlichkeit für das Unglück.

Wenn nun aber Bewußtsein und Kultur als die ersten allgemeinen Bedingungen der Befähigung zum Glück anerkannt werden müssen, so ist für die Art und den Inhalt desselben gar keine allgemeine Regel festzustellen. Wenn Zufriedenheit als ein Zustand genommen werden kann — ich wenigstens nehme sie hier der Deutlichkeit wegen so —, in dem diejenigen Wünsche, Bedürfnisse und Genüsse beruhigt und befriedigt sind, welche durch die Nothwendigkeit bedingt werden; so bezeichnet Glück einen individuellen Zustand, welcher durch die Sicherung derjenigen Wünsche, Bedürfnisse und

Genüsse hervorgebracht wird, die einer Wahl entspringen. Zufriedenheit entspricht dem Naturzustand, Glück dem Kulturzustand; Zufriedenheit der Nothwendigkeit, Glück der Freiheit; Zufriedenheit dem Bedürfniß, Glück dem Luxus. Ist nun aber diese Erklärung im Allgemeinen richtig, so folgt daraus zunächst, daß das Glück ein relativer, ein veränderlicher, ein durch die Umstände bestimmbarer Begriff ist, denn die der Wahl der Menschen anheimgegebenen Wünsche, Bedürfnisse und Genüsse sind so mannigfaltig wie ihre Anlagen und wie die Umstände und Verhältnisse, in denen sie leben. Was den einen Menschen glücklich macht, läßt den andern gleichgiltig; was dem Einen das höchste Bedürfniß ist, flößt dem Andern Ekel ein; was der Eine als den seltensten Genuß betrachtet, hält der Andre für eine Lächerlichkeit. Ein Mädchen ist vielleicht so glücklich zu machen durch ein schönes Kleid wie ihr Geliebter durch ein schönes Buch. Das Kind ist glücklich, wenn es eine Blume, der Astronom, wenn er einen Stern findet. Der Krämer wird glücklich durch das Geld, der Dichter durch die Liebe. So ist das Glück verschieden wie die Wünsche, die Wünsche wie die Menschen und die Menschen wie ihre Verhältnisse. Ein absolutes, für Alle geltendes Glück läßt sich also eben so wenig feststellen wie ein allgemeines Leibgericht, denn das Glück ist eine Frucht der individuellen Bethätigung in der Freiheit.

Wohl aber läßt sich die Grenze ziehen, hinter welcher *für Alle* das Glück *aufhört*, es lassen sich die Bedingungen feststellen, ohne deren Erfüllung das Glück überall *undenkbar* ist. Es sind dieß diejenigen Bedingungen, welche *die Zufriedenheit sichern*.

Ohne Möglichkeit der Zufriedenheit keine Möglichkeit des Glücks und ohne die gesicherte Befriedigung der nothwendigen Bedürfnisse keine Zufriedenheit. Der denkende und strebende Mensch kann zwar nie eigentlich zufrieden sein, weil der Vegetationszustand des befriedigten natürlichen Bedürfnisses seine Sphäre nicht ausfüllt; aber ohne die Sicherung dieses Bedürfnisses wird auch für ihn das Glück eine Unmöglichkeit. Was bis jetzt in der Geschichte für die Allgemeinheit erstrebt worden, ging eigentlich nicht weiter und konnte auch nicht weiter gehen, als bis zu dieser Linie. Sie wird bezeichnet durch die Aufschrift: „unveräußerliche Menschenrechte". Die unveräußerlichen Menschenrechte sind im Grunde nichts Andres als die festgestellten Bedingungen der allgemeinen Zufriedenheit, also diejenigen Bedingungen, ohne deren Erfüllung das Unglück nothwendig hereinbricht. Auf dieser Basis beruhen eben so wohl die radikalen teutschen Plattformen wie die Unabhängigkeitserklärung Nordamerika's und die Manifeste der französischen Revolution. Es konnte nirgendwo die Absicht sein, direkt allen Menschen Glück zu sichern, denn dieß ist durch keine allgemeine Regel ausführbar; es kam aber darauf an, alle Menschen vor der Gewißheit des Unglücks zu sichern und ihnen dadurch die Möglichkeit des Glücks zu bereiten. Die Erfüllung der bekannten einfachen Foderung: „Freiheit, Bildung, Wohlstand für Alle" — diese ist es, welche das Unglück ausschließt und dem Glück die Thüre öffnet. Ohne Freiheit, welche die Entfaltung der angeborenen Kräfte gestattet, ohne Bildung, welche den Menschen zur Erkenntniß seiner Stellung führt, und ohne Wohlstand, welcher die Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse

sichert, ist das Unglück gewiß und das Glück nicht möglich.

Wir sehen also, daß die Foderung: „Freiheit, Bildung und Wohlstand für Alle" im Grunde die bescheidenste ist, welche für die Menschheit gestellt werden kann. Sie bezweckt weiter nichts und erreicht weiter nichts, als eine Garantie gegen die Gewißheit des Unglücks, und wer sie bestreitet, erklärt nothwendig das Unglück für die Bestimmung der Menschheit. Nur der Zustand der Erniedrigung, in welchem die Menschheit noch lebt, macht es möglich, daß wir es schon als Glück ansehen, nicht an der Kette liegen, nicht wie die Bestien in der Schule des Naturzustandes aufwachsen und nicht verhungern zu müssen. Ist die Foderung von Freiheit, Bildung und Wohlstand etwas mehr, als die Foderung von Licht und Luft? Verlangt sie etwas mehr für den Menschen, als was das Wasser ist für den Fisch und die Luft für den Vogel? Ist sie nicht etwas sich so von selbst Verstehendes, daß man sich wundern muß, sie von irgend Jemanden noch in Frage gestellt zu sehen? Und dennoch gäbe es für die jetzige Menschheit, die es nicht einmal zu den Bedingungen des Lebens, geschweige des Glücklichlebens gebracht hat, keinen größeren Fortschritt und keine größere Revolution, als die, welche bloß die Ketten der Geknechteten zerbräche und jedem Geist die Möglichkeit, sich zu bilden, sicherte, wie jedem Körper die Gewißheit, nicht zu verhungern. Was jedem Thier des Waldes von Hause aus gesichert ist, das erscheint tausend Millionen Menschen schon als ein Idealzustand und doch sind sie dieser bis zur Gemeinheit bescheidenen Foderung wegen Verbrecher in

den Augen Derer, welche die Menschheit beherrschen und ausbeuten! Ja, so steht es noch in der Welt, daß es kein größeres Verbrechen gibt, als die Foderung, daß die Menschheit *nicht unglücklich* sein solle! Für das Verbrechen, zu fodern, daß sie *glücklich* sein solle, würde die Sprache gar keinen Ausdruck finden.

Und dennoch macht der freie Geist sich dieses Verbrechens schuldig und er hat es schon in uralten Zeiten gethan. Was die Dichtungen und Mythologien uns erzählen, sind nicht bloße Phantasieen, nein, es sind Schilderungen geahnter Zustände, deren Erstrebung dem menschlichen Geiste eingepflanzt ist. Die griechische Mythologie z. B. zeigt uns in ihren Göttern weiter nichts als idealisirte Menschen, erdichtete Repräsentanten eines glücklichen Menschenthums nach griechischen Begriffen. Finden wir aber, daß diese Götter sich um Freiheit, Bildung und Wohlstand bekümmern? Alles Das ist bei ihnen, wie bei den Seeligen im Elysium, vorausgesetzt wie Licht und Luft, sie machen beliebigen Gebrauch davon, aber sie sprechen nicht davon, und erst durch die Sicherung dieser Vorbedingungen entsteht für sie derjenige Zustand, der gewöhnlich Glück und dessen höchster Grad Seeligkeit heißt. Glück ist ein Zustand dauernder Freude, wie Freude ein Zustand momentanen Glücks ist, und einen solchen Zustand hat die Menschheit bis jetzt aber nur in der Dichtung, speziell aber in der griechischen Mythologie, dargeboten.

Möge diese Betrachtung wenigstens eine Verwahrung gegen die christlichen Zumuthungen Derer sein, welche in ihrer bevorzugten Stellung stets darauf dringen, daß man die Menschheit an Entsagung gewöhne und in den Fode-

rungen für sie möglichst bescheiden sei. Die größte Unbescheidenheit, welche die jetzige Menschheit begeht, versteigt sich bloß zu der Foderung, nicht hinter das Thier zurückgestellt zu werden. Das Thier und der Wilde finden, was sie brauchen, in der freien Natur und der Preis, den sie dafür bezahlen, ist die Mühe es zu suchen; der Mensch der Zivilisation kann ebenfalls finden, was er braucht, und der Preis, den er dafür bezahlt, ist die Mühe es zu schaffen, ist die Arbeit. Die jetzige Welt aber entzieht dem Menschen die Mittel der Natur ohne ihm die Mittel der Zivilisation dafür zu sichern. Sie vermehrt seine Bedürfnisse, aber nicht die Mittel sie zu befriedigen. Sie könnte ihren Ueberfluß verwenden, um dem Mangel stets Arbeit zu sichern, die Allen nützen würde. Aber die einzige Arbeit, die bis jetzt von dem Ueberfluß der Bevorzugten und Mächtigen der Allgemeinheit gesichert wird, ist die Arbeit des Mordens und Europa hat jetzt drei Millionen Arbeiter auf den Beinen, deren Handwerk die Menschenschlächterei ist. Das ist das einzige „Recht auf Arbeit" unter dem Regiment von Fürsten.

Doch gehen wir zu einem andern Punkt über. Nachdem wir für alle Menschen die gleiche Garantie gegen die Gewißheit verlangt haben, unglücklich zu sein, und damit die gleiche Möglichkeit, glücklich zu werden, könnte man die Frage aufwerfen, wie die Ungleichheit unter den Menschen in Bezug auf die individuelle Befähigung zum Glück zu heben sei, eine Ungleichheit, welche auch unter ganz gleichen äußern Bedingungen bestehen bleibe. Diese Ungleichheit aber wird in der Regel eine bloß scheinbare sein. Relativ sind

unter gleichen entsprechenden Bedingungen alle Menschen gleich glücklich. Erlauben Sie, diesen Satz durch ein triviales Beispiel zu erläutern. Die Mücke wird durch ein Tröpfchen Blut eben so wohl gesättigt und befriedigt, wie der Elephant durch einige Scheffel Reis. Quantität wie Qualität des Befriedigungsmittels ist für beide eben so ungleich wie ihr Magen und ihr Geschmack: die Befriedigung aber ist für die Mücke so vollständig wie für den Elephanten. So auch mit dem menschlichen Glück. Wer viel nimt, weil er viel braucht, ist darum nicht glücklicher, als wer wenig nimt, weil er wenig braucht. Auch ist nicht zu bezweifeln, daß mit der Empfänglichkeit für das Glück die Empfindlichkeit gegen das Unglück in genauem Verhältniß steht. Je mehr Reiz für uns die Rosen des Lebens haben, desto schmerzlicher verwunden uns ihre Dörner. Wer nicht fähig ist sich lebhaft zu freuen, ist auch nicht fähig sich tief zu betrüben. Wer durch Schwermuth tief kann herabgezogen werden, wird auch einer um so beglückenderen Elevation des Geistes und Gemüthes fähig sein. An flachen Naturen geht das Leid schnell vorüber, aber eben so schnell die Freude; doch wird die Summe ihres Glücks verhältnißmäßig nicht kleiner sein, als diejenige des begabtesten Menschen. Seichte Wasser bergen keine Schätze und keine Geheimnisse, aber sie werden auch nicht vom Sturm aufgewühlt; tiefe Naturen gleichen dem Meer, das selten ruht, das in dem Schwanken von Ebbe und Fluth ewig sein Gleichgewicht erkämpfen muß und dessen Stürme so heftig sind wie seine Windstillen majestätisch. Je bedeutender ein Mensch ist — dessen sei man gewiß — desto weniger steht ihm das leichte Glück zu Gebot, welches den Unbedeutenden für

seine Mängel entschädigt, und es gibt beneidete Menschen genug, deren Hauptglück darin besteht, daß sie die Fähigkeit besitzen, ihr Unglück zu tragen ohne es zu verrathen.

So finden wir überall eine Ausgleichung, welche die größere oder geringere persönliche Fähigkeit, glücklich zu sein, in Korrespondenz bringt mit der größeren oder geringeren Fähigkeit, unglücklich zu sein. Es hat also im Allgemeinen unter entsprechenden gleichen Verhältnissen Niemand Ursache, den Andern zu beneiden oder zu bedauern. Man schaffe daher erst die entsprechenden Verhältnisse, so wird die Klage über die Ungleichheit des Glücks bald verstummen.

Die Wirkungen des Ausgleichungsgesetzes zwischen der Befähigung für Glück und Unglück in einer andern Beziehung zu beobachten, haben wir eine ganz besondre Gelegenheit in Amerika. Wer von uns hat nicht die Beobachtung an sich gemacht, daß er hier die Fähigkeit verliert, so heiter und froh zu sein, wie er es in Europa trotz den Fürsten war? Gleichzeitig wird er aber auch gefunden haben, daß er weniger empfindlich gegen Schmerz und Unglück geworden. Das hiesige Klima wie das hiesige Leben stumpft den Menschen ab gegen Leid und gegen Freude, ohne daß er sich immer Rechenschaft darüber geben kann, und wer nicht ein sorgfältiger Wächter seiner selbst ist, büßt leicht seine frühere Natur ein, ohne eine bessere wiederzugewinnen. In diesem Auflösungs- oder Abstumpfungsprozeß sehen wir eine Menge unserer Landsleute allen Halt und alles Selbstbewußtsein verlieren, so daß sie sich entweder fortwährend zu betäuben suchen oder vollständig verhärten. In keinem Lande finden wir so

viel Beispiele jener kalten Unempfindlichkeit, die durch nichts zu affiziren ist und die man Weisheit nennen könnte, wenn sie nicht Stumpfheit wäre. Ein eigentliches Glück werden Wenige hier gefunden haben, denn zum Glück gehört vor Allem ein unbefangenes Gemüthsleben und eine harmonische Existenz in einer harmonischen Umgebung. Und dennoch werden auch verhältnißmäßig Wenige sich hier so unglücklich fühlen, wie man erwarten könnte. Sie werden eben abgestumpft auch gegen das Unglück oder lernen sich stählen an dem harten Spruch, der dem Schwachen wie dem Starken das nämliche herzlose Lied in die Ohren schreit: help yourself! Das ist amerikanische Ausgleichung.

Eine Hauptkunst der Weisen hat zu allen Zeiten darin bestanden, das Glück auf Moralregeln zu basiren. Da ich keine andre Moral kenne oder anerkenne, als die, welche das Unrecht des einen Menschen gegen den andren beseitigt, kann ich den Lehren der Weisen nicht diejenige Rücksicht schenken, die sie vielleicht verdienen. Mir kommen sie im Allgemeinen vor wie etwa Lehren über die Kunst des Hungerleidens. Denn sie gehen fast nie von der Voraussetzung Dessen aus, was dem Menschen gebührt, sondern von der Voraussetzung Dessen, was er entbehren muß. Sie sind nicht Lehren über die Kunst zu leben, sondern Lehren über die Kunst nicht zu sterben. Sie sind nicht Rath, sondern Trost, sie sind nicht Speise, sondern Balsam. Trotzdem gibt es gewisse Regeln, die sich wie ein Rezept für das Glücklichsein zusammenstellen lassen und in Zeiten des Besitzens wie in Zeiten des Entbehrens gleich brauchbar sind. Ich würde namentlich folgende empfehlen:

Glaube nichts, was du nicht begreifst, und suche Alles zu begreifen, was dir nicht klar ist.

Uebe deinen Willen durch absichtliches Entbehren, ehe du dein Glück suchst, im Genießen.

Gib dich keiner Freude mit Unmäßigkeit hin, aber verschmähe auch keine, die sich mit deiner Vernunft und den Rechten Anderer verträgt.

Glaube an kein vollkommenes Glück, aber auch an kein vollkommenes Unglück.

Verliere nie das Vertrauen auf das Menschliche und findest du es in Andern nicht, so sorge dafür, daß du es stets in dir selbst findest.

Begnüge dich lieber mit dir selbst, als daß du dich eines Vortheils wegen bei Andern erniedrigst.

Vergib dir nie etwas auf Kosten der Freiheit und verleugne nie eine erkannte Wahrheit.

Das sind einige von den Regeln, die sich unter allen Umständen bewähren werden und deren sich noch Dutzende aufstellen ließen. Aber die Erfahrung lehrt, daß solche Regeln nicht eher befolgt zu werden pflegen, als bis man sie durch die Praxis selbst finden gelernt hat. Deshalb wollen wir uns nicht länger dabei aufhalten. Lehrreicher und interessanter wird es sein, uns die Gesetze und Erfordernisse des Glücks durch ein Beispiel lehren zu lassen. Wir wählen dazu einen unserer größten Schriftsteller, einen Genius, dem nur Shakespeare an die Seite gesetzt werden kann, nämlich Göthe.

Göthe schien von demjenigen Glück, das durch die Göttinn Fortuna repräsentirt wird, zum Glücklichwerden ausersehen zu sein. Seine Eltern waren reich und es standen ihm von Jugend auf alle Mittel des Vergnügens

wie der Bildung zu Gebot, die ihm auch im reichsten Maße auf Anstalten wie auf Reisen zu Theil wurde. Er war einer der schönsten Männer seiner Zeit und von Körper wie von Geist ein Mustermensch. Seine Schriften erwarben ihm Reichthümer und Ruhm, die Bewunderung einer halben Welt trug ihn auf den Händen und Frauen wie Männer fühlten sich glücklich durch seine Gunst. Wie ein Olympier stand er unter seinen Zeitgenossen, die seinen Wünschen zuvorkamen, und was Andre nur irgend erstreben mogten, das war ihm von vornherein gesichert. Kurz, bei ihm vereinigten sich alle äußere Umstände, welche die Zeit zu bieten hatte, mit den persönlichen Eigenschaften, welche die Natur verleihen kann, um die Möglichkeit alles erdenkbaren Glücks zu sichern. Und dennoch sagt dieser Mann irgendwo, er sei in seinem Leben keine Woche lang ganz glücklich gewesen.

Nun, sollte man fragen, wer darf hoffen, glücklich zu werden, wenn selbst ein Göthe es nicht geworden ist? Und dennoch lös't sich dieß Räthsel einfacher, als es scheint, schon durch die Erklärung der Natur und Stellung eines außerordentlichen Mannes im Gegensatz zu der ihn umgebenden Welt, die für ihn noch andre Seiten hat, als die von seinen Verehrern ihm zugekehrte Sonnenseite. Ein Genius dieser Art bedarf anderer Bedingungen zu seiner Befriedigung, als ein gewöhnlicher Mensch. Er betrachtet die Welt mit schärferem Blick als Andre, nur die ganze Wahrheit kann sein Streben beschwichtigen und stets ist es der ideale Maßstab, mit dem er das Leben und seine Erscheinungen mißt. Durch den Forschergeist zuerst mit sich selbst und dann mit der Welt in Kampf gerathen, hat er Gährungen und Stürme durchzumachen,

von denen der gewöhnliche Mensch, welcher bequem mit dem Strom der vorgefundenen Entwickelung schwimmt, keine Ahnung hat. Das, wofür sich Andre begeistern, hat er bald überschaut und verworfen; über die Liebhabereien und die Wissenschaft seiner Zeit ist er bald hinweg und es gilt für ihn, sich an die Stelle der Welt, welche seine zu klein befundene Umgebung darbietet, eine neue zu erobern. Hat er seine Träume durch seine Wissenschaft überwunden und doch sich über die Wirklichkeit durch das Ideal getröstet, so gilt es wieder, die Wissenschaft mit der Kunst, das Leben mit dem Ideal in Einklang zu bringen und die Harmonie seiner revolutionirenden Natur durch ein haltbares, Alles umfassendes Gedankensystem herzustellen. Ist dieser schwere innere Kampf aber ausgekämpft, so wiederholt er sich täglich im Gegensatz zu der äußern Welt, die hinter dem vorausgeeilten Genius zu weit zurückgeblieben ist, um seine Gedankenwelt verwirklichen zu können, aber ihm auch zu nah steht, um ihn nicht mit ihren alltäglichen Erbärmlichkeiten zu berühren; die ihn beständig wieder zu sich heranzieht und doch zu wenig verwandte Naturen liefert, um ihm einen befriedigenden Verkehr zu sichern. Der Enthusiasmus, den er ausgezeichneten Menschen zuwenden mögte, wird vielleicht durch Mängel, die sein schärferer Blick an ihnen entdeckt, bald in bloße Toleranz umgewandelt, und ohne Begeisterung schwindet das Glück aus Verhältnissen der Freundschaft wie der Liebe. Die ihn bewundern, befriedigen ihn vielleicht so wenig, wie die ihn herabsetzen, und die ihm huldigen, weil sie ihn eigentlich verkennen, sind ihm vielleicht noch lästiger, als die ihn absichtlich verkennen, weil sie ihm keine Huldigung gönnen. Die ihn beurtheilen können,

sind vielleicht seine Konkurrenten, und die seine Freunde sind, können ihn vielleicht nicht beurtheilen. Göthe hatte, trotz dem Verhältniß mit Schiller, eigentlich keinen Freund — und das ist nicht wunderbar —, aber auch unter seinen Freundinnen war vielleicht keine für ihn geschaffen. So kann ein Göthe darben mitten im Ueberfluß. Von seiner Höhe Alles überschauend, fühlt er sich endlich einsam und traurig. Die ihn da unten anstaunen und beneiden, bedenken nicht, daß, wer auf der Spitze steht, einsam steht und daß die Luft um so kälter wird, je höher er steigt. Wenn es einen Gott gäbe, wie ihn die Frommen sich denken, er müßte trotz seiner Allmacht und Allwissenheit oder vielmehr wegen derselben das unglücklichste Wesen der Welt sein, da er in seiner einsamen Ueberlegenheit kein ebenbürtiges Wesen fände, mit dem er verkehren, an das er sich anlehnen, das ihn verstehen könnte. Wer über seine Zeit und seine Zeitgenossen hinweg ist, dem bleibt nur übrig, in der Zukunft zu leben und diese Zukunft bietet ihm nichts als höchstens einen Gruß in der Sterbestunde. Göthe war einer von Denen, die in mancher Beziehung von sich sagen können:

Dein Glück sei Stolz der Resignation!
Dich drückt die Kläglichkeit der Gegenwart,
Doch kannst du sie nicht meiden, um als Flüchtling
In einer künft'gen Welt Asyl zu finden.
Du siehst der Zukunft edlere Gestalt
Vor der Geburt schon in erhab'ner Schöne,
Doch nah'n kannst du der Ferne nicht, du kannst
Vorweg nicht nehmen, was noch nicht entstanden,
Und nicht der Zeiten Stufen überspringen.
Gebannt bist du an Das, was du zu flieh'n,

Und bist getrennt von Dem, was du zu suchen
Gedrängt wirst durch des Geist's Vorausberechnung.
So bist du arm durch deinen Seherreichthum
Und schwach durch Das, was deine Stärke ist.
Was Andre freut, es ist für dich verloren,
Und was dein Ziel ist, will die Menge nicht,
Sie wird es wollen erst auf deinem Grabe.
So lebst du nur im Reiche des Gedankens.
Stets wirst du fremd im Leben And'rer sein
Und kommt dein eig'nes, bist du längst vergessen.

Göthe's Streben lief darauf hinaus, in einer allseitig, harmonischen Bildung und Schöpfer-Wirksamkeit den Mann der Wissenschaft, den Mann des Denkens, den Mann des Lebens und den Mann der Kunst zu einem Menschenideal zu vereinigen. Es ist ihm nach schweren Kämpfen gelungen, so weit seine Zeit es möglich machte. Auch ist keine Seite des Lebens seiner Allseitigkeit entgangen. Das Höchste wie das Tiefste, das Schönste wie das Schrecklichste, das Stärkste wie das Zarteste, das Ernsteste wie das Leichtfertigste — in Göthe's wie in Shakespeare's Werken finden Sie es vereinigt und zwar in lebensvoller Wahrheit ausgeprägt. Und dennoch war dieser Mann, der alle Elemente des Lebens in sich verarbeitete und beherrschte, nicht glücklich, weil die Forschens- und Schaffens-Freude des Genius in einer widersprechenden Welt stets getrübt wird durch die widerwärtigen Kämpfe, die ihr folgen wie vorausgehen, und weil seiner idealen Welt die Gemeinheiten der Wirklichkeit stets den Krieg machen.

Göthe hat es nach dem Kampf eines ganzen Lebens zu der Klarheit und Ruhe des Olympiers gebracht, aber zu

dem Glück des Olympiers brachte er es nicht, da es ihm nicht vergönnt war, in einem Olymp zu leben. Seine Welt wäre ein erneuertes, veredeltes Griechenland, ein modernes Vaterland der Schönheit gewesen und er wirkte in dem halb böotischen Teutschland, dessen höchsten Aufschwung er in den so genannten Befreiungskriegen erlebte. Und was trieb er während dieser Kriege, welche sklavische Unterthanen im Interesse ihrer heimischen Duodeztyrannen gegen einen auswärtigen Tyrannen führten, der wenigstens groß war und sogar einem Göthe imponirte? Während dieser so genannten Befreiungskriege, die Alles bewegten und ganz Teutschland durchtobten, zog sich vor dem wüsten Treiben und dem hohlen Lärm der größte teutsche Dichter still und theilnahmlos in seine vier Wände zurück und studirte — Chinesisch! Es war, als habe er dadurch zu verstehen geben wollen, daß er unter Chinesen lebe. In den Kriegen gegen die Perser, die erst die wahre Blüthe Griechenlands wach riefen, wäre auch ein Göthe nicht theilnahmlos geblieben.

Was sollen wir nun aus Göthe's Beispiel lernen? Lehrt es uns etwa, daß die Hoffnung auf Glück unter allen Umständen eitel sei, oder daß es sich verringere mit der höheren Vervollkommnung? Keineswegs. Eine Stunde Glücks, die ein Göthe erlebt, ist werthvoller und fruchtbringender, als das ganze Lebensglück eines Böotiers. Aber mit der höheren Befähigung zum Glück steigern sich auch die Anfoderungen an dasselbe und selbst ein Göthe kann nicht ganz glücklich sein, wenn seine Umgebung nicht göthisch ist. Wir stoßen also auch hier wieder auf ein Ausgleichungsgesetz, das sogar keinem Menschen gestattet, straflos vor allen Andern bevorzugt und ihnen voraus zu

sein. Die Armen am Geist haben also keine Ursache mit der Natur zu grollen: mit ihrem Geist würden dessen Bedürfnisse wachsen und die Schwierigkeiten ihrer Befriedigung. Dagegen liegt für sie die Auffoderung nah, durch um so eifrigeres Streben nach Bildung ihre Glückfähigkeit zu erhöhen.

Doch die Ausgleichung, wodurch die Natur allen Menschen gerecht zu werden sucht, wenn sie es nur erst sich selbst werden wollen, ist noch durch weitere Garantien gesichert. So wie kein Verständiger sich wohl fühlen kann unter Dummen, kein Gebildeter unter rohen Gesellen, kein ehrlicher Mann unter Schurken, so kann auch kein Freier existiren unter Unfreien und kein Glücklicher unter Unglücklichen. Es ist also, wie schon früher bemerkt wurde, kein wahres Glück möglich ohne eine harmonische Existenz in einer harmonischen Umgebung und dieses Erfoderniß des Glücks für den Einzelnen wird nur erfüllt durch Gründung des Glücks für den Einzelnen wird nur erfüllt durch Gründung des Glücks für Alle, durch Verallgemeinerung des Glücks. Das schönste und gerechteste Gesetz in der menschlichen Entwickelung will, daß wir alle glücklich sein sollen oder Keiner. Wäre die ganze Menschheit glücklich bis auf einen Einzigen, die ganze Menschheit würde nicht ruhen können, bis sie auch diesen Einzigen glücklich gemacht hätte. Es ist daher auch eine irrige Annahme, daß Diejenigen, welche von der Sklaverei oder dem Unglück Anderer leben, wirklich glücklich seien. Könnten Alle, denen trotz günstigen Verhältnissen das Glück mehr oder weniger den Rücken kehrt, psychologisch den Zusammenhang ihres Zustandes

mit ihrer Umgebung aufdecken, sie würden vielleicht finden, daß das Geheimniß ihres Nicht-Glücks in fremdem Unglück liegt. Wenn jedem Menschen beständig alles Elend und Unglück seiner Mitmenschen auch nur in seiner näheren Umgebung vorschwebte, so würde keiner mehr lachen, geschweige seines Lebens froh sein können. Unglücklicher, als die Unglücklichen selbst, müßte Derjenige sein, der all ihr Unglück kennte, ohne ihnen helfen zu können. Ferner ist die Annahme durchaus irrig, daß Diejenigen, welche für das Glück Anderer bemüht sind, das eigene dabei zum Opfer bringen. Glücklich machen ist glücklich sein. Der schönste und erhabenste Egoismus edler Menschen, von Sokrates bis zu Rousseau, von Christus bis zu Robespierre, hat von je her darin bestanden, für die Beglückung des Menschengeschlechts zu arbeiten, weil ihnen dessen Unglück unerträglich war. Das Streben für das allgemeine Glück war zugleich das Streben für ihr eigenes. Nachdem Göthe seinen Faust durch alle Klüfte und über alle Gipfel des Lebens hat umherschweifen, nachdem er ihn Alles, was die Welt zu bieten vermag, hat erproben und genießen lassen, ohne daß er glücklich geworden, schließt er seine Laufbahn damit, daß er die Erde kultivirt und für das Glück der Menschen arbeitet.

Stellen wir uns daher nicht auf den sentimentalen oder heuchlerischen Boden der Aufopferung, wenn wir gegen das Unglück oder für das Glück unserer Mitmenschen thätig sind. *Glück und Unglück sind unsre gemeinsame Angelegenheit*, und bei richtiger Auffassung macht uns Verstand wie Gemüth, Egoismus wie Theilnahme, Interesse wie Mitgefühl mit gleicher

Nothwendigkeit zu Philanthropen. Lassen wir uns auch nicht abschrecken durch die Thorheit der gewöhnlichen Menschen, welche sich am Feindlichsten gegen Diejenigen zu kehren pflegen, die am Aufrichtigsten bemüht sind, sie einer bessern Zukunft zuzuführen. Derjenige ist ein schwacher und kleinlicher Mensch, der der Menschheit ihre Fehler nicht verzeihen kann beim Anblick der Leiden, welche sie sich dadurch bereitet. Durch die Thorheit der Menschen ist das Unglück die Weltgeschichte der Gegenwart geworden; aus der Entfernung des Unglücks mache die Einsicht die Weltgeschichte der Zukunft. Die Wahrheit ist ihre Führerinn und die Revolution wird ihre Ausführerinn sein. Das Unglück ist das Kind der Lüge, gezeugt vom Despotismus; das Glück wird das Kind der Wahrheit sein, gezeugt vom Geiste der Freiheit. Fürchtet euch daher nicht vor der Wahrheit, die ihr leidet und Leiden lindert. Es ist keine Kaprice, die euch unabläßig auffodert, die Wahrheit zu hören, die Wahrheit zu ertragen, die Wahrheit zu prüfen und der Wahrheit zu folgen. Nur wer die Menschen zur Wahrheit führt, führt sie zum Glück.

Ueber die Arbeit und die Arbeiter.

(1852.)

Ich bilde mir nicht ein, in das verworrene Thema meines Vortrags völlige Klarheit bringen zu können; ich kann nur sagen, daß ich in dem, was ich von Andern gelesen, keine Klarheit gefunden und sie daher für mich selbst zu finden gestrebt habe. Und dieses Resultat möglichster Selbstaufklärung ist das Einzige, was ich Ihnen bieten kann, Bin ich damit im Irrthum, so wird eine Berichtigung Niemanden lieber sein als mir selbst. Ich werde mich genöthigt sehen, namentlich den Arbeitern, denen die Revolutionaire nur zu schmeicheln gewöhnt sind, getreu meiner Ueberzeugung einige harte Wahrheiten zu sagen.

Die Einsichtigeren werden wissen, was sie davon zu halten haben. Schmeicheleien sind meine Sache nicht und nur die Wahrheit kann uns zum Ziele führen.

Gehen wir vom Allgemeinen und Ursprünglichen aus — und dieß ist immer die beste Methode, um die richtige Schätzung und Stellung für das Einzelne und Gewordene zu ermitteln —, so können wir die erste Werkstatt der Arbeit in der Natur aufsuchen. Die ganze Natur ist ein ungeheures Laboratorium von Kräften, die in steter Thätigkeit sind und durch deren Thätigkeit das ganze Getriebe im Gange gehalten und die Befriedigung der Bedürfnisse des Ganzen wie des Einzelnen fortwährend ermöglicht wird. Durch den unausgesetzten Umschwung der Erde erhält jeder Theil der Kugel sein Licht; durch die Ausdünstung der Gewässer wird in der Luft der nöthige Vorrath von Feuchtigkeit angesammelt, welche als Regen die Pflanzen mit Nahrung versorgt; auf der Höhe der Alpen häuft sich im Winter der Schnee an, der im Sommer die Flüsse, diese Adern der Erde, mit dem nöthigen Wasser versieht; in der Luft toben Stürme und Gewitter, welche den Dienst einer ewigen Ventilation und Reinigung verrichten; in der Mitte der Erdkugel soll ein räthselhaftes Feuermeer glühen, dessen Erlöschen wahrscheinlich die Tödtung alles Lebens zur Folge haben würde. So ist, wohin wir blicken, die Natur in ewiger Thätigkeit, in einer ewigen Arbeit, welche die Bedingungen ihrer Erhaltung und ihres Lebens erfüllt.

Fragen wir nun aber, wozu in letzter Instanz dieß große Arsenal und Laboratorium von Kräften diene, oder wo es seine höchsten und werthvollsten Wirkungen äußere,

so kommen wir natürlich zu ihren vollkommensten Gebilden, zu den vorzugsweise lebendigen, vom trägen Stoff durch freie Bewegung unabhängigen Wesen, zu den Thieren und zu den Menschen.

Aber auch die Thiere und die Menschen müssen arbeiten, um zu existiren und ihre Zwecke zu erreichen. Die Natur arbeitet nicht für sie, sie arbeitet ihnen bloß vor; sie liefert ihnen die Bedürfnisse nicht in's Haus, sie bringt sie bloß in roher Gestalt hervor und überläßt ihnen dann, durch Arbeit sie sich anzueignen und zu vervollkommnen.

Und wie die Natur den Thieren und Menschen vorarbeitet, so arbeiten die Thiere wieder bloß den Menschen vor, die zuletzt vermittelst ihrer Intelligenz alles Vorhandene für ihre Zwecke verarbeiten.

Ich sage: das Thier arbeitet auch. Oder ist es nicht Arbeit, wenn der Vogel tausend Meilen weit auf die See fliegen muß, um eine Sandbank zu finden, und ein Paarhundert Fuß untertauchen, um einen elenden Wurm zu ergattern? Ist es nicht Arbeit, wenn der Maulwurf im Schweiße seines Angesichts ganze Berge aufwühlt um einen einzigen Regenwurm zu erhaschen? Ist es nicht Arbeit, wenn der Zugvogel neue Welttheile aufsuchen muß, um das Klima und die Nahrung wiederzufinden, die ihm ein andrer Welttheil zu versagen beginnt? Ist es nicht Arbeit, wenn die Biene Berge und Felder durchirrt, um ein Körnchen Baumaterial oder ein Tröpfchen Speise für ihr Haus zu sammeln? Ist es nicht Arbeit, wenn der Biber sich ein Haus oder der Vogel ein Nest baut wie kein Handwerker es bauen könnte? Ist es nicht Arbeit, wenn der Fuchs aus seiner Höhle hervor, die er keuchenden Rachens gegraben, mit Gefahr seines Lebens

einen Hühnerstall beschleicht, oder der Wolf, bedroht von dem lauernden Flintenlauf, Schneegebirge und Wälder durchschweift, um ein Schaf oder ein Rindvieh zu erobern? Ich frage: ist dieß Alles nicht Arbeit, so unabläßig und so mühsam und so gefährlich wie die menschliche? Und ich abstrahire dabei ganz von derjenigen Arbeit, welche die Hausthiere am Pflug, im Karren u. s. w. verrichten müssen, um für ihre verlorne Freiheit die Ehre zu erlangen, daß ein menschlicher Herr oder Bedienter ihnen die Tafel servire mit dem Abfall Dessen, was sie ihm durch ihre Arbeit erworben haben.

Ich verweile absichtlich so lang bei der Arbeit der Thiere, theils um an sie die Unterscheidung der menschlichen Arbeit zu knüpfen, theils um gleich von vorn herein jener Verirrung entgegenzutreten, welche aus der einfachsten und rohesten Arbeit die höchste Ehre, das meiste Verdienst und das größte Recht herleitet, oder wol gar den Begriff der Arbeit auf die gewöhnlichste Beschäftigung der Extremitäten beschränken will. Dieser Verirrung darf man zurufen: nach eurer Theorie ist eigentlich der einzige Arbeiter das Thier, denn seine Arbeit ist die einfachste und roheste! Und thun sich Menschen etwas darauf zu gut, daß sie mit den Händen arbeiten, so könnten die Thiere sich rühmen, sie arbeiteten mit den Füßen. Ja, die Spinne verrichtet sogar ihre künstlichste Arbeit mit dem — Hintern.

Indem ich zu der menschlichen Arbeit übergehe, hebe ich gleich als zum Wesen der Arbeit gehörig hervor, daß sie kein Zweck für sich sein kann, sondern ein bloßes Mittel zu Zwecken ist. Die Natur würde nicht mit sich selbst kämpfen und nicht in ihren tausend Prozessen arbeiten,

wenn ein „allmächtiger Gott" ihre Zwecke fertig darstellte; das Thier würde sich nicht Mühen und Gefahren aussetzen, wenn sich die Ordnung der Dinge dahin umkehrte, daß der Raub dem Raubthier nachliefe; der Mensch würde nicht in ruhelosen Anstrengungen seine Kraft versuchen, wenn er ohne Arbeit seinen Unterhalt finden und alle die tausend Zwecke seiner Intelligenz und seiner Begierden erreichen könnte. Der Unterschied zwischen der Arbeit des Menschen und derjenigen der Natur und des Thieres liegt nur darin, worin der Mensch sich überhaupt von ihnen unterscheidet, nämlich im Bewußtsein und in der Freiheit. Die Natur gehorcht nur der Nothwendigkeit des physikalischen Gesetzes, das Thier dem Instinkt innerhalb fester Schranken; der Mensch aber arbeitet aus Entschluß und seine Thätigkeit ist ohne Grenzen wie seine Zwecke. Im Beginn stand die Arbeit des Menschen der thierischen ziemlich gleich; sie beschränkte sich auf Jagd und Einsammeln von Früchten. Seine durch die Außenwelt geweckte Intelligenz zeigte ihm aber bald den Weg, seine mit ihr sich erweiternden Wünsche zu befriedigen. Er begann das rohe Material der Natur zu verarbeiten und damit war die Bahn der Kultur gebrochen und das persönliche Eigenthum geschaffen. Die Thiere haben kein Eigenthum, weil sie keine Vernunft haben. Die Thiere sind die ersten Kommunisten und hoffentlich — die letzten. Und selbst sie sind es nicht ganz, sie sind es nur in Bezug auf die Vorräthe der Natur, nicht in Bezug auf ihre eigenen Schöpfungen. Kein Vogel trit einem andern gutwillig sein Nest ab und nach Jahr und Tag kehren die Zugvögel in ihr altes Haus zurück. Es ist das Produkt ihrer Arbeit, ihr „Eigenthum".

Die Erkenntniß der Arbeit als eines bloßen Mittels führt zu der Folgerung, daß ihr Werth oder ihre Ehre, wenn einmal hiervon die Rede sein soll, nur abhangen kann von ihrem Zweck und Erfolg. Die Arbeit an sich hat keinen Werth wie überhaupt ein Mittel an sich keinen Werth haben kann. Es ist daher doppelt unsinnig, einen blinden Fanatismus oder Hochmuth der Arbeit zu kultiviren, eine förmliche Religion der Arbeit einzuführen, einen bornirten Kastengeist des Handwerks zu pflegen, wie es an allen Enden und Ecken die Kommunisten und sonstige Spekulanten thun, welche sich bei den sogen. arbeitenden Klassen einschmeicheln wollen. Kein Mensch arbeitet um der Arbeit willen und selbst wo er es zum bloßen Zeitvertreib thut, handelt es sich bei ihm um einen Zweck, der ihm lieber ist als der Müßiggang, nämlich um Vertreibung der Langeweile. Wir arbeiten um zu leben, aber wir leben nicht um zu arbeiten. Dieser Satz weis't mit zwei Worten der Arbeit ihre richtige Stellung an. Daß die Arbeit sich überall als nothwendiges Mittel geltend macht, sei es zum Zweck des Zeitvertreibes, oder zur Erhaltung der Gesundheit, oder zur Beschaffung des Lebensunterhalts, oder zur Erreichung von Kulturzwecken, nur darin liegt ihre Bedeutung; dieß sollte aber auch die Anleitung geben, sie überall in Betracht zu ziehen und sie nicht zu monopolisiren für einzelne Gebiete, oder ihr Verdienst zu beschränken auf einzelne Beschäftigungen; es sollte ferner die Anleitung geben, sie stets zu würdigen nach ihrem Zweck und den Zweck nicht unter das Mittel stellen.

Der nächste und allgemeinste Zweck der Arbeit ist die Erwerbung der nöthigen Existenzmittel, denn das Existi-

ren ist die Grundbedingung aller weiteren Zwecke. Ist sie ein Verdienst? Sie ist an sich nichts als eine ganz gemeine, thierische Nothwendigkeit, denn arbeite ich nicht, so muß ich verhungern oder aber ich komme zu der unsinnigen und ungerechten Foderung, daß ein Anderer, der mit mir das gleiche Recht auf die Erreichung seiner Zwecke hat, für mich arbeiten, mir seine Kräfte widmen und seine Zwecke opfern, kurz mein Diener oder Sklave sein solle. Es heißt: „wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen." Aber der richtige Sinn dieser Worte ist nicht der, daß das Arbeiten an sich eine Pflicht und Ehre sei, oder ein Recht ertheile — denn könnte ich von Wasser leben, wer wollte mich verpflichten, für meinen Unterhalt zu arbeiten, und wer wollte mein Menschenrecht schmälern, weil ich mit Wasser meine Existenz fristete? — sondern der richtige Sinn ist dieser: nur durch Arbeit werden die Mittel des Lebens errungen, folglich muß der Müßiggänger Andere für sich arbeiten lassen, von fremder Arbeit leben, Andre des Lohnes ihrer Anstrengungen berauben, also Unrecht an andern Menschen begehen. Gesetzt aber, ich habe mir durch meine eigene, rechtliche Arbeit so viel erworben, daß ich von meinem selbstgeschaffenen Eigenthum leben kann, so ist auch mein Müßiggang kein Unrecht mehr an Andern und ich „darf essen" auch ohne zu arbeiten. Sich auf die Arbeit, namentlich so weit sie nur das, auch den Thieren eigne, nothwendige Mittel des Lebensunterhalts ist, etwas einzubilden, kann niemals ein vernünftiger Gesichtspunkt sein; es kommt vielmehr nur darauf an, allen Menschen dieses Mittel des Nichtverhungerns, welches Tausenden gänzlich fehlt und Millionen zum elendesten Dasein verurtheilt, möglichst zu sichern und zu erleichtern,

damit sie zunächst ihrer Existenz versichert sein können und dann Fähigkeit, Zeit und Mittel gewinnen für die edleren Bestimmungen und Genüsse des Lebens. Denn die Bestimmung des Menschen ist eine edlere und würdigere, als daß das bloße Nichtverhungern das Maximum seiner Ansprüche und des Lohns seiner Anstrengungen bezeichnen sollte, wenngleich der jetzige Zustand der Gesellschaft denjenigen Staat vielleicht als ein Ideal erscheinen ließe, in welchem Niemand mehr Hunger litte.

Neben dem, von den Kommunisten aufgebrachten Unsinn, aus der Arbeit, diesem bloßen Mittel zur Erwerbung zunächst von Speise, Trank u. s. w., einen Zweck an sich und einen förmlichen Kultus zu machen, läuft die weitere, schon oben angedeutete Verirrung her, welche nur die roheste Arbeit, die einfache Handarbeit, wirklich als Arbeit und nur den Handarbeiter als wirklichen Arbeiter gelten läßt. Diese Verirrung ist, so weit sie von den Arbeitern selbst herrührt, um so verzeihlicher, da die Handarbeiter sich den unangenehmsten Anstrengungen zu unterziehen haben und dafür oft den geringsten Lohn erhalten, während der Hauptvortheil ihrer Anstrengungen Andern zu gut kommt; dennoch ist sie eine Verirrung und zwar eine sehr verderbliche, da sie zu den größten Ungerechtigkeiten führt, eine unheilvolle Klassenspaltung begründet, die Bildung förmlich exkommunizirt und am Ende Niemanden mehr Schaden bringt als den Handarbeitern selbst. Auch diese Verirrung ist auf alle Weise gefördert und ausgebeutet worden durch die Kommunisten und namentlich durch diejenigen, welche selbst nie ein Handwerk getrieben und überhaupt eine heilige Scheu vor aller Arbeit haben, die Andre für sie verrichten kön-

nen. Ja, diejenigen Kommunisten, welche der Arbeit und zwar der Handarbeit die größten Schmeicheleien sagen und sie zur höchsten Ehre machen, eröffnen in demselben Athem die Aussicht, daß diese Ehre im kommunistischen Staat auf ein Minimum reduzirt oder den Arbeitern durch Maschinen gänzlich werde abgenommen werden. Was wird dann aus den Arbeitern par excellence, wenn sie keine Arbeit mehr zu thun haben? Dann werden sie am Ende genöthigt sein, bloße Menschen zu werden, trotz den Kommunisten.

Es ist eine verächtliche, gemeine Selbstentwürdigung der Demagogen, ihre Intelligenz, ihr Wissen, ihre Bildung unterzuordnen und zu beugen unter den rohen Gesichtspunkt des bloßen Handwerks, das erst seinen Handwerksdünkel ablegen muß, wie der Bauer seinen „Bauernstolz", um des wahren, des höchsten Stolzes fähig zu sein, des Stolzes eines freien Mannes. Ein freier Mann leitet den Zweck seines Daseins, den Charakter seiner Person, die Art seiner Bestimmung aus sich selbst, aus seinem Menschenthum, nicht von den zufälligen äußern Hülfsmitteln seiner Existenz her, sonst müßte er möglicher Weise jeden Tag ein anderer sein. Bevor die Arbeiter von dem Druck der Verhältnisse emanzipirt werden können, müssen sie sich erst von sich selbst zu emanzipiren suchen und den Menschen in sich höher stellen lernen als den Arbeiter. Die Interessen des Arbeiters sind noch nicht die Interessen des Menschen, wohl aber sind die Rechte des Menschen auch die Rechte des Arbeiters. Jede gerechte Beschwerde des Arbeiters unterschreibt jeder gerechte Reformator und Revolutionair, aber er unterschreibt sie als Mensch, als Mitglied der Gesellschaft,

nicht als Vertreter einer künstlich geschaffenen „Klasse", welche nur die einexercierte Armee ehrgeiziger oder habsüchtiger Demagogen ist.

Nochmals: die Arbeiterrechte sind nicht die Menschenrechte, wohl aber sind die Menschenrechte die Arbeiterrechte. Es gibt kein Recht der Arbeiter, das nicht auch ein Recht aller derjenigen Menschen wäre, welche nicht speziell zu den „Arbeitern" zählen; dagegen gibt es Menschenrechte und Menschenintereſſen, von denen die Arbeiter willig abstrahiren, wenn sie nicht ihren einseitigen Rechten und Intereſſen entsprechen oder dieselben direkt berühren. Wie bornirt, wie roh, wie gemein, wie schlecht, wie niederträchtig der exklusive Arbeiter-Standpunkt machen kann, beweis't die Thatsache, daß in Amerika Tausende von Arbeitern mit der Sklaverei nicht bloß völlig einverstanden sind, sondern sie sogar im vermeintlichen persönlichen Intereſſe mit fanatischem Eifer erhalten helfen. Ich für meine Person wünsche jeden weißen Arbeiter zur Selbstbelehrung an die Kette, der nicht bereit ist, dem schwarzen Arbeiter seine Kette brechen zu helfen. Welches menschliche Intereſſe kann ein Freund der allgemeinen Freiheit und Humanität, ein Vertreter der allgemeinen Menschenrechte und Kulturintereſſen haben, Arbeiter vom Kapital zu emanzipiren, welche andre Arbeiter nicht bloß dem Kapital, sondern gleichzeitig der Knute überliefern helfen und in ihnen die Menschenrechte mitsammt der Arbeit unter den Fuß der Tyrannei und Barbarei treten lassen? Arbeiter, die nicht von vorn herein den freien Menschen in sich und Andren voranstellen, werden, wenn sie ihre Zwecke erreicht haben, eben so gut Unmenschen wie diejenigen, von deren Druck sie wollten emanzipirt sein. Werden

Diejenigen, welche als Unterdrückte des Kapitals keinen Haß gegen die Sklaverei hatten, sie hassen lernen, nachdem sie selbst die Unterdrückung losgeworden? Sie werden dann im Stande sein, selbst Sklavenhalter zu werden. Und künftige Sklavenhalter-Kandidaten sollte man emanzipiren helfen?

Weg also vor allen Dingen den Hochmuth des Handwerks und die Unterordnung der menschlichen Gesichtspunkte unter die der äußeren Stellung und Beschäftigung, welche ja grade deshalb verbessert werden sollen, damit die menschlichen Rücksichten zur Geltung kommen. Betrachten wir nun die Arbeit von andren Seiten, um den sinnlosen Hochmuth und die verderbliche Exklusivität des Handwerks noch greller hervortreten zu lassen.

Jede Thätigkeit, welche auf die Erreichung eines vernünftigen Zweckes gerichtet ist, ist Arbeit und je edler und gemeinnütziger der Zweck, desto achtungswerther ist die Arbeit und der Arbeiter. Diejenige Arbeit, durch welche wir bloß unsern persönlichen Lebensunterhalt gewinnen, haben wir, nochmals sei es gesagt, mit den Thieren gemein; diejenige aber, durch welche wir andern Menschen behülflich sind, der Freiheit dienen, die Bildung befördern, die Wissenschaft erweitern, die Aufklärung verbreiten, Gebilde der Kunst schaffen, nützliche Erfindungen zu Wege bringen, neue Entdeckungen machen — diese Arbeit ist die dem Menschen allein eigene und sie ist die edelste und werthvollste. Dennoch hat die durch die Kommunistenchefs (welche selbst nur Ausbeuter der Handarbeiter sind) verursachte Begriffsverwirrung es so weit gebracht, daß es Tausende von Handwerkern gibt, welche dem verdientesten Staatsmann, dem bedeutendsten Mann der Wissen-

schaft, dem gemeinnützigsten Schriftsteller. dem genialsten Künstler, dem scharfsinnigsten Erfinder nicht die Ehre anthun ihn als Arbeiter oder lebensberechtigten Menschen anzusehen, die einen Schmiedegesellen höher stellen als einen Solon, Humboldt, Rousseau, Göthe, Rafael u. s. w. Rousseau hat lange Zeit als Bedienter und Notenabschreiber seine Existenz gefristet. Vielleicht erweisen ihm in dieser Qualität die Kommunisten die Ehre, ihn zu den „Arbeitern" zu rechnen. Später schrieb er Werke, durch die er die Keime der größten Revolution der Welt legte — und als weltbewegender Geist verdient er nach der kommunistischen Auffassung die Geringschätzung oder den Haß der „Arbeiter" Spinoza lebte vom Brillenschleifen. Als Brillenschleifer verdient er vielleicht die Ehre, „Arbeiter" zu heißen. Als Verfasser eines Buches aber, wodurch er fast alle früheren Philosophen verdunkelte, ist er ausgeschlossen von der „Klasse der Arbeiter". Kopernikus und Galilei stießen nach langen Studien und Untersuchungen das Ptolemäische System und die Astronomie der Bibel um und brachten durch die Entdeckung, daß die Sonne still steht und nicht die Erde, eine vollständige Revolution in der Weltlehre hervor. Aber sie waren keine „Arbeiter" — weg mit ihnen! Newton entdeckte das Gesetz der Schwere und lös'te tausend Probleme, an denen sich bis dahin die mangelhafte Kenntniß der Naturgesetze vergebens abgemüht hatte. Aber Newton war kein „Arbeiter" — weg mit ihm! La Place hat uns die Entstehung der Erde und sonstigen Weltkörper klar gemacht durch eine Theorie, welche allen biblischen Gespenster- und Märchenglauben verscheucht. Aber La Place war kein „Arbeiter" — weg mit ihm! Kolumbus hat aller Welt

zum Trotz den Erdtheil entdeckt, auf welchem wir jetzt Sicherheit vor den Verfolgungen der Despoten finden. Aber Kolumbus war kein „Arbeiter" — weg mit ihm! Washington, Jefferson und ihre Genossen haben später auf dem Erdtheil des Kolumbus die Republik gegründet, in der wir jetzt den Kampf gegen den europäischen Despotismus vorbereiten helfen. Aber Washington und seine Genossen waren keine „Arbeiter" — weg mit ihnen! Cook und Andere haben unter tausend Gefahren unbekannte Meere durchkreuzt, der Schiffahrt, dem Handel, dem Weltverkehr neue Bahnen gewiesen, neue Länder in den Kreis der Menschheits-Entwickelung gezogen und dadurch Millionen „Arbeitern" die Möglichkeit der Existenz gesichert. Aber Cook, Magellan, Drake, Albuquerque u. s. w. waren keine „Arbeiter" — weg mit ihnen! Alle Studien, alle geistigen Kämpfe, alle durchwachten Nächte, alle Anstrengungen und Erfolge denkender und begabter Menschen, welche die höchste Bestimmung unseres Geschlechts in sich vereinigten, gelten nichts vor jener kommunistischen Rohheit, welche kein anderes Zeichen der Menschenwürde, des Menschenwerthes und des Menschenrechtes kennt, als die Schwielen in der Hand und den Schmutz der Werkstatt auf dem Kittel. Die Schwielen in der Hand und der Schmutz am Kittel sind ehrenvoll als Kennzeichen eines Menschen, der keine Anstrengung und keine Unannehmlichkeit scheut, um Erhalter der Seinigen und nicht Müßiggänger auf fremde Kosten zu sein; aber ist es nicht durchaus roh und unsinnig, wenn ein solcher Mensch sein Handwerk allein für ehrenvoll, seine Arbeit allein für Arbeit ausgeben und für die Menschen überhaupt keine andere Bestimmung anerkennen

will, als dieß sein zufälliges Handwerk? Der Kopf verachtet nicht die Hand; wie kommt die Hand dazu, den Kopf zu verachten? Sicher nicht durch Verstand und Bildung, und doch soll Verstand und Bildung nicht überflüssig sein in der Welt. Was sollte denn aus der Menschheit werden, oder was wäre aus ihr geworden, wenn sie aus lauter Handwerkern bestände? Viel richtiger, als die Aristokratie des Handwerks, ist die Ansicht, daß der Charakter der Arbeit als eines nöthigen Mittels zu irgend einem Zweck um so mehr hervortrit, je unangenehmer sie ist; allein diese Auffassung kann nicht zu einem Stolz, sondern nur zu der Frage führen, warum das Mittel so oft nicht im Verhältniß zum Zweck stehe und auf welche Weise die Arbeit allen Menschen möglichst leicht und angenehm zu machen sei. Ich begreife nicht, daß die Handwerker selbst die Erniedrigung nicht erkennen, welche die Kommunisten ihnen dadurch anthun, daß sie den eigentlichen Menschen in ihnen gar nicht in Anschlag bringen, sondern ihn ganz aufgehen lassen in ihrem Handwerk, das sie ja eben, so weit es eine Plage für sie ist und ihnen den „Klassenstempel aufdrückt, los werden wollen und sollen. Kein Handwerk schändet; noch weniger aber kann es eine Ehre und einen Werth verleihen, den der Handwerker nicht auch ohne seine Arbeit besitzt.

Gehen wir wieder zu einer andren Seite über. Sogar die Mehrzahl derjenigen Menschen, welche recht eigentlich vom Handwerk leben, ist thatsächlich oder geflissentlich ausgeschlossen von der aparten, bevorrechteten Welt, welche die Kommunisten und die von ihnen irre geführten Arbei-

ter par excellence geschaffen haben. Die Mehrzahl der Menschen besteht aus Ackerbauern, die recht eigentlich im Schweiß ihres Angesichts ihr Brod und häufig genug ein sehr kümmerliches Brod erringen müssen. Alle diese Millionen Arbeiter aber, namentlich wenn sie gebildete Landwirthe sind, kommen nicht in Anschlag als Arbeiter, obschon ohne sie alle Arbeiter par excellence verhungern müßten. Die Kommunisten nähren sogar unter den städtischen Arbeitern eine Verachtung oder einen Haß gegen die ländlichen, die Bauern, die sie von der Leitung ihres erträumten Staats von vorn herein ausgeschlossen haben. Weitere Millionen arbeiten als Knechte und Mägde in Städten und auf dem Lande — sie gelten nicht, sie zählen nicht, sie sind keine Arbeiter par excellence. Es gibt Millionen Hausfrauen, die sich vom Morgen bis in die Nacht abmühen für die Familie und fleißiger sind als ihre Männer — ihre Arbeit aber wird nicht mitgezählt im Buche der Gerechtigkeit, denn sie gehören nicht, um mich so auszudrücken, zu der Kirche oder dem Orden der Arbeiter, sie bilden keine „Klasse". Und daß die unterirdischen Arbeiter (die Bergleute), die Wasserarbeiter (die Seeleute), die Arbeiter der Handelsgeschäfte, die Lehrer, die Aerzte, die Apotheker, die Staatsbeamten u. s. w. u. s. w. ausgeschlossen sind, versteht sich von selbst. Warum sind sie auch nicht sämmtlich Schneider, Schuster und Fabrikarbeiter geworden? Wenn wir unsre Beispiele mit Zahlenveranschlagungen begleiten, so kommen wir wahrscheinlich zu dem Resultat, daß neun Zehntheile von Denen, welche wirklich Arbeiter sind, von den Kommunisten und ihren Anhängern nicht als Arbeiter gerechnet werden, daß also ein

Zehntel im Namen der Arbeit das Recht zur Beherrschung der ganzen Gesellschaft in Anspruch nimt. Ist davon ein Resultat zu erwarten?

Alle diese Beispiele fodern zur Erklärung der merkwürdigen Erscheinung auf, daß das Handwerk, und zwar im Ganzen durch eine sehr geringe Minorität vertreten, die alleinigen Attribute der Arbeit sich anzueignen, die Gesetze der Arbeit zu bestimmen und die ganze Welt und Gesellschaft nur vom Standpunkt der Handarbeit aus der Beurtheilung und Reform zu unterwerfen sucht. Wir finden die Erklärung zunächst in dem massenhaften Beisammenleben gewisser Arbeiter, namentlich der Fabrikarbeiter. Der Anstoß der Arbeiteragitation rührt von englischen und französischen Fabrikstädten her. Dieß massenhafte, bei keinem andern Theil der Gesellschaft (außer etwa beim Militair) zu findende Beisammenleben bildet einen esprit du corps und eine Organisation in sich aus, die eines Theils eine Absonderung von der übrigen Gesellschaft zur Folge hat und anderen Theils es möglich macht, jede Angelegenheit, die als eine gemeinschaftliche betrachtet wird, mit einem Eklat und Nachdruck zu behandeln, welche dieselbe Angelegenheit, wenn sie bloß von Einzelnen betrieben würde, niemals finden könnte. Ueberdieß ist das Loos solcher Massen von Arbeitern in der Regel von einem und demselben Umstande abhängig: der Bankerott eines einzigen Fabrikanten kann tausend Arbeiter brodlos machen und irgend eine Handelskrisis oder ein Krieg kann hundert Fabriken zur Einstellung der Arbeit nöthigen. Ein Schlag aber, der Tausende auf einmal trifft, erlangt auch prinzipiell mehr Bedeutung, als derselbe Schlag erlangen würde, wenn er tausend Einzelne

träfe. Dazu kommt noch, daß unter den durch Fabriken und Gewerbe in den Städten vereinigten Arbeitern sich manche durch Unterricht, Wanderschaft, Umgang, Vereinsleben u. s. w. aufgeweckte Intelligenzen finden, die unter anderen Arbeitermassen, z. B. auf dem Lande, nicht so zahlreich anzutreffen sind. So ist es denn möglich geworden, daß gewisse konzentrirte, abgesonderte Fraktionen der großen Arbeitermasse, aus welchen die menschliche Gesellschaft besteht, allein als Arbeiter in den Vordergrund traten, eine mit ihrer Minorität nicht im Verhältniß stehende Aufmerksamkeit als Arbeiter erregten, ihren alleinigen Maßstab, den Arbeitermaßstab, an die ganze Gesellschaft legten und alles Recht und alle Ehre und alle Menschenbestimmung an ihre Handarbeit zu knüpfen suchten. Und die Kommunisten, welche diesen vereinigten Massen leicht durch ihre theoretischen Phrasen imponirten und in ihnen am Leichtesten die Macht zur Durchsetzung ihrer Projekte auf die Beine bringen zu können glaubten, tragen die Schuld, durch ihre Klassen-Schmeicheleien und einseitigen Irrlehren Tausende jener Arbeiter in eine total falsche Stellung zur Menschheit gebracht und ihren Blick für den wahren Weg zur Geltendmachung ihrer Rechte gänzlich verblendet zu haben.

Gesetzt nun aber, jene Minorität von Arbeitern und Kommunisten hätten irgendwo, z. B. in Frankreich, die Gewalt errungen, was hätten sie geschaffen oder zu schaffen gesucht? Einen despotischen Fabrikarbeiterstaat mit Unterdrückung der Interessen der Majorität, also einen wüthenden Klassenkrieg, der mit der Vernichtung der Arbeiter par excellence geendet hätte!

Denken wir uns, daß z. B. die Bauern so dicht vereinigt lebten wie Fabrikarbeiter und massenweise für einzelne Besitzer das Land bebauten, so würde jede Mißernte sämmtliche bäurische Arbeiter zusammen treffen und jede Geschäftsangelegenheit von ihnen gemeinschaftlich vertreten werden, sie würden sich organisiren, massenweise handeln und wahrscheinlich ebenso das Interesse der Bauern als das alleinige Arbeiterinteresse darstellen wie es jetzt die Fabrikarbeiter u. s. w. ihrerseits thun. Hätten sie aber dadurch eine Garantie der Menschenrechte gefunden? Und hätten sie allein die Staatsgewalt in der Hand, was würden sie schaffen? Einen despotischen Bauernstaat mit Unterdrückung der übrigen Interessen der Bevölkerung, also einen wüthenden Klassen-Krieg, in welchem der eine Theil vernichtet würde und dann der andere in sich selbst die Vernichtung begänne! Da die Bauern aber vereinzelt leben, so ist die Agitation unter ihnen erschwert, eine Organisation ist vollens unmöglich und so sind sie vor einseitigen Bewegungen bewahrt, welche unter den städtischen Arbeitern so leicht zu veranlassen und von den Kommunisten noch immer nur zum Verderben der Arbeiter veranlaßt worden sind. Man sehe zu, was in Frankreich das Projekt, von Staatswegen die Arbeit, statt bloß die Gelegenheiten dazu, zu organisiren* und die Bemühung des

---

* Organisation der Arbeit als eines ineinandergreifenden Systems von Thätigkeiten der Gesellschaftsmitglieder kann ich mir nur in einem kommunistischen Gemeinwesen denken, worin alle Thätigkeit von oben herab dirigirt wird. In einem sozialistischen Staat dagegen können

Herrn Cabet, sie zu christianisiren, den Arbeitern genützt hat. Sie sind dadurch vor die Kartätschen, auf den Kirchhof, in das Elend oder in das Exil gekommen. Das war Alles. Ich leugne hiermit so wenig die Rechte, welche die Arbeiter, namentlich in Paris, geltend zu machen hatten, wie das Unrecht, das ihnen gethan worden war und noch gethan werden sollte; aber ich tadle ihren Standpunkt und behaupte, daß sie als Glieder einer Klasse nicht einholen konnten, was sie und Andre als Glieder der Staatsgesellschaft, durch oder ohne ihre Schuld, versäumt hatten. Die politische Einsicht kann durch keine Klassenintelligenz ersetzt und die Propaganda für die allgemeinen Menschenrechte kann nicht durch einen Arbeiterfeldzug erspart werden. Hätten die speziellen Freunde der Arbeiter sie für einen wahren demokratischen Staat ausgebildet und sie angeleitet, durch die Benutzung ihrer Macht und ihrer politischen Rechte die Staatsgewalt aus den Händen der Soldaten, Schwätzer und Verräther zeitig in die Hände des Volks, des ganzen Volks zu bringen: es wären Tausende von Arbeitern am Leben geblieben und die Interessen des ganzen Volks würden durch die Geltendmachung aller Rechte gesichert sein. Jede Klassentheilung und Entgegensetzung kann nur

---

und müssen von oben herab bloß die Gelegenheiten (Staatsarbeiten) geschaffen und dirigirt werden, welche den arbeitsuchenden Beschäftigung darbieten. Dabei bleibt immer der größte Theil der Arbeit, nämlich Alles was nicht Staatsarbeit ist, unorganisirt, es bewegt sich und gleicht sich aus im freien Verkehr.

Verderben bringen, weil sie unsinnig und ungerecht ist, und jede Klassenherrschaft ist eine Tyrannei und Barbarei, mag sie von Arbeitern ausgehen oder von Aristokraten.

Nachdem ich bis hierher die Hauptverirrungen, welche sich an das Wort Arbeit knüpfen, kurz beleuchtete und erklärt habe, komme ich an die Rechte, welche für die Arbeit geltend zu machen sind. Es handelt sich dabei zunächst um das sogenannte „Recht der Arbeit". Dieser Ausdruck ist falsch wie der kommunistische Kultus der Arbeit. Wem es bloß um Arbeit zu thun ist, der wird sie überall finden, wenn er sie gratis leisten will, und er braucht darum kein Recht auf Arbeit geltend zu machen. Wir müssen daher die Frage anders fassen. Das erste Recht des Menschen ist das Recht zu leben zu existiren. Das nothwendige Mittel des Lebens ist Eigenthum und das nothwendige Mittel zur Erwerbung von Eigenthum ist die Arbeit. Wo man ein Recht auf den Zweck hat, stellt man nicht das Recht auf das Mittel oben an, sonst läuft man Gefahr, über Beides im Unklaren zu bleiben und zu lassen. Klar und unwidersprechlich ist Jedem der Satz: jeder Mensch hat ein Recht zu leben. Ist dieses Recht festgestetzt, so folgt eben so unwidersprechlich das Recht auf das Mittel des Lebens, nämlich auf die Gelegenheit, durch Arbeit das nöthige Eigenthum zu erwerben.

Bei wem nun ist dieses Recht im Nothfall geltend zu machen? Bei derjenigen Instanz, welche durch ihr Dazwischentreten alle natürlichen, unveräußerlichen Rechte zu schützen hat, sobald sie durch eine sich nicht von selbst hebende Störung beeinträchtigt sind, nämlich bei der Lei-

tung des Staats, dessen unterste Abtheilung die Gemeinde ist. Der natürliche Lauf der Dinge ist, daß die Menschen ihre Bedürfnisse im freien Verkehr und Uebereinkommen zu befriedigen suchen. Ohne Noth wird Keiner eine Hülfe oder ein Dazwischentreten der Gemeinde oder des Staates suchen, welche mit ihrer Hülfe nothwendig ihre Disposition und Kontrole verbinden. Trit aber ein solcher Fall der Noth ein, so hat der Staat keine Wahl. Er kann nicht statuiren, daß ein Mensch, welcher in die Unmöglichkeit versetzt ist, durch Arbeit zu existiren, verhungern müsse; er kann auch nicht statuiren, daß ein solcher Mensch zu den Mitteln des Naturzustandes, zur Nothwehr gegen die Gesellschaft, greifen und sich die durch Arbeit nicht zu erlangenden Existenzmittel mit Gewalt verschaffen solle; er muß es also als eine Pflicht gegen den Einzelnen wie gegen sich selbst d. h. gegen die ganze Gesellschaft betrachten, daß er dem aus dem freien Verkehr in seinen Schutzhafen Verschlagenen gegen Arbeitsleistung, oder, wenn er arbeitsunfähig ist, ohne Leistung die Existenz sichere, bis er wieder das offene Meer des Verkehrs befahren kann. Der Staat muß in letzter Instanz jedem Menschen die Existenz garantiren, sonst muß er aufhören Staat zu sein und die Anarchie proklamiren. Als Nebenpunkt sei noch bemerkt, daß konsequenter Weise dieser Pflicht des Staates die fernere Pflicht entspricht, nur von demjenigen Eigenthum oder Einkommen Steuern zu erheben, welches das zum Lebensunterhalt unentbehrliche übersteigt. Je vollkommener übrigens ein Staat eingerichtet ist, je mehr er dem Begriff einer vernünftig organisirten Gesellschaft entspricht,

um so weniger wird er in die Nothwendigkeit versetzt werden, durch Arbeitlieferung dem sogenannten „Recht auf Arbeit" Aushülfe zu leisten. Zu solcher vollkommenen Einrichtung gehört vor allen Dingen freier Unterricht in jedem Fach und zu allen Zwecken, so daß jeder Bürger ungeschmälerte Gelegenheit hat, seine Fähigkeiten für die ihm zusagende Arbeit auszubilden. Sodann gehört dazu eine gerechte Modifikation des Erbrechts, gerechte Besteuerung und gerechte Verfügung über den Landbesitz — Punkte, über die mich weiter auszulassen hier nicht der Ort ist.

Der gewöhnlichste Konflikt der Arbeit spricht sich aus in dem Gegensatz: Arbeit und Kapital. Auch dieser Gegensatz ist, wie der Kultus der Arbeit, von den Kommunisten bis zum Unsinn aufgetrieben worden, so daß es schien, als müsse jeder Mensch ein Kannibale sein, der sich einige Tausend Thaler Vermögen erworben, oder als sei Jeder ein Mustermensch, der kein Kapital besitzt.

Was ist Kapital? Kapital ist jedes Eigenthum oder Besitzthum, das sich zur weiteren Hervorbringung von Eigenthum eignet. In so fern ist jedes Material, ja jede Kraft, auch die Arbeitskraft ein Kapital. Ist es Unrecht, Kapital zu besitzen? Nur dann, wenn dasselbe auf ungerechte Weise erworben worden, und jede Weise ist ungerecht, welche sich gewaltsamer Mittel gegen Andere bedient und sich der demokratischen Zustimmung entzieht. Deshalb ist alles Besitzthum der Fürsten und ihrer Gehülfen, welche das Volk mittelst der Gewalt ausbeuten, Volkseigenthum und es kann einst die Revolution in Stand setzen, mit einem Schlage das Proletariat abzuschaffen und alle

Institute zu gründen, welcher der sozialistische Staat zur Erziehung und Sicherstellung seiner Bürger bedarf. Mein Kapital kann aber rechtlich nicht angefochten werden, wenn ich es durch meine Thätigkeit auf eine Weise erworben habe, welche die gesetzliche Zustimmung einer freien Gesellschaft und die ohne Gewaltmittel erlangte Gutheißung derjenigen Personen hat, die durch irgend ein rechtliches Mittel zu der Erwerbung — direkt oder indirekt — beigetragen haben. Um ein ganz unverfängliches Beispiel aufzustellen, nehme ich einen Handwerker, der durch Fleiß, Geschicklichkeit und etwa eine neu erdachte Verbesserung seiner Arbeitsartikel sich ein Kapital von $30,000 erworben habe. Werden die Verfertiger des Materials, das dieser Arbeiter verbraucht, oder die Käufer seiner Waare ihm vorwerfen können, er sei auf unrechte Weise Eigenthümer oder Kapitalist geworden? Sicher nicht. Dieser Handwerker und nunmehrige Kapitalist wünscht mit seinen sauer erworbenen $30,000 eine Fabrik anzulegen. Begeht er nun ein Unrecht gegen die Arbeit, wenn er anderen, aber eigenthumlosen Handwerkern Beschäftigung in seiner Fabrik anbietet, ohne sie zu Miteigenthümern zu machen? Keineswegs. Auf sein Eigenthum hat Niemand Recht als er, die übrigen Handwerker haben an seinem Erwerb keinen Theil gehabt und als freie Menschen haben sie die Wahl, seine Bedingungen auszuschlagen, wie er die Freiheit hat, sie zu stellen. Jetzt aber trit der Fall ein, daß die Handwerker, durch die Noth gezwungen, sich dem Fabrikbesitzer um jeden Preis zur Verfügung stellen, daß er ihre Noth zur möglichsten Erniedrigung der Arbeitspreise benutzt und daß er mittelst ihrer ausgebeuteten Arbeit ein reicher Mann wird, wäh-

rend sie kaum im Stande sind ihr Leben zu fristen. Wie nun? Handelt er noch immer nicht unrecht? Moralisch handelt er im höchsten Grade verwerflich, aber lebt er in einem wirklich demokratischen Staate und hat dieser Staat sein Verfahren nicht verpönt — wie denn kein Staat der Welt das Recht hat, die Annahme freiwilliger Dienstleistungen zu verbieten —, so wird sein vermehrtes Eigenthum noch immer nicht angefochten werden können und der Staat hat die Pflicht, ihn darin zu schützen. Man denke sich einen Geizhals, der einem anderen Menschen durch sein, übrigens rechtlich erworbenes Vermögen das Leben retten könnte, ihn aber aus Geiz verderben läßt. Dieser Geizhals handelt im höchsten Grade inhuman, aber rechtlich ist ihm nicht beizukommen, da kein Gesetz etwas zu erzwingen vermag, was nur als Akt des freien Willens gedacht werden kann, und das Eigenthumsrecht des Geizhalses so wenig angegriffen werden darf wie das irgend eines anderen Menschen, der keine gesetzwidrige Handlung begangen.

Aber, wird man fragen, soll denn der Staat den Kapitalisten schützen und den Arbeiter im Stich lassen? Soll er die Ausbeutung der Arbeit durch das Kapital billigen? Soll er die unverschuldete Noth als rechtlos ansehen und den Unbemittelten Jedem als Opfer überlassen, der die Mittel hat ihn benutzen zu können?

Diese Fragen führen uns die andere Seite der Sache vor Augen. Der Staat hat die Aufgabe, Alle zu schützen, also den Kapitalisten so gut wie den Arbeiter, so weit sie im Rechte sind. Der Kapitalist hat das Recht, sein rechtlich erworbenes Kapital für sich zu behalten, er hat auch das Recht, zur Vermehrung desselben jeden

Dienst anzunehmen, den ihm ein Arbeiter ungezwungen leistet, und wer wollte es ihm verbieten, denselben sogar ganz unentgeltlich arbeiten zu lassen, wenn der Arbeiter sich dazu.versteht oder daran Vergnügen findet? Von der andern Seite aber muß der Staat mit dem Recht auf die Existenz auch das Recht jedes Menschen auf den Ertrag seiner Arbeit anerkennen, und sind die Verhältnisse der Art, daß sich dieses Recht für einen Theil der Bürger nicht im freien Verkehr realisirt, so hat der Staat eben so die Pflicht zu Hülfe zu kommen, wie wenn die Gelegenheit zur Arbeit gänzlich fehlt. Muß er in letzter Instanz die Existenz und als deren Mittel die Gelegenheit zur Arbeit garantiren, so muß er auch in letzter Instanz den Ertrag der Arbeit garantiren, da ohne die Sicherung dieses Ertrags die Garantirung der Existenz durch die Arbeit keinen Sinn und keine Bedeutung hätte. Er muß daher entweder die Arbeit taxiren, so daß der Arbeiter, dessen Hülfe der Kapitalist benutzt, durch ein Minimum der Vergütung vor Ausbeutung geschützt ist, oder er muß die Arbeiter in Stand setzen, ohne den Kapitalisten zu arbeiten und sich den Ertrag ihrer Arbeit selbst zu sichern. Dieser Zweck wird am Besten erreicht durch Unterstützung von freiwillig sich bildenden Arbeiterassoziationen, welchen der Staat ohne Zinsenfoderung oder gegen möglichst billige Zinsen die Mittel zur Geschäftsanlage leihen muß. Die Arbeit muß beim Staat denselben Kredit haben wie das Kapital, denn sie ist die Mutter des Kapitals.

Das Kapital als ein Uebel blindlings zu verdammen, war nur dem kommunistischen Wahnwitz möglich. Kapital ist Eigenthum. Besäße Jeder Kapital oder Eigen-

thum, es würde Keinem einfallen, dasselbe als ein Uebel anzusehen; das Uebel liegt vielmehr darin, daß nicht Alle Kapital besitzen. Jedem das Kapital oder Eigenthum überhaupt zu nehmen, ist die Tendenz des Kommunismus; Jedem Eigenthum zu verschaffen, ist die Tendenz des Sozialismus. Der Kommunismus ist ein Arzt, der alle Gesunden krank machen will, um sie den schon vorhandenen Kranken gleichzustellen und dann sämmtliche Patienten durch seine Universalmedizin gleichartig und mit Einem Schlage zu kuriren; der Sozialismus ist ein Arzt, der den Gesunden ihre Gesundheit läßt, aber ihnen die Verpflichtung zuerkennt, den Kranken ebenfalls zur Gesundheit zu verhelfen. Ohne das Kapital wäre gar keine Industrie möglich geworden; ohne das Kapital hätte der Unternehmungsgeist keine Mittel und der Verkehr keine Hebel gehabt; ohne das Kapital würden Millionen Arbeiter, denen es Gelegenheit zu nährender und unterrichtender Arbeit gegeben, in Elend und Rohheit verkommen sein. Seien wir also vernünftig und gerecht und erkennen wir die Nothwendigkeit und die Wohlthaten des Kapitals an, welches ja nur eine andre Form des Eigenthums ist. Aber indem wir Gerechtigkeit gegen das Kapital üben, fodern wir vom Kapital gleiche Gerechtigkeit gegen die Arbeit. Das Kapital muß die Freiheit haben, die Hülfe der Arbeit zu benutzen, aber es soll keine Herrschaft über die Arbeit üben und kein Vampyr der Nichtkapitalisten werden können, wie es großentheils schon geworden ist. Während der eine Kapitalist rechtlich genug denkt, um die Gelegenheit, welche er den Arbeitern zur Beschäftigung gibt, nicht höher anzuschlagen als die Hülfe, wodurch die Arbeiter sein Eigen-

thum vermehren oder sein Kapital nutzbringend machen, während also der eine Kapitalist sein Verhältniß zu den Arbeitern nur als ein freies Tauschverhältniß ansieht, in welchem Arbeitshülfe ausgetauscht wird gegen Arbeitsertrag, — wird dagegen der andere Kapitalist zum Blutsauger und Tyrannen der Arbeiter, in denen er nur die gefesselte, hülfesuchende Noth, nicht die freie und berechtigte Hülfeleistung sich gegenüber sieht. Weil die Arbeit kein Brod findet ohne das Kapital, vergißt das Kapital, daß es nur existirt oder Werth erhält durch die Arbeit. Weil die Arbeit ohne Kapital nichts leisten kann, gewöhnt sich das Kapital, sie als eine Dienstmagd oder Sklavinn anzusehen. Durch keinen gesetzlichen oder staatlichen Schutz der Arbeit gehindert (da bisher Staat und Gesetze noch nirgendwo durch eine reine Demokratie, sondern mehr oder weniger stets durch bevorrechtete Theile der Gesellschaft beherrscht wurden), lernen die Kapitalisten nur zu oft die Arbeiter als bloße Maschinen oder Leibeigene ansehen, die keinen Selbstzweck haben, sondern nur zur Förderung fremder Zwecke vorhanden seien. Daher die übermäßige Anstrengung der Arbeitskräfte, daher die willkürliche Ausdehnung der Arbeitszeit, daher die ungerechte Herabdrückung des Arbeitslohnes, daher das wucherische Truckſystem, daher die Schamlosigkeit, womit manche Fabrikinhaber sogar über die religiöse und politische Ueberzeugung der von ihnen abhängigen Arbeiter verfügen und ihnen bei Wahlen die Stimmenabgabe geradezu vorschreiben. Alle diese Willkürlichkeiten, Bedrückungen und Eingriffe in unveräußerliche Menschenrechte sind unleugbare Thatsachen und sie zeigen, daß es nicht erst prinzipieller oder theoretischer Erörterungen be-

dürfte, um dem Staat die Pflicht klar zu machen, in den vom Kapital abhängigen Arbeitern die Menschen- und Bürgerrechte zu schützen und diesen Schutz nicht der Gnade der Kapitalisten zu überlassen. Bis jetzt hat der Staat zwischen Kapitalisten und Arbeitern bloß interve-nirt in Bezug auf die Arbeits*stunden*; er hat dadurch *seine Aufgabe schon anerkannt* und er braucht auf diesem Wege bloß fortzuschreiten, um auch für die übrigen Uebelstände Abhülfe zu finden.

Das ökonomische Ideal der Gesellschaft würde sein, daß jeder Mensch Kapitalist, also keiner von den Mitteln des Andern abhängig, sondern im Stande wäre, nach freiem Willen seine Arbeit in eigener Unternehmung zu verwenden oder im Austausch gegen fremde Leistung zu verwerthen. Ein solcher Zustand der ökonomischen Gleich-heit würde die gegenseitigen Hülfeleistungen auf gerechte Bedingungen zurückführen und aus freien Entschlüssen hervorgehen lassen, er würde die freieste und entsprechendste „Theilung der Arbeit" in der Gesellschaft herbeiführen. Doch können wir hierauf einstweilen keine Berechnungen gründen, wir können es nur als Zielpunkt aufstellen. Es muß also die Aufgabe des Staates sein, durch seine Mittel einem solchen Zustand die Verhältnisse möglichst anzunähern und dieß würde allmählich geschehen, wenn er z. B. durch Kreditanstalten, Arbeiterbanken u. s. w. diejenigen Arbeiter, welche ihm durch Tüchtigkeit und Zu-verlässigkeit zunächst eine Garantie böten, in Stand setzte, durch Assoziationen den Kapital besitzenden Herrn entbehr-lich zu machen oder sich ihm gleichzustellen. Dieß würde nach und nach die tüchtigsten Arbeiter selbst zu Kapitalisten machen und die Herren des Kapitals nöthigen, mit den für ihr Geschäft noch thätigen Arbeitern möglichst günstige

Bedingungen einzugehen, so daß auch diese den wirklichen Ertrag ihrer Arbeit erhielten und einer gerechten Behandlung gewiß wären. Dieß scheint der praktischste und in jedem demokratischen Staate mögliche Weg zu sein, der Arbeit allmälig zu ihrem vollständigen Rechte zu verhelfen und das Kapital in Schranken zu halten.

Es läßt sich über die Arbeit und die Arbeiter noch Vieles sagen. Die Grenze aber, die ich mir für meinen Vortrag stecken mußte, erlaubt mir nicht, in Einzelnheiten und auf Nebenpunkte einzugehen. Mein Zweck war nur, in allgemeinen Umrissen die Hauptpunkte der Frage hinzustellen, um sie unter einen klareren Ueberblick zu bringen. Gewöhnlich wird sie so einseitig und parteiisch aufgefaßt, daß man entweder als Feind der Arbeiter oder als Feind des Eigenthums auftreten muß, um in die Diskussion hineinzupassen. Beides ist gleich unsinnig. Ich habe mich auf einen möglichst unbefangenen Standpunkt gestellt, um Recht und Unrecht auf beiden Seiten abzuwägen, Keinem schmeichelnd und Keinen ungerecht verurtheilend, mich eben so fern haltend von utopischen Gesellschaftstheorien, wie von Konzessionen gegen bestehendes Unrecht. Nur auf diese Weise läßt sich ein *staatsmännischer*, ein alle berechtigten Interessen der ganzen Gesellschaft überblickender Standpunkt gewinnen, den die bloße Arbeit nicht gewähren kann. Nur auf diese Weise ist es möglich, die durch den wahnwitzigen Kommunismus verwirrten Ansichten in unbefangene Urtheile umzuwandeln und die so viel genannten und so viel gemißbrauchten und so viel irregeführten Arbeiter auf einen richtigen Weg, den Weg des *gemeinsamen Handelns mit vernünftigen Politikern und ehrlichen*

Revolutionairen zu bringen. In der Demokratie wie in der Revolution kann ein gemeinschaftliches Streben und Handeln nur gedacht werden auf der Grundlage derjenigen Grundsätze und Rechte, die uns alle gemeinschaftlich angehen. Führen wir unsere besonderen Stellungen und Beschäftigungen auf jene allgemeinen Rechte aller Menschen zurück, so müssen wir richtig handeln; wollen wir aber die allgemeinen Rechte nur behandeln vom Standpunkt unserer besonderen Interessen, unserer besonderen Stellung, unserer besondern Beschäftigung, so muß Verwirrung, Unrecht und Zwiespalt die Folge sein.

Mögen also Diejenigen, die sich vorzugsweise Arbeiter nennen und denen die Kommunisten das Monopol dieses Namens gnädigst ertheilt haben, zunächst über das Wesen der Arbeit nachdenken, mögen sie sich klar darüber werden, daß jeder Mensch, der nicht vom Schweiße eines anderen lebt, ein Arbeiter ist und daß es zu verderblichen und den Fortschritt hemmenden Spaltungen führt, Eintheilungen der Menschen und Bürger nach der bloßen Art zu machen, wie sie ihr Brod verdienen oder ihre Suppe kochen oder ihren Rock machen lassen. Mögen sie erkennen, daß ihre Schmeichler nicht ihre Freunde sind, mögen sie Diejenigen mit Mißtrauen betrachten lernen, die sie stets nur auf ihrem Handwerkerstandpunkt behandeln und in ihre Werkstatt zu bannen suchen, wo sie leichter zu täuschen und zu beherrschen sind. Mögen sie die Vertreter gemeinnütziger Intelligenz unterscheiden lernen von der nichtsnutzigen Gelehrtenkaste und sich hüten, durch rohe Schmähung derjenigen Intelligenz, welche die Gesellschaft als Ganzes und nicht als ein getheiltes Kampffeld feindlicher Klassen

auffaßt, welche erkennt, daß nur im Staat und nicht in Kliquen und Sonderbündlereien das Recht aller Einzelnen zu sichern ist, eine Scheidewand aufzubauen zwischen sich und dem allgemeinen Menschen- und Bürgerrecht. Mögen sie sich gewöhnen, nur das praktisch Mögliche von der Gesellschaft zu verlangen, nicht sich allein für die Gesellschaft zu halten und zu erkennen, daß ein Staat im Staat niemals zu einem Ziel führen kann. Mögen sie sich mit Politik beschäftigen und einsehen lernen, daß allein durch die Staatsgewalt und Staatsgesetzgebung, daß allein auf dem Wege wahrer Demokratie jene durchgreifenden Maßregeln und Einrichtungen getroffen oder dauernd gesichert werden können, welche das Gleichgewicht der Rechte herstellen und die Interessen ganzer „Klassen" wie der Einzelnen sichern. Mögen sie sich klar machen, daß die allgemeine Freiheit und das allgemeine Stimmrecht in der demokratischen Republik die ersten und nothwendigsten Garantien für die Regelung auch der materiellen Interessen sind und daß ohne jene Garantien keine wirkliche Umgestaltung der Gesellschaft zu denken ist; mögen sie daher, wo Freiheit und Stimmrecht gesichert sind, fleißig davon Gebrauch machen, da aber, wo sie noch zu erringen sind, Faust und Stimme anwenden, um alle außer dem Volkswillen stehende Gewalt und alles Aristokratenthum zu vernichten. In Vereinen haben sie Gelegenheit, ihre besonderen Angelegenheiten zu berathen und sich zu bilden; in Vereinen können sie sich unterstützen und sich unterhalten; aber ihre Rechte sichern können sie nur in dem Verein aller Vereine, im Staat. Als Demokraten können sie dem Arbeiter nützen, als Arbeiter können sie den Demokraten nicht

entbehrlich machen. Demokrat und Arbeiter zusammen führen erst zum Höchsten — zum Menschen, zum freien, unabhängigen Menschen.

Zum Schluß hebe ich noch besonders hervor, wie wichtig und nöthig es für die europäische Revolution ist, daß die städtischen Handarbeiter, dieses kräftige Korps in der Armee der Freiheit, sich endlich emanzipiren von den sektirerischen Doktrinen, womit die Kommunisten sie zu ihrem Verderben berückt und als eine gesonderte Armee des Ehrgeizes einiger kleinen Persönlichkeiten abgerichtet haben. Nie und nimmer wird der Kommunismus eine Wirklichkeit werden, weil er gegen alle Vernunft und Natur verstößt. Die Abschaffung des Privateigenthums, d. h. des Produkts und des Rechts der individuellen Thätigkeit, also die Umstoßung des Rechts der Arbeit unter dem Vorwand der Sorge für die Arbeit, wäre ein eben so barbarischer und unmöglicher Akt der Rechtsberaubung wie die aus ihr folgende Umwandlung der Gesellschaft in eine allgemeine Arbeitsanstalt ein unmögliches und unhaltbares Experiment des krassesten, geistlosesten und rohesten Despotismus sein müßte. Es ist Wahnsinn, sich für Doktrinen zu opfern und sektenmäßig abzusondern, die alle gesunde Vernunft gegen sich und keine praktische Möglichkeit der Verwirklichung für sich haben, ja deren gewissenlose Professoren nicht einmal wagen oder im Stande sind zu sagen, was sie eigentlich wollen und wie sie ihre Lehre auf diesem oder jenem bestimmten Gebiet zu verwirklichen gedenken. Diesen unsinnigen Doktrinen sind schon Tausende von Arbeitern geopfert worden und es werden ihnen noch Hunderttausende geopfert werden, wenn sie nicht zur Ein-

sicht kommen. Ich habe die Kommunisten stets das korrumpirende und verwirrende Element der Revolution genannt und sie sind es im vollsten Maße. Sie haben der Revolution mehr geschadet, als sie als erklärte Feinde derselben gekonnt hätten. Sie sind es, welche den verderblichsten Saamen des Zwiespaltes in unsere Reihen gesäet und Tausende von Arbeitern unempfänglich gemacht haben für die handgreiflichsten Wahrheiten einer gesunden Politik und für die einigenden Grundsätze einer revolutionairen Praxis. Es ist bubenhaft oder gewissenlos, Dinge in Aussicht zu stellen und zu versprechen, die nie realisirt werden können. Die den Arbeitern am Meisten versprochen und geschmeichelt haben, werden ihnen am Wenigsten nützen und sie schrecken selbst viele von Denen ab, welche es mit den sogenannten Arbeitern wie mit allen Leidenden am Ehrlichsten gemeint haben. Abstrahiren wir von allen nebelhaften Beglückungstheorien, werden wir uns bei Zeiten klar über Das, was in der Revolution wie in der Demokratie nöthig und wirklich ist, und halten wir zur Erreichung dieses Möglichen fest zusammen, so nützen wir der Menschheit mehr, als wenn wir uns über unausführbare Dinge streiten, wobei das Wo und Wie die letzte Frage ist. Ein gesunder Sozialismus, wie er von allen vernünftigen Revolutionairen adoptirt worden, ein Sozialismus, dessen Feld und Grundlage die wirkliche demokratische Republik ist, in welcher jedes Interesse und jedes Recht zu Worte kommt und sich geltend machen kann, — ein solcher Sozialismus ist das Höchste, was Männer von Einsicht und Besonnenheit den speziell als Arbeiter bezeichneten wie überhaupt allen auf den Fortschritt verwiesenen Menschen als künf-

tige Errungenschaft der Revolution in Aussicht stellen können. Ich habe die feste Ueberzeugung, wenn man den Kommunisten das Feld der Revolution allein überließe, die von ihnen gehätschelten Arbeiter wären die Ersten, die ihnen den Garaus machten, weil sie sich bald praktisch überzeugen würden, daß sie, vollständig irre geführt, auf das Gewissenloseste mit Hirngespinnsten hingehalten worden. Deshalb weg mit dem kommunistischen Unsinn und an seine Stelle ein einfaches Programm der sozial-demokratischen Republik, welches die Aufhebung des Proletariats mit Hülfe des Vermögens der Reaktionaire und die Sicherung der Arbeit durch Mittel der angedeuteten Art an die Spitze der ökonomischen Maßregeln stellt. Wem eine sozial-demokratische Republik ohne Kommunismus nicht genügt, der wird auf die Resultate der Revolution ganz verzichten oder auswandern müssen nach Ikarien oder Utopien. Hoffentlich wird der Strom solcher Auswanderung nicht zu stark sein und so werden wir es wohl noch erleben, daß auf den Trümmern der Fürstenpaläste und der Proletarier-Baracken, der Kerker und der Verdummungs-Anstalten die Revolution ein neues Gesellschaftsgebäude errichtet, in welchem Allen ohne Ausnahme die Mittel der Existenz, der Bildung und des Glücks gesichert sind.

Die Menschheit als Verbrecherinn.

Gehalten zu Washington.

(1864.)

Gefängnisse und Kassematten, Verließe und Mordkeller, Henkerblock und Guillotine, Rad und Beil, Garrottirstuhl und Galgen, Folterkammer und Scheiterhaufen, nicht zu reden von Flinten und Kanonen — das sind die Wahrzeichen der menschlichen Zivilisation.

Seufzer und Gestöhn, Thränen und Schmerzgeheul, Stumpfsinn und Verzweiflung, Siegthum und Verstümmelung, vor Allem aber Skelette, lebende und todte Skelette, Skelette mit und ohne Haut, Skelette mit und ohne

Kopf, Skelette auf dem Schindanger, Skelette auf dem Kirchhof, Skelette auf dem Schlachtfeld, Skelette im Keller modernd und Skelette im Winde schwankend, ja sogar Pyramiden errichtet von Skeletten — das sind die Zeugen und Denkmäler der sittlichen Entwickelung bis auf den heutigen Tag.

Die Weltgeschichte sollte mit Blut geschrieben werden. Ich wüßte keine passendere Titel-Vignette dafür, als einen Todtenkopf oder ein Skelett, und kein würdigeres Emblem für die menschliche Gerechtigkeit, als einen Galgen, an dem ein Vertreter der Gerechtigkeit hängt.

Es ist wahr, nicht bloß die Menschen, sondern sogar die Thiere befeinden und morden einander. Aber die Thiere bekunden ihre inferiore Natur dadurch, daß sie morden ohne böse Absicht und tugendhafte Tendenz, mit einem Wort, daß sie keine Verbrecher sind nud keine Verbrecher kennen. Bei den Thieren ist der einzige Uebelthäter der Magen und der Magen ist auch der einzige Richter. Und dieser Richter spricht Alles frei, ohne Zorn und ohne Parteilichkeit wie ohne Verhör und ohne Zeugen.

Der Mensch aber ist „göttlicher" Natur und deshalb schuf er das Verbrechen. Aristoteles nennt den Menschen ein politisches Thier. Er hätte ihn weit besser ein kriminalistisches Thier nennen können. Die Politik ist nichts ausschließlich Menschliches: es gibt auch Thiere, die in einer staatlichen Gemeinschaft leben. Aber trotz dem Verdacht, in welchen menschenähnliche Bienen, Ameisen und Störche das Thierreich gebracht haben, kennen die Thiere keine Verbrechen, denn sie kennen keine Gesetze.

Ja, der Mensch allein kennt Verbrechen und das Unge-

heuer, womit er diese Sprößlinge seines sittlichen Bedürfnisses zur Welt bringt, heißt das Gesetz, welches in seiner höchsten Vollendung auftrit als Strafgesetz. Was ist dieß Gesetz? Einfach eine Bestimmung, unter welchen Umständen ein Mensch eingekerkert oder vertrieben, geköpft oder gehängt werden soll. Dieß Einkerkern oder Vertreiben, dieß Köpfen oder Hängen würde als tyrannische Willkür oder blutdürstige Barbarei ausgelegt werden, wenn es zur Sicherung der Gesellschaft vor ihren gefährlichsten Feinden auf Geheiß einer Versammlung der besten Menschen erfolgte; aber es ist unter allen Umständen Nothwendigkeit und Gerechtigkeit, wenn es erfolgt im Namen eines „Gesetzes", das die schlechtesten gemacht haben. Außerhalb des Gesetzes kein Verbrechen; innerhalb des Gesetzes keine Tugend. Sei ein Scheusal und du kannst ein „Heiliger" werden, wenn dich das Gesetz nicht trifft; sei ein „Heiliger" und du wirst zum Scheusal, wenn du unter das Gesetz kommst. Das Gesetz allein gibt den Handlungen ihren Stempel, und wer gibt das Gesetz? Wer die Gewalt dazu hat. Wer die Gewalt hat, einzukerkern und zu morden ohne die Gefahr der Wiedervergeltung, der gebietet und verbietet, belohnt und bestraft was ihm beliebt und das nennt er Gesetz und die Uebertretung dieses Gesetzes nennt er Verbrechen. Es hat nicht das Gesetz die Gewalt geschaffen, die es ausübt, sondern die Gewalt hat das Gesetz geschaffen, das ihr dient. Damit aber der Vernunft alle Versuchung vergehe, die Weisheit und Gerechtigkeit der Gewalt und ihres Gesetzes anzufechten, steht dieser zur Seite die Beherrscherinn aller Vernunft, die Religion. Sie krönt die Gewalt, spricht ihren Segen über das Gesetz, ihren Fluch

über das Verbrechen und nun hat aller Widerspruch ein Ende wie alles Bedenken. Jetzt mag die Kerkerthür in's Schloß fallen, das Blut fließen und die Flamme prasseln — das Gesetz ist vollstreckt, das Verbrechen ist gesühnt und die göttliche Ordnung ist hergestellt bis wieder ein neuer Kerker geöffnet, ein neues Blutgerüst aufgeschlagen und ein neuer Scheiterhaufen errichtet ist.

Merkwürdige Konsequenz des Verbrechens, daß es immer von Denen begangen wird, die keine Gewalt in Händen haben! Merkwürdige Konsequenz der Tugend, daß sie immer bei Denen zu Hause ist, welche über Kerker und Blutgerüste, Folterkammern und Scheiterhaufen, Büttel und Soldaten zu verfügen haben! Und noch merkwürdigere Logik des Gesetzes, daß es hier zur Tugend macht, was es dort als Verbrechen bestraft, daß es in einem Lande befiehlt, was es im andren verbietet, und daß es heute als Wohlthat belohnt, was es morgen als Beleidigung rächt.

Gibt es einen Menschen in der Welt, wie tugendhaft und weise er auch sei, der nicht an irgend einem Ort als Verbrecher würde behandelt werden?

Gibt es einen Verbrecher, wie unmenschlich und verrucht er auch sei, der nicht an irgend einem Ort als Tugendheld würde gepriesen werden?

Es gibt weder Tugenden noch Verbrechen, die nicht durch irgend ein Volk, eine Gesellschaft, eine Gewalt, ein Gesetz in ihr Gegentheil verkehrt würden.

Nur Eins steht fest für alle Völker: alle haben Gesetze und deshalb Verbrechen und je mehr Gewaltherrschaft, desto mehr Verbrechen und je mehr Verbrechen, desto barbarischere Strafen, so daß man oft in Zweifel gerathen

kann, ob die Strafen der Verbrechen wegen, oder die Verbrechen der Strafen wegen da seien. Zur Zeit der römischen Könige war die Todesstrafe an der Tagesordnung und zwar mit der königlichen Zugabe von Brandmarkung und Geißelung. Die römische Republik schaffte Beides ab und machte zur höchsten Strafe das Exil, so daß sogar durch freiwilliges Exil jeder Angeklagte seinem Prozeß ein Ende machen konnte. Nachdem aber die Republik durch die Kaiser vernichtet war, wurde nicht bloß die Todesstrafe wieder eingeführt, sondern sie erhielt auch noch eine kaiserliche Vervollkommnung durch Kreuzigen und Verbrennen. Ja, das Tödten der Verurtheilten wurde im Zirkus eine öffentliche Unterhaltung indem man die Opfer unter sich oder wilde Thiere zu ihren Henkern machte. Umgekehrt nahm die Barbarei der Strafen ab mit der Kraft der Gewaltherrschaft. Erst räderte man die Lebendigen, dann erdrosselte man die Verurtheilten und räderte bloß ihre Leichen, darauf ließ man auch von dieser Variation ab und begnügte sich mit dem einfachen Tödten. Und wo man gar auch auf das Tödten verzichtet, da glaubt man den Gipfel der Humanität erstiegen zu haben und läßt dann den Verbrecher einen tausendfachen Tod erleiden in einer einsamen Zelle. Die Heuchelei der Zivilisation salvirt ihr Gewissen durch einen milderen Anschein ihrer Strafen und nennt das Humanität; ihre Anschauung von der Natur und Entstehung des Verbrecheus hat sie nicht geändert und sie maßt sich an human zu sein, ehe sie gelernt hat gerecht zu sein.

Was ist Verbrechen? Was ist Tugend? Aus der Geschichte läßt es sich nicht lernen, aus den Gesetzen läßt es

sich nicht lernen, aus den Strafen läßt es sich nicht lernen. Der Staat lehrt es nicht, die Religion lehrt es nicht, die Sitte lehrt es nicht. Kein König und kein Pfaffe, kein Professor und kein Advokat, nicht einmal ein Kerkermeister und ein Henker kann uns sagen, was Verbrechen und was Tugend ist. Aus allen diesen Quellen und Autoritäten will ich Ihnen beweisen, daß Sie Lügner, Meineidige, Diebe und Mörder sein müssen um als Muster der Ehrlichkeit und Wohlthäter der Menschheit gepriesen zu werden, daß Sie dagegen als Vertreter von Wahrheit, Gerechtigkeit und Humanität zu der Ehre gelangen müssen, unter den todeswürdigsten Verbrechern zu figuriren. Das, wofür Sie an einem Orte gehängt werden, bringt Ihnen am andren ein öffentliches Denkmal ein; Das, wodurch Sie sich in einem Lande zum Volksgötzen erheben, macht Sie in einem andren zum Märtyrer. Das Gesetz, das Sie unter dieser Regierung in den Kerker oder auf das Schaffott bringt, wenn Sie es nicht befolgen, würde Sie unter einer andren vielleicht in's Irrenhaus bringen, wenn Sie es befolgten. Es hat Völker gegeben und gibt deren noch, welche das Tödten von schwachen Greisen und Kindern für Pflicht hielten. Versuchen Sie diese Pflicht hier zu erfüllen und man wird Sie als Kannibalen betrachten und behandeln. In Sparta war das Stehlen kein Verbrechen, man durfte sich bloß nicht ertappen lassen. Hier zu Lande wird das Stehlen streng verpönt; dennoch könnte uns das hohe Ansehen manches nicht ertappten, ja sogar manches ertappten Beamten und Lieferanten auf den Glauben bringen, wir lebten hier in einem verbesserten Sparta, obschon die modernen Spartaner weder Brodsuppe lieben noch eisernes Geld. Am Salzsee steht

ein Mann mit 30 Weibern unter dem Schutz „Gottes“ und des „Gesetzes“. Heirathen Sie in New-York nur zwei, so bringt „Gott“ und Gesetz Sie in's Zuchthaus, obschon die Stadt der „Heiligen“ ganz gut am Hudson liegen könnte. In Frankreich verlor zu einer gewissen Zeit Jeder seinen Kopf, der darin einen königlichen Gedanken hegte; hegen Sie in Baiern einen anti-königlichen Gedanken, so werden Sie zur grausamsten aller Strafen verurtheilt, nämlich: vor dem Bildniß Sr. Majestät Abbitte zu thun. Vor einigen Jahren erließ der Kongreß zu Washington ein Gesetz, welches jedem guten Bürger zur Pflicht machte, flüchtige Sklaven einzufangen; jetzt beschäftigt sich der nämliche Kongreß mit einem Gesetz, welches die Ausübung dieser nämlichen Bürgerpflicht mit Gefängnißstrafe bedroht. Wollen Sie aber den frappantesten aller Widersprüche vor Augen haben, wodurch die Gesetzgebung ihre totale Gleichgültigkeit gegen den wirklichen Unterschied von Recht und Unrecht dokumentirt, so erinnern Sie sich daran, daß die Gesetze der Ver. Staaten den Menschenhandel auf herrenlosem Gebiet, auf der See nämlich, als Kapital-Verbrechen behandeln, ihn aber auf dem eigenen Boden der Republik achtzig Jahre lang als heiliges Recht beschützt und zu diesem Schutz die ganze Macht des Landes aufgeboten haben.

Nun frage ich Sie, was ist Verbrechen und was ist Tugend, was ist Recht und was ist Unrecht, wenn Sie sich die Antwort von der Geschichte und den Regierungen, vom Gesetz und von der Polizei wollen ertheilen lassen. Sie werden sagen, andre Zeiten, andre Verhältnisse, andre Kulturstufen bedingen andre Gesetze, Einrichtungen

und Ansichten. Freilich thun sie Das. Aber damit ist doch nichts andres gesagt, als daß diese Gesetze, Einrichtungen und Ansichten keinen Maßstab abgeben können bei der Feststellung von Recht und Unrecht, Wahrheit und Lüge. Mit welchem Vernunftgrunde will ich die Foderung aufrecht erhalten, daß ein Gesetz als Stütze der Ordnung in der menschlichen Gesellschaft müsse geachtet werden, wenn ich dasselbe Gesetz anderswo als Stütze der Unordnung verwerfen sehe? Welchen Anspruch auf Vertrauen wollen die Autoritäten, welche den Menschen diktiren was sie zu thun und zu lassen haben, aus ihrer ewigen Unsicherheit und Veränderlichkeit herleiten? Welchen Anspruch hat die von den Gesetzen etablirte moralische Anarchie auf die Aufgabe, die moralische Ordnung in der Gesellschaft aufrecht zu erhalten? Mit welchem Gefühl werdet ihr heute Gesetze erlassen, die über Glück und Unglück, über Leben und Tod entscheiden, wenn ihr voraussehen müßt, daß ihr vielleicht morgen die entgegengesetzten Gesetze erlassen werdet? Mit welchem Gewissen werdet ihr heute Strafen diktiren für Handlungen, die ihr vielleicht morgen belohnen müßt? Recht und Unrecht sind etwas Ewiges, Unveränderliches; unter euren Händen aber wechseln sie beständig nach Zeit und Umständen und doch wagt ihr sie in Gesetzen festzustellen und Schranken zu ziehen, auf denen geschrieben steht: hier ist das Recht, drüben das Unrecht, hier ist die Tugend, dort das Verbrechen? Die Richter in den Ver. Staaten sind verpflichtet, Urtheile zu annuliren und Gesetze zu mißachten, welche mit der Konstitution im Widerspruch stehen. Wann hat es aber je einen Richter gegeben, dessen Pflicht es war, Urtheile und Gesetze umzuwerfen, welche der Hu-

manität und dem natürlichen Recht widerstritten?

Die Welt hat schon viele Wandlungen erlebt und manchen Fortschritt zum Bessern gemacht, aber einer der größten Fortschritte, die sie zu machen hat, wird in der Revolution ihrer Ansichten vom Verbrechen und von den Verbrechern bestehen. Die Menschheit muß und wird zu der Erkenntniß gelangen, daß bisher das Gesetz, welches das Verbrechen schuf, in der Regel selbst das Verbrechen war und daß nicht die Bestraften, sondern die Strafenden die Verbrecher gewesen sind. Die Menschheit hat im Namen des Gesetzes ihren ganzen Vorrath von sittlichem Zorn auf die machtlosen Opfer ihrer „Justiz" ausgeleert, welche zugleich die Opfer ihrer Verwahrlosung waren, um Diejenigen frei ausgehen zu lassen, die das Gesetz gemacht hatten und beherrschten; sie hat Verbrecher produzirt, wie der kranke Körper Aussatz produzirt, und dann durch Abkratzen des Aussatzes mit dem Messer der „Justiz", die keine justitia war, sich zu reinigen geglaubt, während sie von den verdorbenen Säften und Organen des Körpers keine Notiz nahm.

Es wird eine Zeit kommen, wo man die scharfsinnigen und gelehrten Abhandlungen unserer Juristen über den Kriminalprozeß, über Prozeßverfahren, über Untersuchungsjustiz u. s. w. beurtheilen wird etwa wie die Wissenschaft und die Kunst des Folterns. Es wird eine Zeit kommen, wo man den Begriff der „vergeltenden" und „sühnenden" Strafe, über welche unsre Rechtslehrer und Moralprediger so erhabene Betrachtungen anzustellen wissen, nur auffassen wird als eine Ausgeburt finsterer Barbarei. Dann wird aber auch die Zeit gekommen sein,

wo man die Gräber der Hingerichteten öffnen und die Mehrzahl derselben für Gemordete, die Gesetzgeber aber für ihre Mörder erklären wird. Dann wird man die Geschichte der Menschheit als Kriminalgeschichte schreiben und was in dem großen Gerichtssaal bis jetzt als Zuschauer und Richter auf den Gallerien und um den schwarzen Tisch gesessen, wird herabsteigen müssen als Schuldige und Mitschuldige auf die Bank der Angeklagten. Wie der einzelne arme Teufel, den eure Häscher gebunden haben, am Pranger steht, das sieht sich mit dem Gefühl sittlicher Ueberlegenheit die Menge an und ein Murmeln der Verachtung durchläuft den schaulustigen Schwarm; wie aber unbewußt die ganze Menschheit am Pranger steht, das sieht Derjenige, der außerhalb der Menge sich einen Standpunkt wählt, von dem er die Geschichte ihrer aktiven und passiven Verbrechen unbefangen überblicken kann.

„Der Mensch ist der souveraine Herr der Erde". „Der Mensch ist der Mikrokosmos". Der Mensch ist sogar, wie die Religiösen versichern, ein „Ebenbild Gottes". Der Name aber, der diesem Ebenbild Gottes vor allen andern zukommt, heißt Feigling. Die ganze Geschichte, die ganze Erziehung, die politische wie die unpolitische, läuft darauf hinaus, den Menschen zum Feigling zu machen. Feigheit, dein Name ist Mensch, zivilisirter Mensch, moralischer Mensch, gesetzlicher Mensch. Ich werfe ihm nicht vor, daß er vor einem wilden Thier oder einem stärkeren Feinde davon läuft um sein Leben zu retten; ich rechne ihm nicht an, daß er vor einem Tyrannen nicht ohne Weiteres sein Herz ausleert, um seinen Kopf zu behalten. Aber ich nenne ihn einen

Feigling, einen moralischen Feigling, weil er auch ohne Noth und Gefahr seine Ueberzeugung verleugnet beim Urtheil über das Unrecht das mit Macht gepaart ist; daß er seine Begriffe von Recht und Unrecht opfert oder verkehrt, wo der Machtbesitz ihm imponirt, oder ein Vortheil ihn beschwichtigt, oder gar eine kleine Unbequemlichkeit ihn bedroht; daß er den Verbrecher im Purpur mit Schonung, ja mit Achtung behandelt, während er den Verbrecher im Bettlerrock verabscheut und verflucht; daß er dem gekrönten Schurken Alles verzeihen kann, während er den armen Taugenichts unbarmherzig verdammt; daß er keinen Maßstab mehr hat für die Schuld, wenn sie auf einem Thron oder in einem Präsidentenstuhl sitzt; daß er für ein Gesetz jedes Diktat erklärt, hinter dem eine Anzahl Bajonnete stehen; daß er von aller Verantwortlichkeit absieht, wo sie sich an eine hohe Stellung knüpft; daß er auf alle Gerechtigkeit verzichtet, wo sie geübt werden soll gegen Diejenigen, gegen die sie sich vor allen Andren richten sollte, nämlich gegen die Besitzer der Macht. Sie allein sind wahrhaft zurechnungsfähig, denn sie haben nicht bloß einen ungehemmten Willen und alle erdenklichen Mittel zum richtigen Handeln, sondern es steht ihnen auch alle Hülfe der Bildung und Information zu Gebot; sie allein aber gehen stets frei aus von dem moralischen Tribunal, auf dem das „Ebenbild Gottes", der moralische Feigling, zu Gericht sitzt. Er gibt sich vollständig zufrieden und glaubt seine Ehre gerettet zu haben, wenn er die Moral der Feigheit, alle Gerechtigkeit auf den Kopf stellend, in ein Sprichwort bringt und halb seufzend und halb selbstverhöhnend ausruft: „die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen". Und er läßt sie nicht

bloß laufen, nein, er bewundert, er verehrt sie und nicht bloß die großen Diebe, sondern noch mehr die großen Mörder. Die Nachsicht steigern mit der Größe des Verbrechens und die Strafloſigkeit mit der Schwere der Schuld, heißt gradezu die Herrschaft über die Menschheit den moraliſchen Ungeheuern als Preis ihrer Ruchloſigkeit zuerkennen und die machtloſe Unſchuld zum Sündenbock der allgemeinen Depravation machen. Es gibt ein anderes altes Sprichwort, welches sagt: „Wären keine Diebe, ſo wären keine Galgen“. Dieſes Sprichwort ſagt nur dann die Wahrheit, wenn unter den „Dieben“ diejenigen zu verſtehen ſind, die den Galgen gebrauchen, nicht diejenigen, die daran ſterben. Warum hat jener Hitzkopf, der einen Trinkgenoſſen in einem unbewachten Augenblick erſchlug, nicht Länder verwüſtet und Völker geſchlachtet? Er hätte als geſchichtlicher Mann unangefochten ſeine Laufbahn vollendet, während jetzt ein Strick an ihm die Macht des „Geſetzes“ erprobt. Hätte doch L. Napoleon bloß ein Pferd geſtohlen oder einen Rowdy erſtochen, er wäre längſt gehängt worden und ſelbſt jeder New-Yorker Eckenſteher ſpräche mit Verachtung von ihm! Nachdem er aber ganze Länder geſtohlen und drei Republiken vernichtet und Hunderttauſende in den Straßen und auf den Schlachtfeldern, in den Kerkern und in Cayenne gemordet und das Alles aus keinen edleren Motiven als denen eines Pferdediebs und eines Rowdymörders, achtet ihn alle Welt und nennt ihn Kaiſer der Franzoſen, ſtatt Cartouche oder Quantrell auf dem Thron. Und wenn dieſer nämliche Mörder, der unter dem Schutz eines Meineids ſich in das Vertrauen einer Republik ſtahl, um ſie bei Nacht hinterrücks zu erdolchen, und durch das nämliche Mittel

heuchlerischer Tücke sich Eingang in die mexikanische Nachbarrepublik verschaffte und der verblutenden jetzt seine Dolchstöße versetzt, wenn, sage ich, dieser von Blut und Meineid triefende Mörder heute in Amerika, in Washington erschiene, gegen das er ebenfalls seinen Dolch geschliffen hat, so würde der als Muster der „Ehrlichkeit" gerühmte Präsident dieser Republik alle seine religiösen, moralischen und republikanischen Lehren vergessen, welche ihm Abscheu vor Diebstahl, Meineid, Mord und Tyrannei beigebracht haben, er würde keine andre Moral mehr kennen, als die seines edlen Staatssekretairs, und er würde seinen besten Rock anziehen, um in würdiger Erscheinung der Ehre, der Gnade theilhaftig zu werden, die ihm bevorstände, der Ehre nämlich, sein Haupt zu beugen — vor dem „Emperor". Ja, ich wage zu behaupten, der „Emperor" würde von entblößten Häuptern empfangen werden in dem stolzen Bau des Kapitols, auf dessen Kuppel, 15,000 Pf. schwer, die Statue der Freiheit drückt, in dessen Hallen aber gegen den Todfeind aller Freiheit, gegen den Meuchelmörder dreier Republiken, der jenes Kapitol in ein Gefängniß umwandeln möchte, meines Wissens noch kein würdiges Wort gewagt worden ist. Der Präsident und die Vertreter der Republik würden nichts sagen und kein Mensch würde sagen: „ergreift das Scheusal, das den Boden der Freiheit entweiht, und übt Volksjustiz an ihm, damit durch unser Handeln die Welt den Maßstab für Recht und Unrecht wieder gewinne, damit sie erkenne, daß wenigstens Republikaner sich nicht durch den Erfolg eines Verbrechens im Urtheil über dessen Natur beirren lassen;" — nein, sie würden in dem Verbrecher nur den „Emperor" erblicken und die ganze Be-

völkerung der Republik würde sich überstürzend zusammenrennen zur Bewunderung des „Emperor," der so "skillful" den Republikenmord zu praktiziren versteht.

Sage ich zu viel? Würde ein Volk, das dem Würger an der Newa zujauchzt, sich vergreifen an dem Würger von der Seine? Werden Staatsmänner, die dem Gebieter eines Muraview ein Hoch bringen, dem Gebieter eines Forey ein Pereat zudonnern? Ist das Blut, das in Warschau und Wilna fließt, weniger roth, als dasjenige, das in den Straßen von Paris und Puebla geflossen? Ist Sibirien ein beneidenswertherer Aufenthalt, als Cayenne? Wird die Peitsche auf dem Rücken von Frauen, die in Mexiko eine Barbarei war, in Warschau eine Liebkosung? Ist das Seufzen und Stöhnen, das in den Kerkern Frankreichs ein Qualerguß ist, in den Kerkern Rußlands Musik? In Rußland gibt es für die Amerikaner kein Unrecht, keinen Mord, keine Tyrannei, keine Barbarei, denn in Rußland herrscht ein — „Emperor", und in Frankreich imponirt ihnen die personifizirte Ruchlosigkeit und Unmenschlichkeit, denn ihr Titel ist „Emperor". Und beide Emperors nennt sie ihre „Freunde". Derjenige Republikaner stellt sich selbst unter den Tyrannensklaven, den ein Tyrann als Freund behandeln darf, denn der Sklave kann seine Menschenehre wenigstens retten durch den Haß. Das Wort Majestät sollte ein Republikaner nur aussprechen um Knechte zu verhöhnen und er sollte seine Mitbürger in dem Grade für schlecht erklären, in dem sie unfähig werden zum Tyrannenhaß. Mit welchem Recht erwartet man, daß Unterthanen ihre Despoten stürzen sollen,

wenn sogar Repräsentanten der Republik sich vor ihnen in den Staub werfen?

„Wie der Hehler, so der Stehler", sagt das Sprichwort. Dieß ist die Moral für kleine Verhältnisse. Warum wendet man sie nicht im Großen an? Dann wird sich ergeben, daß die ganze Menschheit die Hehlerinn grade für diejenigen Verbrecher ist, durch die sie am Meisten zu leiden hat, daß sie ihren größten Dieben und Mördern Strafloſigkeit verschafft durch das falsche Zeugniß, welches sie Tag vor Tag, sogar trotz Preßfreiheit und Republik, für sie ablegt. Die Menschheit büßt freilich für die Mitschuld, die sie dabei übernimmt, durch die Leiden, die sie sich dadurch bereitet, aber statt sich hierdurch zu entschuldigen, beweis't sie nur, daß ihre Thorheit so groß ist wie ihre Feigheit. „Jedes Thier", sagt das Sprichwort, kennt seine „Feinde" und es lügt sie nicht in Freunde um. Der Mensch aber besitzt die besondre Fähigkeit, seine Feinde, wenn sie Macht besitzen d. h. grade dann, wenn sie am gefährlichsten sind, mit einer moralischen Lügenmaske zu verkleiden, damit er ihnen das Werk erleichtere, ihn zu verderben.

Es hat Zeiten gegeben, wo die Gewalthaber den gläubigen Völkern wirklich als höhere Wesen erschienen, also auch ihre Handlungen und Diktate eine andre Beurtheilung finden mußten, als diejenigen gewöhnlicher Menschen. Aber jene Zeiten sind für Europa und namentlich für Amerika längst vorbei und die Nachsicht gegen die Schlechtigkeit der Gewalthaber findet keine Entschuldigung mehr im Glauben. Die Völker sind nicht mehr die Opfer, sie sind die Mitschuldigen Derjenigen, von deren Verbrechen sie sich regieren lassen und die sie schon auf

moralischem Wege vernichten könnten, wenn sie ihre Handlungen mit dem nämlichen Maßstabe mäßen, den sie an die Handlungen machtloser Uebertreter ihrer s. g. „Gesetze" anlegen. Die Gewalt allein kann nicht herrschen ohne die moralische Unterstützung der Beherrschten oder der „öffentlichen Meinung". Glaubt ihr, ein König oder ein Kaiser könnte noch einen Freund der Freiheit füsilliren lassen, wenn ihr ihn beurtheiltet wie jeden andren Mörder? Glaubt ihr, er könnte eure Brüder noch in die Kerker schleppen lassen im Namen des Staats-Interesse, wenn ihr jede derartige Einkerkerung aufnähmet wie jeden andren Banditenstreich und Menschenraub? Glaubt ihr, seine Diktate werden noch als Gesetze geachtet werden, wenn ihr festhaltet, daß Gesetze nur existiren können als das Ergebniß freier Uebereinkunft Derer, die ihnen gehorchen sollen? Glaubt ihr, seine Soldaten werden noch eine Ehre darin sehen, ihm zu dienen, wenn ihr ihn behandelt als Das, was er ist, als einen Verbrecher, wenn ihr auf dem Urtheil besteht, daß Derjenige der Verbrecher aller Verbrecher sein muß, der die Menschen in Masse gewaltsam ihrer Freiheit, ihrer Würde, ihres Eigenthums, ihres Glücks, ihres Lebens beraubt?

Wunderbare Logik der s. g. öffentlichen Meinung! Ein Mensch, der seiner Raub- und Herrschsucht zu lieb Hunderttausende morden läßt, gibt Gesetze, deren oberstes lautet: du sollst nicht tödten! Und alle Welt ist erbaut von der humanen Tendenz seines Gesetzes.

Ein Mensch, der Länder und Völker stiehlt mit Allem was sie produziren und besitzen, erläßt Gesetze, welche auf Jahre den Unglücklichen in's Zuchthaus bringen, der einen

Diebstahl begeht um seine Familie vor dem Hungertode zu schützen, und den hohen Gesetzgeber nennt man Beschützer des Eigenthums.

Ein Mensch, dessen Tödtung eine Wohlthat für das ganze Menschengeschlecht wäre, läßt einen andern köpfen, der die Welt von ihm zu befreien suchte, und die Welt gratulirt ihm zu seiner wunderbaren Rettung im Interesse des Gemeinwohls.

Ein Mensch, der kein Wort mehr sprechen kann ohne eine Lüge zu sagen oder einen Meineid zu begehen, gebietet im Namen „Gottes", daß der falsche Eid mit Kerkerstrafe geahndet werde, und sein Gebot ist ein Ausfluß gewissenhafter Moral.

Ein Mensch, dessen Lebensaufgabe der Republikenmord ist, steht dort, das Messer am Halse einer geknebelten Republik, und ihre Nachbarinn drückt ihm gerührt die Hand und gratulirt sich zu dem Glück, einen solchen wohlmeinenden Freund zu besitzen.

Hat dieser Mensch seinen „Unterthanen" je eine Strafe diktirt, die er selbst nicht tausendfach verdiente? Müßte er nicht hunderttausend Hälse haben, wenn man nur einen Theil der „Gesetze" auf ihn anwendete, die er für Andre gemacht? Und könnte eine Republik ihm je etwas Andres bieten, als Haß und Tod, wenn sie muthig und weise genug wäre, die Gesinnung zu erwiedern, womit er heuchlerisch ihre Freundschaft pflegt? Zu der diplomatischen Korrespondenz des Herrn Seward, worin der Staatssekretair der Republik durch die „freundschaftliche" und konnivirende Behandlung ihres Todfeindes gradezu gemeinschaftliche Sache mit demselben macht, hat das nordamerikanische Volk einen Nachtrag zu liefern, dessen Auf-

schrift lautet: Krieg in Mexiko, oder besser: Revolution in Paris!

Von der diplomatischen Korrespondenz des Herrn Staatssekretairs führt mich eine natürliche Ideenverbindung an das Grab eines nicht minder berühmten Mannes, dessen Verlust Andre besser zu würdigen wissen, als das Fassungsvermögen eines teutschen Radikalen. Ich meine den Erzbischof Hughes. An diesem Manne hat nicht bloß L. Napoleon und Herr Seward, sondern auch jene wackere Bevölkerung von New-York, welche im letzten Sommer wegen ihrer christlichen Liebhaberei für Brandstiften und Kehlabschneiden den oberhirtlichen Segen erhielt, einen theilnehmenden Freund verloren. Und diese gesegnete Brandstifterei und Kehlenabschneiderei erinnert mich mittelst einer weiteren Ideenverbindung an die Religion der Liebe, dieses Universalmittel gegen alle Gebrechen und Verbrechen der Menschheit. Die Menschen haben sich jetzt seit beinah 1900 Jahren „geliebt", geliebt nach himmlischem Rezept und unter spezieller Oberaufsicht ihres himmlischen Lehrers. Was sind die Früchte dieser Liebe gewesen? Sind die Kerker leerer geworden? Sind die Henker ohne Beschäftigung gewesen? Hat die Zahl der Skelette abgenommen? Haben die Verbrechen sich verloren? Hunderte Millionen von Begrabenen, die an keiner Krankheit gestorben, geben die Antwort. Sie starben an der Liebe, aber getröstet durch die unschätzbare Zusicherung: „mein Reich ist nicht von dieser Welt". In der That, das Reich der Liebe war nicht von dieser Welt, aber das Reich des Unterdrückens und Knechtens, des Hängens und Würgens, des Folterns und Verbrennens, des Verfolgens und Marterns ohne Ende und ohne

Grenze, das Reich der Verdummung und des Elends, des Geistes- wie des Leibes-Mordes — das war von dieser Welt! Das ist das Reich der Erlösung, von dem Göthe sagt:

Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört.

Wenn die Religion der Liebe etwas Neues in die Welt gebracht hat, so sind es neue Verbrechen, Verbrechen ohne Zahl gewesen. Man könnte das ganze Christenthum nennen: die Kunst, Verbrechen zu machen. Es hat Verbrechen gegen den Buchstaben, Verbrechen gegen den „Geist", Verbrechen gegen den Glauben, Verbrechen gegen das Dogma, Verbrechen gegen die Zeremonie, Verbrechen gegen den Katechismus, Verbrechen gegen den Ritus, Verbrechen gegen den Sonntag, Verbrechen gegen den Freitag, Verbrechen gegen den Mittwoch, Verbrechen gegen den Verdacht, Verbrechen gegen das Mißtrauen, Verbrechen gegen die Habsucht, Verbrechen gegen die Herrschsucht, Verbrechen gegen die Dummheit, Verbrechen gegen das Laster, Verbrechen gegen die Pfaffen, Verbrechen gegen die Heiligen, Verbrechen gegen Knochen, Hölzer, Steine, vor Allem aber Verbrechen gegen jenen steinernen Inbegriff aller Laster und alles Despotismus, aller Finsterniß und aller Unmenschlichkeit geschaffen, den man Kirche nennt. Nur eine Art von Verbrechen kennt und verpönt das Christenthum nicht: Verbrechen gegen Freiheit und Vernunft. Doch alle Völker und Regierungen nennen die Kirche, diese fruchtbare Mutter zahlloser Verbrechen, die Erlöserinn der Menschheit vom Ver-

brechen. „Den Menschen unterscheidet vom Thier die Vernunft" — das ist das Triumphgeschrei, womit sich alle Welt das Bewußtsein zu sichern sucht, daß sie nicht mehr als zwei Beine besitzt; wer ihnen aber das sicherste Mittel angibt, die gepriesene Vernunft los zu werden, den nennen sie ihren Retter und Erlöser, trotz Pabst und Inquisition, trotz Tortur und Scheiterhaufen. Stiehl deinem Nebenmenschen 6 Cents, so bist du ein Verbrecher; stiehl ihm den Verstand, so bist du sein Wohlthäter; stiehl ihm Geld und Verstand zugleich, so bist du sein christlicher „Seelsorger". Aller Orten rühmen sich die Menschen ihrer Bemühungen um die Verbreitung von Licht. Keins aber suchen sie, namentlich in diesem Lande, eifriger zu verbreiten, als dasjenige Licht, womit man Scheiterhaufen anzündet und gelegentlich eine „Märtyrer"-Fabrik wie zu Santiago in Chili. Als der Bischof Hughes, der geistliche Vater der New-Yorker Mordbrenner, begraben wurde, vertagten sich die protestantischen Gerichtshöfe, die protestantischen Stadtväter ließen auf den öffentlichen Gebäuden die Flaggen der Republik herab, schlossen die amtlichen Lokale und folgten im Trauerflor dem Leichenzug. Ein General-Major folgte ihm sogar auf einem Beine. Daß die Gerichtshöfe sich vertagten, geschah vielleicht aus dem Grunde, weil es an dem Tage, wo die Vertreter der Republik ungestraft hinter der Leiche eines Vertreters des Mittelalters Trauer trugen, einen zu grellen Kontrast würde gebildet haben, irgend einen Verbrecher zur Strafe zu ziehen. Wenn ein Mann stürbe, der für die Aufklärung Das wäre, was der Bischof Hughes für die Verdummung gewesen, würden wol die Vertreter der Kirche hinter seiner Leiche gehen? Möglicher Weise ja, aber sicher

nicht in Trauer. Wie viel Unschuldige muß unter bischöflicher Approbation der New-Yorker Pöbel noch abschlachten und wie viel Häuser muß er noch niederbrennen, um seinem Bischof die Ernennung znm Präsidentschaftskandidaten zu sichern? Und wie viel todte Bischöfe mögen nothwendig sein, um Amerika vollständig katholisch zu machen? Das alte Rom brauchte wenigstens das Genie seiner lebendigen Kraftmänner um die Völker zu besiegen und führte die Häupter der Besiegten hinter dem Wagen seiner Helden im Triumphzug in seine Mauern ein; das neue Rom braucht nichts als schleichende Genie's der Verdummung und schleppt die Häupter der Besiegten unter seine Gewalt hinter dem Wagen einer Leiche. Nordamerika ist in Gefahr, das Verbrechen der Sklaverei zu verlieren; wie wollte es sich trösten, wenn ihm nicht zum Ersatz der Katholizismus sich darböte? Und wenn der Pabst den Bischof Hughes unter die Heiligen versetzt, wird New-York sich sogar zu fassen wissen, wenn es Jeff. Davis für immer verlieren sollte.

Wird es ihn wirklich verlieren? Seid ihr sicher, ihn nicht noch einmal im Senat zu Washington oder gar auf dem Thron im Weißen Hause erscheinen zu sehen? Man bedenke, daß er einer von den „großen Dieben" ist, die man von Rechtswegen „laufen läßt". Ist er nicht sogar würdig, neben Louis Napoleon und Franz Joseph unter den Wohlthätern der Menschheit zu glänzen? Die Gerechtigkeit muß doch zugestehen, daß Jeff. Davis kein schlechteres Material zu einem „Emperor" an sich hat, als der Sohn des Admirals Verhuel und der Sprößling der edlen Sophie. Und hat er nicht sogar als Freund der Religion ihnen seine Ebenbürtigkeit bewiesen? Wie sie,

so hat auch ihn ein richtiger Instinkt an die Urquelle alles Regentensegens, nach Rom geführt. Wo konnte der Hüter eines Sklavenpferchs von vier Millionen und der Führer einer Mörderbande von 500,000 Mann mehr Sympathie zu finden hoffen, als bei dem Nachfolger des Stifters der Religion der Liebe? Ist die segnende Hand des Statthalters Christi nicht stets ausgestreckt nach jedem Punkt der Erde, wo Fesseln angelegt und Ketten geschmiedet werden, wo die Mörder die Aermel aufstreifen und die Henker an der Arbeit sind, wo Tyrannen das Schlachtmesser wetzen und geknebelte Opfer röcheln? Der milde Pio Nono hatte das blutige Wien gesegnet, er hatte das blutige Paris gesegnet und nun segnet er das blutige Richmond und nimt Jeff. Davis unter den Schutz seines allgütigen Gottes mit dem Gruße: "illustrious president!" Der Hauptrepräsentant der geistigen Sklaverei im Bunde mit dem Hauptrepräsentanten der leiblichen, der illustrious president der Menschenverdummer dem illustrious president der Menschenhändler die Hand "of perfect friendship" reichend über ein Meer von Blut — das ist das neueste Genrebild der christlichen Zivilisation. Wie wird es fortan möglich sein, einen Mann zu hängen, den der Statthalter Christi als Regierungshaupt anerkannt und seinen illustrious friend genannt hat? Aber ihn zu amnestiren gibt es auch noch einen andren, eben so triftigen Grund. Im September 1862 machte A. Lincoln Jeff. Davis das Anerbieten, die Sklaverei fortbestehen zu lassen, wenn er bis zum 1. Januar 1863 die Waffen niederlege; thue er dieß nicht, so müsse er die Sklaven für frei erklären, es sei eine Kriegsnothwendigkeit. Es war also in Jeff. Davis Hand ge-

geben, A. Lincoln mit seiner Freiheitsarmee von 500,000 Mann nach wie vor zum Hüter der Sklaverei zu machen; da er ihm aber schon so viel zu verdanken hatte, beschloß er, ihn zu etwas Besserem zu machen, und nöthigte ihn, die Proklamation zu erlassen, der er seinen Hauptruhm in Europa wie in Amerika verdankt. Also Jeff. Davis ist der Autor der Proklamation, nicht A. Lincoln. A. Lincoln schrieb eine Ordre zu Garantirung der Sklaverei; Jeff. Davis verwandelte sie in eine Emanzipations-Ordre. A. Lincoln bot sich an als Büttel der Sklaven; Jeff. Davis nöthigte ihn ihr Befreier zu werden. Wäre es nun nicht eine an Undankbarkeit streifende Uneigennützigkeit, wenn A. Lincoln Jeff. Davis keinen Pardon gäbe? Und das nördliche Volk — will es in Bezug auf ihn den altbewährten Maßstab verwerfen, der bei der Beurtheilung großer Männer gilt? Ehrlich gemessen, ist das Maß von Blut, das Jeff. Davis im Interesse der schwarzen Sklaverei vergossen, nicht kleiner, als das Maß dessen, welches L. Napoleon und Franz Joseph im Interesse der weißen Sklaverei haben fließen lassen. Warum also nicht gerecht sein und ihm die gleiche Anerkennung zollen? Zeigt man ja doch im eigenen Lager, daß man den Sinn für Gerechtigkeit nicht eingebüßt hat, wo es sich um die Kunst und das Verdienst des Abzapfens jenes rothen Saftes handelt, auf dessen Strömen das Ruhmesschiff der großen Männer in das Reich der Unsterblichkeit hinübersegelt. Stößt ein Wegweiser einen vertrauenden Wanderer nieder, so hängt man ihn auf, von Rechtswegen; liefert ein verrätherischer General eine Armee auf den Kirchhof, die er zum Siege führen wollte, so macht man ihn zum Präsidentschaftskandidaten, von Rechtswegen. Läßt ein La-

denbesitzer aus Nachlässigkeit seine Kellerthüre offen und ein Vorübergehender stürzt hinein und bricht das Genick, so hat der Ladenbesitzer als Todtschläger zu büßen, oder schwere Entschädigung zu zahlen, von Rechtswegen; läßt ein gewissenloser Oberbefehlshaber durch liederliche Anordnung oder durch die Wahl schlechter Generäle ein ganzes Heer seiner Mitbürger zu Grunde richten, so gebührt ihm der Dank des Vaterlandes und er hat Anspruch auf Wiederwahl, von Rechtswegen. Nun, warum denn so ungerecht gegen Jeff. Davis sein? Man sollte zugleich bedenken, daß er nicht bloß ein ausgezeichneter Blutvergießer, sondern auch der wahre Vertreter der nationalen Moral und der republikanischen Gesetzlichkeit ist. Daß er die Sklaverei, die moralische Seele und Stärke der Republik, zur vollen Entwickelung bringen und deshalb von den Hindernissen befreien wollte, welche ein beklagenswerther Mangel an Logik ihm entgegenstellte, zeigt bloß, daß er konsequenter und ehrlicher war, als seine früheren Freunde.

Doch leider gehört die Logik, die Konsequenz und die Ehrlichkeit nicht zu den Doktrinen, welche auf der Hochschule der politischen Moral gelehrt werden. Man bedenke die Konsequenz, daß diese Republik seit 80 Jahren Betrug, Erpressung, Mißhandlung, Menschenraub, Todtschlag, Mord, Nothzucht, Blutschande und ähnliche Liebhabereien gesetzlich bestraft und dabei — die Sklaverei, die Uebungsanstalt für alle diese Verbrechen, gesetzlich aufrecht erhalten hat. Seit 80 Jahren hat sie an einzelnen Individuen als Verbrechen behandelt, was sie 25 Millionen als Recht zuerkannte. Seit 80 Jahren hat sie an Millionen gesetzlich verüben lassen, was sie an Einzel-

nen als Gesetzwidrigkeit verpönte. Die Pflanzschule aller Verbrechen hat sie 80 Jahre lang gepflegt und doch hatte sie noch einen Kriminal-Kodex, behielt sie noch Gerichte, Zuchthäuser und Galgen bei! Seit 80 Jahren ist in dieser Republik der Knall der Sklavenpeitsche nicht verhallt und nur der Knall der Rebellenkanonen, nicht der Ruf der Humanität, konnte ihn übertönen. Dennoch hat diese Republik noch Verbrecher zu bestrafen für gut befunden und für nöthig gehalten. Das Volk von Nordamerika ist seit 80 Jahren nicht aus der Verbrecherjacke herausgekommen, denn es hat in dieser ganzen Zeit das größte Verbrechen des Menschengeschlechts zur nationalen Aufgabe gemacht, und erst auf dem Leichenberg von 200,000 seiner eigenen Bürger konnte es einen Standpunkt gewinnen hoch genug um zu erkennen, daß die Sklaverei nicht zu den Instituten der Sittlichkeit gehöre. Dennoch hat das nämliche Volk sich wunderbarer Weise noch darum bekümmert, wenn außerhalb des Gebiets der Sklaverei einzelne Kassen bestohlen und einzelne Menschen ermordet wurden. Das nämliche Volk hat sogar einmal mit Enthusiasmus einen Mann zum Präsidenten gewählt, der seine Mitbürger auffoderte, in ihrer Begeisterung für das „Gesetz" mit „Herzensfreudigkeit" die Jagdhunde zu spielen gegen politische Flüchtlinge, welche so viel kriminalistische Studien gemacht hatten, daß sie die Unabhängigkeitserklärung besser verstanden, als die stolzen Erben der „Väter der Republik". Und das nämliche Volk — welches später John Brown hängte und Franklin Pierce „laufen ließ" — hat in seinem Wörterbuch noch ein Wort für Unmenschlichkeit, Barbarei und Verbrechen! Was ist

erstaunlicher, die „Gesetzlichkeit" und Kriminal-Justiz eines L. Napoleon, oder die des amerikanischen Volks?

Vor vier Jahren hängte es, wie gesagt, J. Brown, den „Verbrecher". Daß er ein „Verbrecher" war — denn er handelte ja gegen die „Gesetze" — hat mir noch vor drei Jahren ein teutscher „Radikaler" in einer langen Auseinandersetzung bewiesen, kein ehrsamer Bürger hat es bezweifelt und der jetzige Staatssekretair hat es bekräftigt durch die denkwürdige Grabschrift: "justly hung". An dem Tage, an dem J. Brown gehängt wurde, gehängt unter allgemeiner Zustimmung oder passiver Assistenz, beging ganz Nordamerika einen Brudermord. Aber J. Brown war ein „Verbrecher" und seinem Sarge folgten keine Stadtväter und Generäle, bloß W. Phillips und einige Gesinnungsgenossen. Aber später folgten ihm 600,000 andere Särge und die Reihe seines Leichenzuges ist noch immer nicht geschlossen. Ich muß Sie bei diesem Apostel der ungesetzlichen Tugend wenigstens eben so lang aufhalten wie bei einem Apostel des „gesetzlichen" Katholizismus und deshalb erlauben Sie mir, an eine kleine Erinnerung im „Pionier" vom 10. Dez. 1859 anzuknüpfen, welche lautet:

„Da hängt er jetzt, der Freiheitsheld, wenn auch sein Körper abgeschnitten ist, und da wird er hangen bleiben und im Winde hin und her schwanken, bis die Rache ihn versöhnt hat. Bisher trennte den Süden vom Norden die Masons- und Dixons-Linie; in Zukunft trennt sie ein Galgen. Dieser Galgen wird der Wegweiser für die Politik dieses Landes werden. Stehen bleiben kann er

nicht; er muß hinabwandern bis nach Süd-Karolina, oder hinauf bis nach Massachusetts."

So weit die Ankündigung im „Pionier." Wo steht der Brownsche Galgen jetzt? Sie werden sagen, er habe schon ansehnliche Fortschritte auf seiner südlichen Wanderung gemacht; Sie werden sagen, das Volk des Nordens habe seine Mitschuld an dem Brudermord ernstlich abzubüßen gesucht. Ich muß das bestreiten. Ich kenne keine Genügsamkeit in der Freiheit, so lange ihre Feinde noch die geringste Ermuthigung finden. So lang unsre Gegner nicht völlig verzweifeln, haben wir alle Ursache zu fürchten. Es gibt trotz dem Krieg im Norden noch eine ganze Partei, welche, ohne eine Revolution hervorzurufen, J. Brown heute nochmals hängen würde wenn sie könnte. Es gibt trotz dem Krieg im Norden noch Präsidentschafts-kandidaten der Sklavenhalter. Es gibt hier eine Partei, welche trotz dem Krieg, sogar wegen des Kriegs, noch Verbrechen gegen die Sklaverei kennen würde, wenn der letzte Sklave und der letzte Sklavenhalter von diesem Kontinent verschwunden wäre. So furchtbar verheerend, so radikal entmenschend wirkt auf das menschliche Gemüth das Verbrechen, wenn es sich einkleidet in ein Gesetz und befestigt durch die Gewohnheit. Ja, die Macht der s. g. Gesetzlichkeit, unterstützt durch die Macht der Gewohnheit und des schlechten Beispiels, wirkt so entsetzlich, daß es noch heut zu Tage in dieser Republik Verbrecher aus dem Vaterlande Schillers, Göthe's und Humboldt's gibt, die zur Partei der Menschenhändler gehören, ohne durch Gewissensbisse im Schlaf gestört zu werden, oder den Pranger vor ihrer Thüre zu sehen. Und kein Mensch und kein

Kongreß protestirt ernstlich gegen den "irresistible conflict", der in der Thatsache liegt, daß in diesem furchtbaren Kriege gegen die Mörder J. Browns die Politik des Nordens von dem Mann dirigirt wird, der am Grabe des Märtyrers das Wort gesprochen: "justly hung". Ich mögte dieses Wort — jeder Buchstabe eine Schandsäule — nicht für alle Ehrenstellen des Landes auf meiner Rechnung haben. Aber dieses Wort regiert noch heute die Republik im Kabinet, während die Soldaten im Felde das J. Brown-Lied singen, und diese Republik hat ihre Schuld nicht abgebüßt, so lang nicht Jeder als Verbrecher behandelt wird, der einen J. Brown dazu machen will.

Was ist es, was diesen schlichten alten Mann, der weder ein großer Soldat, noch ein großer Politiker war, vor allen Politikern wie vor allen Soldaten auszeichnet? Er hatte keine Furcht vor Flinten — die hatten Andre auch nicht; er kämpfte und endete als ein Held — das thaten Andre auch. Aber er war, was Andre nicht sind, ein Träger des moralischen Muthes; er that, was wenig Andre thun: er handelte, litt und starb mit Bewußtsein für die offen ausgesprochene menschliche Wahrheit und das menschliche Recht im Kampf gegen die menschliche Lüge und das menschliche Verbrechen. „Räuber und Mörder" — so nannte er ungescheut und überall Diejenigen, welche mit ihrem verbrieften „Recht" auf Raub und Mord unter dem moralischen, „gesetzlichen" und militairischen Schutz der Republik standen. Brown gehörte zu den wenigen Männern, die dem Unrecht keine Konzession der Lüge machen, weil es „gesetzlich" ist,. und keine Konzession der Schwäche, weil es Macht besitzt. Er gehörte

zu Denen, welche die offizielle Moral mit Füßen treten, wenn sie schlecht ist, und die unter die Füße getretene Moral des ewigen Menschenrechts wieder zu Ehren bringen. Wenn die Sklaverei bis auf die letzte Spur vertilgt ist, setze die Nation J. Brown zu Harpers Ferry oder Charlestown ein Ehrendenkmal und will sie dann W. Seward eine Amnestie ertheilen, so schreibe sie auf dessen Grab: justly forgotten.

Welcher Politiker hat von Amnestie geredet, als J. Brown, der Feind der Sklaverei, am Eingang des Kirchhofes stand? Aber eine Amnestie ist schon mit voreiliger Hast erlassen für Diejenigen, welche der Sklaverei zu lieb 600,000 Gräber gefüllt haben und noch zu Hunderttausenden in Waffen stehen, um einen neuen Anlauf gegen die Existenz der Republik zu unternehmen. Begeht Thaten, vor denen Alles zusammenschaudert, was einen menschlichen Namen trägt, aber begeht sie im Interesse der Sklaverei, und das Oberhaupt der Republik verzeiht sie euch am offenen Grabe eurer Opfer. Verbrechen, was ist dein Sinn, Gerechtigkeit, was ist deine Bedeutung auf Erden? Vom Kirchhof zu Gettysburg, wo Herr Lincoln den Gefallenen eine Leichenrede hielt, verfügte er sich nach dem Weißen Hause, um ihren Mördern eine Amnestie zu ertheilen. Es ist ein schönes Vorrecht, Diejenigen zu retten, welche als Unschuldige oder Unzurechnungsfähige in Gefahr sind, Opfer der bestehenden Gesetze zu werden. Aber der treibt mit der Verantwortlichkeit ein frevelhaftes Spiel, der die Macht des Verzeihens zu Gunsten verschworener, nicht unterworfener Verbrecher auf Kosten Derer ausübt, welche die Opfer ihrer Unthaten sind. Eine solche Amnestie heißt das Verbrechen belohnen und Die-

jenigen bestrafen, gegen die es begangen worden. Nichts in der Welt sollte so unerbittlich verpflichten wie die Macht, Gutes zu thun und Gerechtigkeit zu üben. Einer der wenigen Fürsten, welche ein Bewußtsein von Pflicht und Verantwortlichkeit mit auf den Thron brachten, Don Pedro „der Strenge" von Portugal, hatte den Wahlspruch: „Ein König verdient an dem Tage entthront zu werden, an dem er Niemanden eine Wohlthat erweis't". Für den Präsidenten einer Republik sollte der Wahlspruch gelten: „er verdient an dem Tage abgesetzt zu werden, an dem er auf der Bahn der Freiheit einen Rückschritt thut". Herr Lincoln war auf dem National-Kirchhof zu Gettysburg der Meinung, man solle von den Begrabenen lernen, ihrem Beispiel zu folgen. Wäre es nicht passender, zu lernen, wie man ihrem Beispiel *nicht* zu folgen brauche, wie man das Begraben der Söhne des Volks verhüten könne? Und wäre es zu dem Zweck nicht passender, einen National-Kirchhof zu Bull-Run, zu Balls Bluff und zu Frederiksburg einzuweihen? Aber dort würde es Herrn Lincoln eben so unruhig unter den Sohlen geworden sein wie seinen Generälen. Welche Leichenrede würde J. Brown auf einem „National-Kirchhof" gehalten haben? Sicher hätte er gesagt: „Hier liegen die Opfer von Räubern und Mördern. Rächen wir sie an der Sklaverei und ihren Vertretern. Wir haben bisher bloß berechnet was die Sklaverei *einbringt*; jetzt haben wir auch gelernt, was sie *kostet*. Denken wir nicht an Milde, so lang das Unrecht nicht vertilgt ist und noch ein einziger Kämpfer desselben die Mörderfaust gegen die Republik erheben kann. Das Andenken unsrer Brüder aber, die hier begraben sind, werde bewahrt von ihren Kameraden.

Für jeden Gefallenen, der im Gebiet der Sklaverei ein Grab gefunden, erhält ein überlebender Kampfgenosse eine Heimstätte, damit er als Wache dafür sorgen könne, daß das Grab seines Kameraden niemals entweiht werde durch den Fuß der Sklaverei."

So ungefähr hätte J. Brown gesprochen. Aber A. Lincoln ist kein J. Brown.

Vom Galgen und vom Kirchhof ist unsre Betrachtung ausgegangen und zum Galgen und auf den Kirchhof führt sie uns wieder zurück. Trauriger Rückblick in die Vergangenheit! Trauriger Ueberblick über die Gegenwart — und die Zukunft? Wird auch sie dem Verbrechen gehören? In Europa unterhalten die Fürsten mit einem Aufwand von 700 Mill. Dollar, die sie von den Völkern erpressen, über drei Millionen Henkersknechte, welche diesen Völkern das Bajonnet auf die Brust setzen. Alles „gesetzlich" und wie sich von selbst versteht, zum Wohl der Völker. Und diese Völker liefern nicht bloß gutwillig die Henkersknechte gegen sich selbst, sondern machen deren Gebieter zu Vertretern der öffentlichen Moral und helfen dieser Moral zu lieb sich unter einander knechten, weil die eigene Knechtung ihnen noch nicht genügt. Und diesseit des Meeres hilft auch die große Republik, eben erst zur Besinnung kommend über ihre achtzigjährige Verbrecher-Laufbahn, trotz Preßfreiheit und Volkssouverainetät die europäische Verbrechermoral unterstützen und reicht demü-

thig die Hand den bluttriefenden Gebietern von drei Millionen Mordknechten. Welch ein Gemälde!

Doch das Gemälde ist noch immer nicht vollendet. Wir fanden das Feld der Politik, das Feld des Krieges, das Feld der Justiz, das Feld des Gesetzes voll Verbrechen. Finden wir vielleicht Rettung im Gebiet des „sozialen Lebens?" „Dafür, sprachen die Mächtigen, daß ihr uns straflos seht für alle Verbrechen, die wir an euch begehen, und daß ihr für diejenigen bestraft werdet, die wir durch unsre Gesetze für euch schaffen, sollt ihr entschädigt werden durch die Freiheit, euch unter einander auszubeuten und zu Grunde zu richten durch Verbrechen, gegen die keine Gesetze gemacht sind". Und so entstand das „soziale Leben", worin unter der Nachwirkung der von Oben empfangenen Moral ein zivilisirtes Thierreich sich ausbildete mit der ganzen thierischen Politik der Ueberlistung des Arglosen durch den Schlauen, der Ausnutzung des Schwachen durch den Starken, der Vernichtung des Wehrlosen durch den Mächtigen. Wer muß nicht gestehen, wenn er unbefangen um sich blickt und ehrlich von seinen Wahrnehmungen Rechenschaft gibt, daß er täglich mehr Verbrechen unter dem Schutz des Gesetzes begehen, als durch das Gesetz bestrafen sieht? Wo ist der Mensch, der nicht, ohne Gesetzesübertreter zu sein, schon direkt oder indirekt ein Verbrechen an seinen Mitmenschen begangen? Und wo ist Der, an dem keins begangen worden? „Wir sind alle Sünder vor dem Herrn", so sprechen die Frommen. Wir sind alle Verbrecher gegen unsere Mitmenschen, so sollten die Rechtschaffenen sprechen. Die ganze Menschheit macht sich zur Verbrecherinn, zur Verbrecherinn gegen sich selbst.

Fast jedes äußere Glück in der jetzigen Gesellschaft ist gewachsen in dem Unglück Anderer und sogar die meisten äußeren Tugenden sind nur verkleidete Verbrechen. So wie wir kein Glas Wasser trinken und keinen Spaziergang machen, ohne Tausende von Geschöpfen zu vernichten, so können wir in den Unrechtsverkettungen der jetzigen Gesellschaft uns kaum einen Genuß erlauben oder einen Schritt wagen, ohne direkt oder indirekt uns an einem Verbrechen gegen Andre zu betheiligen. Wenn die Morgensonne ihre Strahlen über die bethauten Felder wirft, finden wir alle Blumen und alle Gräser, die wir am Abend nur in ihren frischen Farben prangen sahen, mit den Netzen von Spinnen überzogen, die mordlustig auf ihre arglosen Opfer lauern. So wird uns das Licht unbefangener Wahrheitsliebe auch das Gebiet der menschlichen Gesellschaft, das dem oberflächlichen Blick ein heiteres Bild darbietet, mit unzähligen Netzen durchzogen zeigen, in denen die Gier der Ausbeutung von den Opfern ihrer Ueberlistung und Unterdrückung zehrt. Es gibt Orte, in denen jede Amtsstube, jedes Geschäftslokal, jedes Boudoir, jeder Beichtstuhl, jede Wirthsstube sich in das Netz einer menschlichen Spinne umwandelt, deren ganzer Beruf sich auf die Aussaugung ihrer Mitmenschen richtet. Beherrscht nicht der legale Betrug und die legale Ausbeutung alle Gebiete des Verkehrs und alle Verhältnisse der Abhängigkeit? Es gibt kein von den Gesetzen verpöntes Verbrechen, dem nicht im sozialen Leben ein weit schlimmeres, von den Gesetzen erlaubtes und beschütztes Analogon zur Seite stände. Es gibt fast kein Aushängeschild, auf dem nicht mit unsichtbaren Buchstaben geschrie-

ben stände: hier werden gesetzliche Verbrechen begangen. Und das gilt nicht bloß vom Betrug, dem täglichen Brode des Verkehrs, es gilt bis zum Morde, dem schwersten Verbrechen des Kriminal-Kodex. Wahrlich, wenn die Gesetze alle die Verbrechen bestraften, die sie erlauben, sie könnten ruhig diejenigen erlauben, die sie jetzt bestrafen.

Doch es ist nicht die Aufgabe einer humanen Gesellschaft, Verbrechen zu machen und zu bestrafen, sondern sie zu verhüten und aufzuheben. Das ist das große Problem der Zukunft, aber wer verräth uns das Geheimniß seiner Lösung? Das Geheimniß ist ein offenbares, wenn wir uns die Mühe nehmen es zu erkennen. Geschichte wie Vernunft schließen es uns auf. Die Statistik hat nach allen möglichen Ergebnissen der Leistungsfähigkeit und der Produktion die Kulturstufe der Völker festzustellen gesucht, Nach meiner Meinung gibt es dazu kein sicheres Mittel, als eine Statistik der Gesetze und der Strafen, der Verbrechen und der Verbrecher. Man wird finden, daß diejenigen Völker am Weitesten von einem menschenwürdigen Zustande der Rechtssicherheit und der Humanität entfernt sind, welche die meisten Strafgesetze und demnach die meisten Verbrechen haben; aber nicht minder entscheidend, als die Menge der Verbrechen, ist die Art derselben. Das, was bei einem Volk als Verbrechen gilt, zeigt zugleich, was bei ihm als Recht gilt. Je mehr Verbrechen gegen Geschöpfe der Einbildung oder des Wahns ein Volk hat, desto roher und rechtloser muß es sein. Verbrechen gegen die Majestät, Verbrechen gegen den Glauben, Verbrechen gegen Götzen, Phantasien

und Gespenster sind unmöglich in einem freien und gebildeten Volk. Je mehr aber Handlungen gegen den Menschen unter den Begriff des Verbrechens fallen, desto mehr muß das Menschenrecht der entscheidende Gesichtspunkt sein, desto mehr nähert sich die sittliche Anschauung der wirklichen Humanität, denn es gibt in der Welt für den vernünftigen Menschen keinen andren Gegenstand, an dem Verbrechen begangen werden können, als lebende Wesen von Fleisch und Bein und an ihrer Spitze den Menschen.

Der Stifter der christlichen Religion soll die Foderung gestellt haben: „was du nicht willst, das dir geschehe, sollst du auch keinem Andern thun". Diese negative Foderung deckt nur die Hälfte der gesellschaftlichen Pflicht, denn kein Verbot eines Unrechts kann eine Garantie für ein einziges Recht darbieten, und ist überdieß nur ein Plagiat an dem Chinesen Konfuzius, der schon beinah 600 Jahre vor Christus gebot: „handle stets offen und thue keinem Andern, was er dir nicht thun soll". Doch die neue Zeit will nicht bloß wissen, was wir nicht thun, sie will auch gesagt haben, was wir thun sollen. Sie soll uns nicht bloß lehren, was wir von uns fern halten, sondern auch, was wir besitzen sollen. An die Stelle der Religion des Duldens und der „Liebe" soll endlich eine „Religion" des Wollens und des Rechtes treten. Und das Evangelium, woraus wir diese „Religion" lernen können, ist schon 80 Jahre alt, aber es hat ihm bis jetzt die rechte Auslegung gefehlt. Man lege in die eine Waagschaale den ganzen Berg von Religionen und Geboten, Konstitutionen und Gesetzen, Dokumenten und Pergamenten, theologischen und juristischen, ja selbst philosophischen Un-

tersuchungen, wodurch der menschliche Geist seit Tausenden von Jahren das Material für den Aufbau der Gesellschaft zu liefern gesucht hat, in die andre Waagschaale aber bloß drei Worte, welche einst bei der Taufe einer Republik ausgesprochen wurden und jener ganze gewaltige Berg wird wie nichtige Spreu in die Luft steigen. Die drei Worte heißen:

Alle Menschen haben das gleiche, angeborene Recht auf

Leben, Freiheit und Glück.

Das sind nicht die „drei Worte des Glaubens" oder des „Wahns", von denen Schiller redet, das sind die drei Worte des unbestreitbaren, ewigen, allgemeinen Menschenrechts. Sie sagen, in die christliche Sprache übersetzt: „was du selbst haben willst und sollst, das will und soll auch jeder Andre haben oder haben können"; und wenn jeder Andre es haben kann, wird er dann dich darum beneiden oder betrügen? Was gehört zum Leben, was gehört zur Freiheit, was gehört zum Glück? Jeder weiß es und Jeder kann es haben, wenn Alle es wollen. Das Verbrechen hört auf, sobald das Recht verwirklicht ist, das Gesetz wird menschlich, sobald es kein Unrecht mehr zu schützen hat, und der Krieg ist zu Ende, wenn die gesicherte Gleichheit Aller den Gebieter ohne Knechte läßt. Dann wird auch der Zwiespalt zwischen der öffentlichen Moral und der Privat-Moral aufgehoben sein und es wird nicht mehr in der Politik für Staatsweisheit gelten was im sozialen Leben Schlechtigkeit ist und in diesem nicht mehr als Ehre, was in jener Schande bringt. Es gibt nur *eine* Moral in der Welt wie es nur *eine* Wahrheit gibt, die Moral des gleichen allgemeinen Men-

schenrechts; und es gibt nur ein Verbrechen, das Verbrechen gegen diese Moral. Diese Moral, die Moral von dem gleichen Recht Aller auf Leben, Freiheit und Glück, sollte in allen Schulen gelehrt, auf allen Kanzeln gepredigt, in allen Gesetzbüchern aufgestellt, sie sollte zum Maßstab und Probirstein für jedes Gesetz, jede Entscheidung, jede Einrichtung, jede Handlung gemacht werden; dann würde bald ein anderer Geist, ein Geist allgemeiner Gerechtigkeit die Menschheit durchdringen, die Sucht der Ausbeutung und Unterdrückung würde sich in das Bedürfniß des gegenseitigen Austausches und Hülfsdienstes verwandeln und die Erfüllung aller gerechten Foderungen würde die Gesellschaft von dem Fluch befreien, Verbrechen zu bestrafen, die sie selbst verschuldet, und Klägerinn, Richterinn, Henkerinn und Delinquentinn in einer Person zu sein. Was Verbrechen ist und wie das Verbrechen aufzuheben, das hat uns, wie gesagt, noch keine Religion und keine Politik, keine Regierung und kein Gesetz gelehrt; aber wir lernen es ganz einfach aus der Unabhängigkeitserklärung von 1776, jener hehren magna charta der Humanität für das ganze Menschengeschlecht, welche die Väter dieser Republik aufgestellt, aber ihre Söhne und Enkel wieder vergessen haben. Die für diese magna charta mit allen ihren Konsequenzen sind und wirken, rechne ich zu den Menschen; die dagegen sind und dagegen handeln, nenne ich Verbrecher.

Ueber das Verhältniß des Menschen zur Natur.

(1854.)

Man hat den Menschen den Mikrokosmos, die Welt im Kleinen, genannt. Diese Bezeichnung entstammt zwar einer noch unklaren Vorstellung von der Welt und dem Verhältniß des Menschen zu ihr, aber sie deutet dennoch, wie so manche ahnende Vorläufer späterer Forschungen, eine tiefe Wahrheit an, deren näheres Verständniß erst durch die neuere Denkarbeit vorbereitet worden ist. Ja, der Mensch ist die Welt im Kleinen. Das heißt nicht, er sei gleichsam ein Miniaturbild des Universums,

oder seine Zusammensetzung repräsentire im Kleinen die großen Erscheinungen der Welt, oder sein Leben sei eine Kopie des Weltlebens; sondern es heißt, daß der Mensch gleichsam ein Rezipient des abgezogenen Lebens der Welt ist, in welchem ihre Kräfte in höchster Potenz thätig sind, daß er den Mittelpunkt bildet, in welchem alle Wirkungen und Zwecke des Weltlebens zusammenlaufen, daß er daher zur ganzen Welt in günstiger Beziehung steht und sie somit geistig in sich erfaßt und zusammenfaßt. Für Alles, was in der Welt existirt und wirksam ist, hat der Mensch durch seine Beschaffenheit, durch seine Sinne und sein geistiges Vermögen Berührungspunkte und Kommunikationswege, sein Wesen entspricht also dem ganzen Wesen der Welt, er besitzt gleichsam das Sensorium derselben, sein Denken ist ein Telegraphenbüreau, in welchem die Fäden ihrer Lebensthätigkeit zusammenlaufen, sie kommt dadurch in ihm mit all ihren Kräften und Wirkungen zur Besinnung und in dieser Beziehung hat die Bezeichnung einen Sinn, daß der Mensch die Welt im Kleinen sei. Vielleicht kommen wir auch umgekehrt noch dazu, die Welt den Menschen im Großen zu nennen, aber nicht im Sinne unserer Naturphilosophen.

Diese Ansicht von unserm Verhältniß zur Welt verwirft natürlich die Phantasie skeptischer Philosophen, daß unsre Begriffe von der Außenwelt nur das Produkt des Scheines seien, den sie für unsre Sinne haben, daß die Welt an sich nicht so sei, wie sie uns erscheine, und ihr eigentliches Wesen, das unumstößlich Wahre, das Absolute, von uns nicht erfaßt werde. Es erleidet natürlich keinen Zweifel, daß die Welt von uns nur so erfaßt wer-

den kann, wie sie uns erscheint, so wie es auch keinem Zweifel unterliegt, daß wir sie gar nicht erfassen würden, wenn wir keine Mittel des Erfassens, nämlich keine Sinne und kein Erkenntnißvermögen hätten. Aber so wie sie uns erscheint, und zwar nicht bloß in ihren einzelnen, wandelbaren Formen, sondern in ihren allgemeinen, ewigen Grundgesetzen, so ist sie, so muß sie sein, weil sie uns nicht einseitig und in beschränktem Kreise, wie dem Thier zugänglich ist, sondern weil wir die Fähigkeit haben, sie allseitig anzuschauen und zu durchdringen, durch die Kombinationen des Denkens ihre einzelnen Erscheinungen auf das gemeinsame Gesetz zurückzuführen, und weil eben dieses Erfassungsvermögen nichts ist als die konzentrirte Fähigkeit der Welt selbst, mit der wir im engsten Zusammenhang stehen. Ja, wenn wir selbst annehmen, die Welt habe gar keine ewige Gesetze, sie sei wandelbar in ihren Gesetzen wie in ihren Erscheinungen, es gebe mithin gar nichts Absolutes, so würde sie dennoch ewig so sein, wie der Reflex unseres Geistes sie erscheinen läßt, weil unser Geist ihr eigener Geist ist, wir würden also ewig, um so zu reden, das jedesmalige Absolute zu erfassen vermögen. Haller sagt: „In's Inn're der Natur dringt kein erschaff'ner Geist". Diese demüthige Selbstverurtheilung eines gläubigen Philosophen stimmt ganz überein mit jener Verzweiflung überungläubiger Skeptiker, welche Alles und Alles in Zweifel ziehen. Ein erschaff'ner Geist dringt allerdings nicht in die Natur, weil es keinen erschaffenen Geist gibt, sondern das, was wir Geist nennen, oder die Anlage dazu von Ewigkeit her in der Natur vorhanden war; aber aus der Natur heraus ist der Geist als Blüthe ihrer Kraft in den

Menschen gedrungen und aus ihm wendet er sich in ewiger Erforschungsthätigkeit zur Natur zurück, deren „Inneres" ihm nach und nach eben so klar werden wird wie ihr Aeußeres. Die Skeptiker, welche uns glauben machen wollen, unserer Erkenntniß sei gar nichts sicher, sind zu der Konsequenz genöthigt, endlich ihre eigne Existenz in Frage zu stellen, und wenn der eine Philosoph sagt: cogito, ergo sum (ich denke, folglich bin ich), so könnte ein Anderer ganz füglich sagen: non cogito, ergo non sum.

Wenn ich von der Bezeichnung ausgehe, daß der Mensch der Mikrokosmos sei, so geschieht es, weil sie uns sofort auf den richtigen Standpunkt führt, von welchem aus wir die Welt oder die Natur einzig in so fern zu betrachten haben, als sie in Beziehungen zu uns steht. Ein Haus an sich hat keinen Sinn, es hat nur einen Sinn mit Bezug auf seinen Bewohner. So hat auch die Natur an sich keinen Sinn, sie gewinnt ihn nur durch ihre Beziehung zu einem bewußten Wesen, dem sie dient oder das ihr seinen Stempel aufdrückt. Die Natur ohne den Menschen ist ein bestimmungsloses Unding, das wir uns schwer zu denken vermögen, und der Mensch oder ein ähnlich bewußtes Wesen müßte, nach unsern Vorstellungen vom Weltleben, nothwendig aus der Natur entstehen, wenn er noch nicht vorhanden wäre.

Uns dergestalt als Ausdruck, als höchsten Ausdruck oder als Spitze der Natur auffassend, so weit sie uns bis jetzt zugänglich ist, und uns in einer einheitlichen, aber freien Beziehung zu ihr fühlend, müssen wir uns vor Allem klar darüber sein, daß wir alles, was wir erkennen, aus uns und aus der Natur nehmen, daß unsre ganze Erkenntniß

eine intellektuelle Verarbeitung der Natur ist. Deshalb kann aber auch Alles, was wir in der Natur wahrnehmen und aus ihr verarbeiten, nicht Quelle, sondern nur Gegenstand unserer Erkenntniß sein. Die Quelle ist in uns selbst. Es ist eben so vergebens, nach Belehrungen zu forschen, die uns durch irgend eine Kraft außerhalb unsrer selbst zugehen könnten, wie es vergebens ist, sich nach Gegenständen der Belehrung außerhalb der Natur umsehen zu wollen; es gibt keine Offenbarung und keinen Aufschluß außerhalb des menschlichen Erkenntnißvermögens wie es keinen Gegenstand des Aufschlusses außerhalb der Natur gibt. Deshalb ist die sogenannte Methaphysik eben so wohl eine Phantasie wie die Theologie.

Mensch und Natur bezeichnet die einzigen Gebiete und gleichzeitig die Grenzen des Erkennens und des Seins. Könnten wir plötzlich alle Geheimnisse aufdecken, welche die Natur uns noch verbirgt, sie würden weiter nichts darbieten als einen Zuwachs der Gegenstände unserer Erkenntniß, aber keine superiore Belehrung oder Offenbarung. Die einzige Offenbarung, die sich außerhalb der Menschheit als möglich annehmen läßt, wären etwa Mittheilungen anderer, weiter vorgeschrittener Menschheiten auf andren Weltkörpern, mit denen die Erdbewohner vielleicht später mittelst der Fernrohre in Verkehr treten. Aber selbst eine derartige Belehrung wäre so wenig eine Offenbarung wie die Vorträge unserer Schullehrer. Eine Offenbarung ist überhaupt eine reine Unmöglichkeit, denn was sie uns mittheilt, müssen wir entweder erkennen können oder nicht; können wir es nicht erkennen, so ist es keine Offenbarung, sondern ein

Räthsel, erkennen wir es aber, so lag das Vermögen der Offenbarung in uns selbst. Es gibt kein geistiges Licht, das uns heller leuchten könnte als unser eignes. Was uns noch unklar ist, steht darum nicht über uns, es steht bloß noch nicht unter unserer Herrschaft. Können wir die Geheimnisse der Verdauung, der Assimilirung, der Krankheitsentwickelung in unserm Körper beobachten? Gehen sie nicht unvermerkt vor sich, ohne daß unser Geist sie beherrschen und unser Bewußtsein sie verfolgen kann? Sollen wir aber deshalb unseren Magen, unsre Gallenblase, unsre Blutgefäße u. s. w. geistig höher veranschlagen, als unser Erkenntnißvermögen? In ähnlicher Weise geht in dem großen Laboratorium der Natur, welche in uns als ihrer höchsten Kraft ausläuft, mancher Prozeß vor sich, der eben so mächtig und bestimmend auf den großen Gang der Welt einwirkt wie die Funktionen des Magens u. s. w. speziell auf unser Leben und Sein einwirken, aber dennoch unserm Geist gegenüber in die nämliche Kategorie eines Erkenntnißobjektes gehört wie unser Verdauungssystem. Weder in den Höhlen der Bergschluchten, noch in den Tiefen der Gewässer, weder im Bauche des Aetna, noch auf dem Haupte des Chimborasso, weder im Herzen der Erde, noch im Dunste der Wolken sitzt ein Weiser oder Professor, der uns lehren könnte, was wir nicht selbst zu lernen vermögen. Wir finden überall keine Lehrer, sondern nur Lehrgegenstände und Niemand übernimt das Amt des Professors, wenn wir es nicht selbst thun. Es ist Schwäche, es ist Selbstdegradation, die Räthsel, die wir noch zu lösen haben, in Räthsel *aufgeber* umzuwandeln, sie gleichsam einer fremden Weisheit zuzuschreiben, welche sie uns aufgebe und somit höher stehe als wir

selbst. Die Räthsel der Natur sind nichts als unsre eignen Räthsel, indem wir zur Natur gehören, oder die Natur zu uns und wir lösen sie in derselben Weise wie wir allmälig zu einer größeren Erkenntniß unsrer selbst gelangen. Naturstudium ist für den denkenden Menschen Selbststudium, denn unser Bewußtsein ist der Fokus für alle Strahlen des Naturlebens. Naturkenntniß ist gleichsam erweiterte Selbstkenntniß und je mannigfaltiger und umfassender die Beziehungen werden, in welche wir durch Erweiterung unserer Erkenntniß zur Natur treten, und je vollkommener das Bewußtsein dieser Beziehungen sich in uns ausbildet, desto erhabener ist unser Standpunkt, desto freier unser geistiges Leben, desto reicher wird unsre innere Welt, desto höher steigt unser Selbstgefühl auf der Spitze des Naturlebens. Und dieses Selbstgefühl kann durch unsre Abhängigkeit von dem rohen Stoff oder von blinden Naturgewalten eben so wenig alterirt werden wie unser Geist gelähmt wird durch das Bewußtsein, daß das Gehirn den Einwirkungen des Magens unterliegt.

„Erkenne dich selbst", das war die höchste Weisheit der Alten; erkenne dich selbst in der Natur, das wird die höchste Weisheit der Neueren sein.

Manche sind der Meinung, daß die ganze Welt mit ihrer unendlichen Zahl von Sternen ein einziger Organismus sei, in welchem jeder Theil eine nach dem menschlichen Organismus abgeleitete Beziehung zum Ganzen habe. Es gibt sogar Naturphilosophen, namentlich Schellingianer, welche im kosmischen Organismus schon die Leber, die Lunge, das Herz u. s. w. entdeckt haben. Auch ganz abgesehen von solchen philosophischen Kinder-

eien, kann von einem eigentlichen Weltorganismus im strengen Sinn des Wortes nicht die Rede sein, zumal da ein Organismus nothwendig begrenzt sein muß, wir uns die Welt aber nur als unendlich denken können. Der Begriff des eigentlichen Organismus findet daher nur Anwendung bei den einzelnen Abtheilungen oder Erscheinungen der unendlichen Welt, und ob wir ihn hierbei auf Sonnensysteme auszudehnen, oder auf einzelne Sterne zu beschränken haben, bleibt noch dahingestellt. Hegel scheint der ersten Meinung zu sein, in dem er sagt: „die Erde ist die Wahrheit des Sonnensystems" d. i. die Erde ist der höchste, vollendetste Ausdruck, gleichsam die Blüthe oder Frucht, zu deren Hervorbringung das ganze Sonnensystem dient. Wir könnten dann weiter sagen: der Mensch ist die Wahrheit der Erde, folglich auch die Wahrheit des Sonnensystems. Doch bin ich für meinen Theil der Meinung, daß zur Hervorbringung des Menschen ein ganzes System von Sternen, die meistens größer sind, als unsre Erde, nicht nöthig sei, und daß andre Sterne des Sonnensystems eben so wohl bevölkert sein müssen wie unsre Erde. Das Sonnensystem kann darum doch ein organischer Komplex von Sternen sein, wir würden sie nur etwas demokratischer aufzufassen haben, während Hegel die Erde zur Aristokratinn unter ihnen macht. So weit wir bis jetzt die Welt überblicken können, stellt sie sich gleichsam als eine lockere Föderation von Sonnensystemen dar, die sich annectiren oder einschieben wie sie sich aus dem Chaos hervorbilden. Sie stehen allerdings wieder in Beziehung zu einander, welche auf allgemein geltenden Gesetzen, z. B. der Anziehung, der Elektrizität u. s. w. beruhen, und bilden natürlich eine Einheit, in so fern kein

trennendes Gesetz sie beherrscht, sondern ein verwandtes sie einigt, aber ein unmittelbar in einander greifendes, organisch zusammenhangendes System scheinen sie eben so wenig zu bilden wie etwa die Völker der Erde einen einzigen Staat bilden.

Wir können uns daher bei Betrachtung unseres Verhältnisses zur Natur vor der Hand auf unser Sonnensystem und speziell auf unsre Erde beschränken, ohne die mindeste Gefahr, daß die Logik der Erde in Kollision gerathe mit der Logik des Sonnensystems oder der ganzen Welt. So viel wir wissen, hat diese Erde sich einst von einem großen Gasball, vielleicht der Sonne, mittelst der Zentrifugalkraft losgelöst, nach den Gesetzen der Rotation sich geballt und dann sich zu entwickeln begonnen. Bei dieser Entwickelung waltet das Gesetz ob, daß das Vollkommenere sich aus und nach dem Unvollkommenen herausbildet, so daß also zuerst das Pflanzen- und Thierreich auftrat und erst nach ihrer Entstehung die Erde vorbereitet war, den Menschen zu erzeugen und zu beherbergen. Wie das zugegangen, gehört nicht hierher, ist auch bisher noch nicht ausgemittelt, genug wir können annehmen, daß einst der Prozeß der Naturentwickelung einen Zustand der Gährung oder eine Spannung erzeugte, aus welcher auf gleiche Weise der Mensch hervorging wie der Krystall, die Pflanze und das Thier*. Es kommt hier nur darauf an, daß wir die Richtung festhalten, welche

---

* Spätere Anmerkung. Nach neueren Ansichten wäre das eine Gebilde aus dem andern allmälig hervorgegangen und nicht jedes in seiner jetzigen Beschaffenheit direkt entstanden.

schon gleich in der Urentwickelung der Erde gegeben ist und auf den Fortschritt, die Vervollkommnung aus dem Rohen, die Uebergabe der bewußtlosen Existenz an den bewußten Geist hinleitet, während die Theologen oder Deisten einen fertigen, aparten Geist voranstellen, der ohne Materie die Materie geschaffen habe, gleichsam um sich an ihr zu üben oder zu seinem Zeitvertreib Kunststücke mit ihr zu machen. Sobald die Erde den Menschen hervorgebracht hatte, hörte sie auf bloße Natur zu sein, sie kam gleichsam zum Bewußtsein, sie entsagte der rohen Existenz einer blind waltenden Masse, sie überlieferte das Regiment einer ihrer selbst bewußten Macht, mit Einem Wort, sie trat ein in die Sphäre der Kultur.

Die Kultur und die Natur, oder der Mensch und die Natur, das sind die beiden sich ergänzenden Pole der Welt, mit welcher wir es zu thun haben.

Mit der Entstehung des Menschen veränderte die ganze Natur ihr Wesen und ihre Aufgabe. Aus der unbändigen Herrscherinn wurde eine gezähmte Dienerinn, aus der zeugenden Mutter wurde ein unerzogenes Kind, aus einer Macht wurde ein Werkzeug. Die Herrschaft und die Macht liegt jetzt in der Hand des Menschen und die Aufgabe, zu welcher er sie benutzt, ließe sich in die Worte fassen: die Natur in Kunst zu verwandeln oder die Natur gleichsam abzuschaffen.

Kunst kommt her von Können. Wer also kann, ist im Grunde Künstler. Die Natur und das Thier können nicht, sie müssen; nur der Mensch allein kann. Nur der Könnende ist ein Mensch und je mehr er kann, desto mehr ist er Mensch. Das Ideal des Könnenden ist der Alles Könnende, der „Allmächtige", und daß einst

der ahnende Mensch einen „Allmächtigen" schuf, drückt weiter nichts aus, als daß er selbst die Fähigkeit hat, nach und nach „allmächtig" zu werden. Wenn wir die riesenhaften Fortschritte in's Auge fassen, welche der Mensch in der Beherrschung der Natur gemacht hat, so können wir uns gar keine Grenze dieser Herrschaft denken, so können wir die Zeit vorhersehen, in welcher, ich mögte sagen, kein Gräschen mehr wächst, das nicht der menschliche Wille beherrscht oder produzirt. Das wird die Zeit sein, wo die ganze Natur humanisirt ist und in dieser humanisirten Natur eine Menschheit leben wird, zu der wir uns etwa verhalten wie die Hunnen und Mongolen zu uns.

Ich gebrauchte so eben den Ausdruck: die Natur abschaffen oder in Kunst umwandeln. Heißt es nicht die Natur abschaffen, wenn wir einen Urwald in einen Fruchtacker, einen Felsen in einen Weinberg, den Ertrag seiner Trauben in Wein, die Kohlen der Unterwelt in Stubenwärme oder Gaslicht, ihre Metalle in Eisenbahnen und Geschmeide, eine Haide in einen Park, eine Lehmschicht in ein Steinhaus, einen Steinblock in eine Büste, einen Baum in eine Leier, einen Darm in eine Saite, einen Ochsen in eine Suppe, ein Bündel Stroh in ein Buch umwandeln? Wenn wir mittelst chemischer Mischung einem ganzen Erdreich eine andre Beschaffenheit geben und es zur Hervorbringung einer neuen Vegetation geeignet machen; wenn wir Thieren eine ganz neue Lebensart angewöhnen und, wie bei den Fischen, sogar ihren Fortpflanzungsakt in die Hand nehmen, um sie beliebig zu vermehren? Schafft nicht, so weit die Hand des Menschen dringt, ihre Thätigkeit die hergebrachte rohe Ent-

wickelung, Form und Thätigkeit der Natur ab, um ihr den Stempel der menschlichen Anordnung, Arbeit und Kunst aufzudrücken? Treibt uns nicht unser Geist und unser Bedürfniß, uns aller Kräfte und aller Stoffe der Natur zu bemächtigen, um sie zu menschlichen Zwecken dienstbar zu machen und zu menschlichen Gebilden umzuschaffen? Ist es nicht unser ewiges Trachten, Alles, was uns umgibt und uns erreichbar ist, erst zu erkennen und dann mit unserm Wesen zu durchdringen, es zu vergeistigen und zu vermenschlichen, es hereinzuziehen in den Kreis unseres Einflusses, unserer Einwirkung, unseres Schaffenstriebes? Und auch dabei bleiben wir nicht stehen. Nachdem wir uns der Natur bemächtigt, legen wir Hand an uns selbst, um auch unsre eigne Natur zu veredeln und so schreiten wir fort auf der unendlichen Bahn der Erkenntniß, der Macht, des Glücks, der Vervollkommnung. Dieser Trieb und dieses Ziel, die wir auf unserm Standpunkt mit bewußter Klarheit erkennen und verfolgen, verschwammen beim kindlichen Menschen noch in Ahnungen und Phantasien, zu deren Festhaltung er Götter und Himmel schuf. Und merkwürdiger Weise suchen noch jetzt viele Menschen den „Allmächtigen“ über den Wolken, während sie ihn täglich in Hunderten von Exemplaren über die Straße gehen sehn.

Wenn wir nun in der Natur keine andre Bestimmung erkennen, als die, uns zu dienen, das Material für unsren Schöpfergeist, unser Glück und unsre Vervollkommnung zu liefern, so folgt daraus, daß der richtige Standpunkt für die Naturbetrachtung nur derjenige sein kann, von welchem aus wir die Natur in Beziehungen zu uns bringen, und daß dem wahren, dem zivilisirten, dem geistigen

Menschen die Natur um so ferner oder fremder gegenübersteht, je weniger Spuren menschlichen Geistes sie trägt, oder je weniger Fähigkeit sie zeigt, dieselben zu empfangen. Wir kommen damit auf ein interessantes Thema, nämlich auf die Frage nach der Ursache des Eindrucks und dem Inhalt der Empfindungen, die uns beim Verkehr mit der Natur, beim Anblick ihrer Erscheinungen, namentlich ungewöhnlicher Formen derselben anregen. Ich habe die Ufer des Rheins und des Missouri, die Palmenwälder Ostindiens und die Hickorywälder des Westens, die Seen der Schweiz und Nordamerika's gesehen, ich bin auf den Felsen des Kaps der guten Hoffnung und auf den Bergen Helvetiens umhergeklettert, habe die Saatfelder unserer Heimath und die Prairien dieses Landes durchzogen, kurz ich habe Gelegenheit gehabt, die Physiognomie unserer Erde in vier Welttheilen von sehr verschiedenen Seiten zu beobachten. Stets habe ich mir dabei Rechenschaft zu geben gesucht von der Ursache der verschiedenen Stimmungen, in die ich durch den verschiedenartigen Anblick versetzt wurde, und das Resultat ist ungefähr dieß: der Eindruck, welchen der Anblick der Natur auf uns macht, bestimmt sich durch ihre Fähigkeit, unser Vorstellungsvermögen, unsre Phantasie zur Auffindung *menschlicher* und demnach *persönlicher* Beziehungen zu ihr anzuregen. Also nicht die Natur an sich bestimmt ihre Wirkung auf uns, sondern das wirkliche oder mögliche Verhältniß, in welches der *Mensch* zu ihr trit. Je reicher eine Gegend an Erscheinungen ist, welche unsrer Phantasie Anlaß oder Stoff geben, sich etwas Menschliches in sie hineinzudenken, desto anziehender und wohlthuender muß sie auf uns einwirken. Wenn wir von der

klaren, absoluten Gewißheit ausgehen, daß eine Gegend nie von Menschen besucht oder bewohnt gewesen ist und sein kann, so hat sie keinen Reiz für uns. Wir kommen damit gleichsam auf einen rückwirkenden Mikrokosmos hinaus.

Nur mit diesem Schlüssel in der Hand können wir zu einer bewußten und würdigen Naturbetrachtung gelangen. Vermöge unserer Fähigkeit, Gegenstände nicht bloß zu betrachten, sondern sie auch mit andren Erscheinungen oder Vorstellungen in Verbindung zu bringen, begnügen wir uns nicht, in der Natur bloß den Baum, den Berg, den Fluß u. s. w. als solchen aufzufassen, sondern aus dem Spiegel unserer Phantasie wird seine Erscheinung bereichert zurückgeworfen, oder mit Zuthaten versehen, die ihn mit dem Zauber menschlicher Gedanken und Wünsche umkleiden. Je mehr Haltpunkte für die Phantasie, je mehr Geheimnisse für das Vorstellungsvermögen eine Gegend hat, desto mehr zieht sie uns an, desto mehr mahnt sie uns, mit ihr zu verkehren. Ein flaches Feld, auch wenn es mit der schönsten Frucht bewachsen ist, kann unsrem Natursinn wenig Anregung geben, es ist sofort vollständig überblickt, es bietet der Phantasie keinen Anhalt zum Schaffen, kein Geheimniß zum Enträthseln, keinen Raum zum Bevölkern dar. In eine flache Gegend kann der Mensch nichts übertragen und deshalb nichts aus ihr zurücknehmen. In einer Gebirgsgegend dagegen ist jeder Gipfel eine Auffoderung für die Phantasie, ihn zu erklettern, um zu überblicken was sich hinter ihm verbirgt; jedes Thal ist eine Versuchung für das Vorstellungsvermögen, es mit Bewohnern, mit Schönheiten, mit Freude zu bevölkern. Immer aber ist das Anziehende, welches

wir in die Natur je nach ihrer Beschaffenheit hineinlegen, etwas Menschliches, nie ist es etwas der Natur allein Angehöriges, oder gar ein hinter der Natur stehendes Gespenst.

Ich mögte das Interesse, welches die Betrachtung der Natur uns gewährt, in das naturwissenschaftliche, das geschichtliche und das poetische eintheilen.

Eine Wüste, ein wilder Wald, ein unbewohnbarer Felsen — welches Interesse können sie uns gewähren? Sie interessiren uns höchstens durch die Vorstellung von der Thierwelt, von welcher sie bewohnt sind, und von den Gefahren, welche sie uns bringen können. Hieran kann sich zwar auch ein romantischer Reiz knüpfen, aber da wir nichts Menschliches uns gegenüber wissen, ist dieser Reiz von sehr untergeordneter Art und bald erschöpft. Deshalb hat auch die Muse Freiligraths, des Dichters der unkultivirten Naturromantik, trotz ihren glänzenden Schilderungen im Grunde einen argen, poesiewidrigen, radikalen Mißgriff gemacht, indem sie hauptsächlich aus derjenigen Hippokrene schöpfte, die in dem öden Gebiet der Thiere und der Wilden entspringt. Das bessere poetische Gefühl hat ihm später als würdigeren Stoff die Lage eines „ausgewanderten Dichters" in den Urwäldern Nordamerika's an die Hand gegeben, der seinem Ueberdruß an der unkultivirten Einsamkeit schließlich also Luft macht:

Allein, allein! — und so soll ich genesen?
Allein, allein! — und das der Wildniß Segen?
Allein, allein! — o Gott, ein einzig Wesen,
Um dieses Haupt an seine Brust zu legen!

In meinem Dünkel hab' ich mich vermessen:
„Ich will sie meiden, die mein Treiben schelten.
Mir selbst genug, will ich dieß Volk vergessen;
Fahr' hin, o Welt — im Herzen trag' ich Welten!"

Ein einzig Jahr hat meinen Stolz gebrochen;
Mein Herz ist einsam und mein Aug' ist trübe;
Es reuet mich, was frevelnd ich gesprochen,
Dem Haß entfloh ich, aber auch der Liebe.

Allein, allein! — und so soll ich genesen?
Allein, allein! — und das der Wildniß Segen?
Allein, allein! — o Gott, ein einzig Wesen,
Um dieses Haupt an seine Brust zu legen!

Das ist's! Trotz der Gutmüthigkeit der Indianer findet er kein Wesen, das ihm verwandt wäre. In diesem Geständniß rächt sich beim Dichter der verirrte Geschmack, der sich in die Welt der Rohheit, der rohen Natur, retten wollte, um die verkehrte Menschheit los zu werden. Es kann uns nichts fesseln, was unter uns steht, es kann nichts wahrhaft poetisch sein, was nicht wahrhaft menschlich ist, und das wahrhaft Menschliche blüht nur auf dem Boden der Zivilisation. Jene Indianer-, Neuseeländer- und Hottentotten-Romantik, mit welcher uns in der Jugend Roman- und Reisebeschreiber die Köpfe verdreht haben, kann ich für nichts Andres erklären, als für einen Kultus der Rohheit, der rohen Natur, und sie gehört in dieselbe Kategorie ja in eine noch tadelnswerthere, wie der Kultus, den man mit Wüsten und Felsblöcken treibt.

Wir sehen so oft unsre überschwenglichen Reisenden

schwärmen beim Anblick der Alpen und sonstiger geistloser Naturblöcke, die mit den Wolken fraternisiren und den Schnee und Regen aus erster Hand erhalten. Ist diese Schwärmerei nicht eine grobe Verirrung, ist sie nicht schwächlicher Unverstand? Ich habe mich beim Anblick kolossaler Felswände examinirt, warum sie mich eigentlich interessirten, und die Antwort kam hauptsächlich darauf hinaus: weil du diese Massen nicht beherrschen und nicht besteigen kannst, weil ihr Anblick dir unwillkürlich die Gefahren vergegenwärtigt, welche auf jener Höhe, auf jenem Vorsprung, an jenem Abhang dem Menschen drohen würden. Es ist eine Art vorweggenommenes Schaudern des Schwindels oder der Angst, also eine menschliche Beziehung, aber kein Interesse an diesem kolossalen Stein, der dadurch, daß er größer ist als andre Steine, nichts an seiner rohen, geistlosen Beschaffenheit ändert. Ein Adler, eine Gemse, selbst wenn sie menschlich dächten, könnten vor einem Alpenstock keinerlei Respekt haben, weil er ihnen ohne Gefahr zugänglich ist. Für uns können solche Naturblöcke aus dem Grunde kein dauerndes Interesse haben, weil sie die Sphäre menschlichen Lebens, menschlicher Thätigkeit, menschlicher Kultur überragen. Sie sind nicht zu bebauen und nicht zu bewohnen; auf ihnen lebt nichts und ereignet sich nichts, was näher mit uns verwandt wäre. Sie geben der Phantasie nur Räthsel der anorganischen Natur, welche uns die Urformation der Erde vorführen, und etwa einer menschenscheuen, spärlichen Thierwelt auf, welche ihre unzugänglichen Regionen bevölkert. Ein solches Interesse ist aber für das Denken wie für die poetische Auffassung oder für das Schönheitsgefühl ein ganz untergeordnetes. Nur so weit das

menschliche Leben reicht, kann das wahrhaft menschliche Interesse reichen.

Hohe Berge oder Felsen gewähren ihren Hauptreiz durch den Kontrast gegen die geborgene Kultur der Thäler und durch die Mannigfaltigkeit, welche sie der Szenerie mittheilen. Eine ununterbrochene Berg- oder Felsregion aber muß den Eindruck der Leerheit, der Verödung machen. Diese aufgethürmten Massen, welche den Blick über alle andre Erscheinungen hinaufziehen, sind im Grunde ja Repräsentanten des Todes. Ewiger Schnee bedeckt ihre kahlen Häupter; unwirthbar, unzugänglich und vereinsamt erheben sie ihre umstürmten Gipfel in eine eisige Luft; nur vereinzeltes Leben der Pflanzen- und Thierwelt verirrt sich auf ihr Gebiet; von der Menschenwelt und ihrer Kultur sind sie — ausgeschlossen, so lang sie nicht etwa die Stationspunkte für künftige Luftfahrten gewähren. Für jetzt sind sie nur die Regler der Atmosphäre und die Vorrathsverwalter für die Bewässerung der kultivirbaren Welt — immerhin ein Dienst, wofür wir ihnen den Stolz ihrer brutalen Massenhaftigkeit gönnen wollen.

Ich erinnere mich, mit derartigen Betrachtungen mich einst beschäftigt zu haben, als ich bei Glarus in der Schweiz vor dem kolossalen Glärnisch stand, der mit ewigem Schnee und einem ewigen Eispanzer bedeckt ist. Da die Masse sein Hauptvorzug war, so wurde dieser, mit einem einzigen Blick übersehene Vorzug mir sofort verleidet und ich empfand Aerger darüber, daß ich mir so viel Mühe um ihn gegeben hatte. Da machte man mich auf eine wilde Zinne an der Spitze des Berges aufmerksam, die man nach irgend einem Abenteuer einer kühnen

Schweizerinn „Vreneli's Gärtli" (Veronika's Gärtlein) genannt hat. Und plötzlich hatte in meinen Augen der ganze Berg seine Geistlosigkeit abgestreift. Die kühne Schweizerinn, deren Bild die Phantasie dort oben erblickte, belebte nun den ganzen, großen, mächtigen Glärnisch, der ohne sie nichts war, als ein öder, todter Naturblock. So hat Napoleon den Felsblock St. Helena belebt. So würde ein sonst reizloser Erdtheil, der z. B. ein Asyl unseres einstigen Glücks oder das Grab einer Geliebten umschlösse, für uns seine ganze Beschaffenheit ändern. Die menschlichen Beziehungen allein stempeln die Natur.

Der vielgepriesenen großen Bergwelt habe ich absichtlich so viel Aufmerksamkeit gewidmet, weil die verstandlose Bewunderung, welche ihr als Repräsentantinn der unkultivirten Massenhaftigkeit in der Natur gezollt zu werden pflegt, den besten Gegensatz bildet gegen die von uns vertretene humane Anschauung, die stets die menschlichen Gesichtspunkte voranstellt. Wie überhaupt aller Kultus vernichtet werden muß, so muß auch der Naturkultus einem bewußten Naturgenuß weichen, der den Geschmack nicht in Widerspruch bringt mit dem Denken. Bringt uns das Denken in's Klare über den untergeordneten Werth der rohen Masse in der Natur, so kann unser Geschmack sich nicht zu einer andächtigen Schwärmerei für dieselbe verirren. Weshalb war das Verhältniß der Griechen zur Natur so schön und poetisch? Weil sie in die ganze Natur das Menschliche übertrugen, denn selbst die Götter, womit die Griechen die Welt bevölkerten, waren nichts als idealisirte, oder vergrößerte, oder karrikirte Menschen. Jeder Baum, jeder Berg, jedes Wasser be-

lebten die Griechen durch ein menschliches Wesen, mogte es nun Gott oder Nymphe, Dreade oder Najade heißen, und nur hierdurch, nicht durch bloßen Kultus der rohen Masse oder gar eines hinter derselben waltenden nebelhaften Gespenstes, erhielt die Natur ihren Reiz für sie.

Für uns freilich ist auch die griechische Personifizirung der Natur antiquirt, aber dennoch bleiben sie in gewissem Maße unsre Vorbilder, und der Fortschritt, den wir über ihre Naturbetrachtung und Behandlung hinaus zu machen haben, besteht darin, daß wir der Natur den Stempel der Kultur aufdrücken, ohne uns in unsren Vorstellungen von der Wirklichkeit zu verirren, kurz daß wir die Natur durch die Kunst zum Reich der Schönheit machen ohne die Fabel und das Ideal darstellen ohne die Vergötterung.

Ich wiederhole es: die Erde mit Allem, was sie produzirt, ist nur der Menschen wegen da, nicht einem Zweck zu lieb, sondern der Thatsache nach. Man kann sagen: gäbe es keine Menschheit, so gäbe es keine Erde, etwa wie man sagen könnte: es gäbe keine Pflanzen, wenn es keine Blüthen und Früchte gäbe. Das Interesse des Menschen kann sich daher vernünftiger Weise auf der Erde nur Dem zuwenden, was mit ihm in Beziehung steht, was ihm entspricht, ihm verwandt und adäquat ist. Sofern die sogenannte schöne Natur menschlich d. i. kultivirt oder kultivirbar ist, kann sie uns geistig interessiren. Einer Wüste — und zu den Wüsten gehören ja auch die Schneeregionen der Berge — kann der Mensch sein Interesse nur zuwenden vermöge seines Dranges, das Unzugängliche zu erforschen, das Leblose zu beleben, das Oede zu bevölkern, das Unmenschliche zu vermenschlichen. Das Interesse ist dann

gewisser Maßen ein negatives, sofern es auf der Unleidlichkeit Dessen beruht, was kein Leben und keinen Geist hat, keinen menschlichen Stempel trägt. Die spätere Menschheit wird keine Wüste auf der Erde dulden — auch auf die Wüste wird sich die Abschaffung der Natur erstrecken.

Wenden wir uns nun aus der Region der Wüsten zu der kultivirten oder kultivirbaren Natur, so treten uns sofort die menschlichen Beziehungen entgegen, in denen sie zu uns steht oder in die sie gebracht werden kann, und hiernach bildet sich für uns der Charakter oder die Seele einer Gegend. Hiernach bestimmt z. B. ein Wasser, das zur Lustfahrt, ein Wiesenland, das zum Spiel, ein Gebüsch, das zu einem Abenteuer der Liebe, oder zum Ausruhen, oder zur Jagd einladet, das Geschäft unserer Phantasie und empfängt durch die Fähigkeit, sich von der Phantasie für diesen oder jenen menschlichen Zweck bevölkern zu lassen, seinen besondern Reiz. Dieser Reiz steigert sich, wenn die Schöpfungen des Menschen die Eigenschaften der Natur schon in die Praxis der Kultur übersetzt, wenn Häuser, Gärten, Kunstanlagen u. s. w. der Natur den Stempel ihrer menschlichen Bestimmung vollends aufgedrückt haben. Dann erst öffnet sich das wahre Gebiet auch für die Poesie, welche z. B. am Genfer See ein ganz anderes Asyl für einen „ausgewanderten Dichter" findet, als in einem Urwald Nordamerika's bei Bisons und Indianern.

Durch diese Betrachtungen glaube ich hinlänglich dargethan zu haben, daß der Rapport, in welchem wir mit der Natur stehen, nicht auf ein Interesse hinausführt, welches die Natur an sich hat, sondern nur auf das In-

tereſſe, welches ſie für unſre Zwecke hat und dem gemäß von uns in ſie hineingelegt wird. Kennen wir alſo unſre menſchlichen Zwecke, ſo kennen wir auch den Werth der Natur für uns, und keine geheimnißvolle Macht in der Natur bleibt übrig, um uns von unſern Zwecken zurückzuſcheuchen oder für dieſelben einen myſtiſchen Kultus zu ſubſtituiren.

Dieß feſthaltend, finden wir auch den richtigen Maßſtab für den Reiz, welchen die Kombination der menſchlichen Schöpfungen oder der geſchichtlichen Vergangenheit mit der Naturſchönheit, alſo die Kombination der hiſtoriſchen Romantik mit der Naturromantik uns gewährt oder gewährt hat. Wer von uns hat nicht, durch eine reaktionaire Erziehung und eine verſtandloſe Literatur verleitet, vorzugsweiſe in ſolchen Gegenden geſchwärmt, deren Naturſchönheit verſetzt war mit den Erinnerungen und Denkmälern einer rohen verabſcheuungswürdigen Vergangenheit? Oder iſt es etwa Poeſie, was in jenem romantiſchen Felſenneſt wüſter Raubritter, iſt es Geiſt, was in jener Betkaſerne ekelhafter Mönche, iſt es Schönheit, was in jenem Gefängniß mumienartiger Nonnen, iſt es Humanität, was in jener Zwingburg fühlloſer Unterdrücker gewohnt hat? Haben uns die Ruinen des rohen Mittelalters nicht einſtens mehr begeiſtert, als uns die Tempel des ſchönen Griechenlands begeiſtert haben würden? Können uns vernünftiger Weiſe die Trümmer Deſſen einen Reiz gewähren, was uns mit Abſcheu erfüllen müßte, wenn es wieder erſtände? Auch im Mittelalter hat man die Natur in Kunſt verwandelt, aber die Kunſt war roh wie die Natur und ihre Spuren werden verwiſcht werden durch den Fortſchritt eines edleren Geſchlechts. Gegen-

den, welche jetzt noch den Stempel des Mittelalters oder einer gleich rohen Gegenwart tragen, werden durch die Gebilde einer veredelten Nachkommenschaft in ein neues Griechenland umgeschaffen werden, das die abgeschmackten Erscheinungen der Ritterburgen, der Fürstennester, der Klöster und der „Bet-Trichter" mit den Schöpfungen einer humanen Kunst vertauscht. Wenn einst wieder Tempel der Schönheit, der Liebe und der Weisheit glänzen, wo jetzt konfuse Romantiker um die Steinbrocken eines Burgverließes schwärmen, oder zerknirschte Schwachköpfe vor einem abgeschmackten Kruzifix auf den Knieen liegen, oder moderne Raubritter in restaurirten Ahnenschlössern ihren nahenden Untergang ahnen, dann erst wird der Mensch der neuen Zeit mit ungetrübtem Genuß in einer Natur schwelgen können, die jetzt entstellt in den Banden des Unverstandes und der Usurpation verkümmert.

Wenn wir vom Standpunkt des radikalen Denkens einen Blick der Voraussicht in die Zukunft werfen, so sehen wir eine Zeit kommen, wo die Menschheit, emanzipirt von dem erdrückenden Glauben an eingebildete Mächte, die sie über den Wolken oder in den Tiefen der Erde suchte, wie herrschend über alle Elemente der Natur, denen sie bis jetzt noch nicht gewachsen ist, sich jener erhabenen Ruhe und Schönheit hingeben kann, welche die Alten den Olympiern zuschrieben, eine Ruhe, die durch keinen brutalen Kampf entmenschter Fanatiker, sondern nur noch durch die Kontroverse der ewig ringenden Geister wird unterbrochen werden. Erhabener und mächtiger als ein Zeus wird einst der Mensch über dieser Erde thronen und sich sagen können: diese Natur, die ich früher als demüthiger

Gläubiger verehrt habe, liegt jetzt, umgeschaffen durch meinen Geist und meine Arbeit, als mein Werk zu meinen Füßen. Ich habe sie empfangen als eine rohe Masse, eine Behausung für Bestien und nicht für Menschen; ich habe sie umgewandelt in ein Paradies und was ich geschaffen habe, ist mein. Aber nicht bloß ein Einzelner wird sich dieses Rechtes rühmen, das Glück wird kein Monopol sein wie jetzt. Die ganze Menschheit ward aus dieser Erde geboren, die ganze Menschheit hat sie zu einem Paradiese umgeschaffen, die ganze Menschheit wird auch gleichberechtigt sich desselben freuen. Und es wird kein Paradies sein wie das biblische, das zu Ende ging, als die Erkenntniß begann, und dessen Früchte von Schlangen servirt wurden um vergiftet zu werden; nein, die Schlangen werden von der Erde vertilgt sein, wenn die Früchte zu reifen beginnen, ohne Scheu wird jeder Mann als Adam, jedes Weib als Eva unter dem Baum der Erkenntniß sich des Daseins freuen können, und kein stupider Engel des Zorns mit dem Schwerte wird neben ihnen stehen um sie zu vertreiben.

Hat die Welt einen Zweck?

(1857.)

Zu den wenigen poetischen Anregungen der amerikanischen Natur diesseit der Felsengebirge gehören die Eindrücke, die der Neuling bei einer Fahrt auf den westlichen Strömen durch unkultivirte Waldgegenden empfängt. Diese Eindrücke beruhen aber nicht auf dem bloßen Charakter der Gegend, sondern mehr auf der Uebereinstimmung der Eigenthümlichkeit amerikanischer Schiffe mit der amerikanischen Natur. Diese seltsam konstruirten Dampfschiffe mit den zwei schnaubenden Kaminen passen so frappant zu einer westlichen Wildheit, als seien sie unmittelbar daraus hervorgewachsen, und wird man von ihnen,

namentlich bei Nacht, zwischen den menschenleeren, waldbedeckten Ufern eines westlichen Stromes dahingeführt, so verwandelt die Phantasie unwillkürlich die arbeitende Maschine mit ihren gewaltigen Respirationsorganen in ein Paar vorweltliche, mastodontische Ungeheuer, welche dem Fahrzeug als entsprechende Zugthiere durch wilde Regionen dienen. In der Stille der Nacht hört man, wenn nicht etwa eine Gesellschaft von Ochsenfröschen an einem sumpfigen Ufer ihrem Schöpfer ein Ständchen bringt, zu dem eintönigen Rauschen des durchfurchten Stromes nichts als das schwere Keuchen der beiden Kamine, welches dumpf in dem vorbeiwandelnden Urwalde wiedertönt. Und dieses Keuchen ist trotz seiner Regelmäßigkeit nicht monoton, denn es ist fast immer zweistimmig und hat einen Ausdruck wirklichen Lebens. In der Regel keucht der eine Kamin im Baß, der andere aber im Baryton oder gar im Tenor, so daß man sich, in der Schlafstelle liegend, schwer der Vorstellung erwehren kann, das Schiff werde von einem männlichen und einem weiblichen Ungeheuer fortgezogen. Auf die Dauer aber, wenn das gewöhnte Ohr verlernt hat in dem Rauschen des Wassers ein Zeichen der Bewegung zu erkennen, verwandelt sich das Keuchen oder Schnauben in ein Schnarchen und man denkt sich in eine Gesellschaft des Urwaldes, in welcher Menschen und Mastodonten in friedlicher Vorweltlichkeit beisammen ausruhen.

Vor vier Jahren, im Sommer, befuhr ich auf einer Reise von St. Louis nach Chicago den Illinois, einen kleinen Fluß, der in der heißen Jahreszeit an vielen Stellen sehr seicht ist, so daß die Dampfschiffe oft stundenlang auf dem Sande oder Schlammboden sitzen bleiben. Es

war Nacht und die beiden Mastodonten waren eben im angelegentlichsten Schnarchen begriffen, als das Schiff plötzlich auffuhr und die Maschine still gestellt wurde. Nachdem sie verstummt war, hörte ich neben mir in dem benachbarten Schlafkabinet ein Getön, das sich genau ausnahm wie ein diminutives Echo des Schnarchens unserer beiden Zugthiere. Eine Stimme schnarchte Baß, die andere Tenor, aber offenbar rührten sie von Menschen her und nur ihre taktmäßige Abwechselung brachte sie in Vergleich mit dem gewaltigen Duett der Mastodonten. Wer war es, der auf diese Weise wetteiferte mit so unerreichbaren Virtuosen? Ich hatte, ehe ich zu Bette ging, in das Nebenkabinet einen Amerikaner mit seinem jungen Weibe hineingehen sehen, das jedem Rafael und Canova als Muster der Schönheit hätte sitzen können. War es möglich, daß dieses Weib, dessen metallische und doch zugleich weiche Stimme jede Ahnung eines Mißtons fern hielt, unbewußt ihren schönen Mund zu jener dämonischen Musik hergab, die man Schnarchen nennt? Gehört überhaupt das Schnarchen zu den weiblichen Fakultäten? Zwar hatte ich gelesen, daß man im Orient die Odalisken, ehe sie in den Harem ihres Sultans gebracht werden, im Schlafe belauscht, um sich zu vergewissern, daß sie nicht der Leidenschaft des Schnarchens ergeben sind; allein es war mir nicht möglich, die schöne Amerikanerinn mit der süßen Stimme an die Seite einer naturwüchsigen Orientalinn zu stellen, deren Weiblichkeit durch die Abhärtung in einer rohen Umgebung entstellt ist.

Die Angelegenheit hatte für mich die Bedeutung eines anthropologischen oder ästhetischen Räthsels angenommen, das ich durchaus lösen mußte. Ich erhob mich daher bei

Zeiten vom Lager und bewachte die Thüre des Nebenkabinets, um völlige Gewißheit über die Personen zu erhalten, welche dort während der Nacht so harmonisch geschnarcht hatten. Es währte nicht lang, so wurde das Frühstück angekündigt, es öffnete sich die Thüre des Kabinets und heraus trat der Amerikaner mit seinem schönen Weibe. Ihr Gang war so graziös, ihre Miene so reizend und ihr Mund so unschuldig schön, daß ich mir wie ein Verbrecher erschien, als ich sie ihres nächtlichen Verbrechens gegen die eigene Schönheit überführt hatte. Allein die Wahrheit läßt nicht mit sich markten und kennt sogar in der ausgesuchtesten Damengesellschaft keine Galanterie, das Verbrechen war konstatirt, es war kein Ausweichen möglich, es war anthropologische Thatsache: die schöne Amerikanerinn hatte geschnarcht!

Auf dem Verdeck traf ich einen Mitreisenden, der ein Stück Naturphilosoph zu sein glaubte und mit dem ich am vorhergehenden Tage über die Zweckmäßigkeit der Welteinrichtung disputirt hatte. Auf die Frage, warum ich so trübseelig aussehe, theilte ich ihm meine anthropologische Entdeckung mit und ersuchte ihn, dieselbe mit der zweckmäßigen Einrichtung seiner sogenannten Schöpfung in Einklang zu bringen. Gibt es, fragte ich ihn, überhaupt etwas Ueberflüssigeres, Zweck- und Sinnloseres in der Welt, als dieses verwünschte Schnarchen, diese gar nicht zu klassifizirende Musik, von welcher der Musiker selbst nichts weiß und das etwaige Auditorium nichts wissen will? Ist es aber nicht vollens ein Hohn auf alle Zweckberechnung und alle vernünftige Gesetzmäßigkeit in der Natur, daß sie eins ihrer edelsten Gebilde durch eine so widerwärtige Eigenschaft entstellt? Ist ein schönes

Weib, das schnarcht, nicht eine personifizirte Antinomie, wie ihr Philosophen es nennt? Müssen Sie nicht, wenn Sie einen weisen Zweckberechner hinter der Welt und ihren einzelnen Erscheinungen annehmen, demselben jeden Begriff von Logik und Aesthetik absprechen, nachdem Sie meine Entdeckung erfahren haben? Wenn Ihnen Jemand erzählte, er habe einen Büffel im Schlaf eine Liebesarie singen hören, würde dieß ein unglaublicherer Widerspruch sein, als daß ein Weib, ein so seltnes, schönes und allem Anschein nach edles und geistreiches Weib Töne der Wachtstube von sich gibt? Muß an diesem monströsen Faktum allein nicht ihre ganze Zwecktheorie zu Schanden werden?

Indem ich so sprach, flog ein Vogel über das Schiff. Ich weiß nicht, ob es unter den amerikanischen Vögeln Kuckuks gibt; genug, mein Mitreisender präsentirte mir den vorbeifliegenden Vogel als einen Kuckuk und knüpfte an dessen Erscheinung folgende Belehrung:

Ihrer Thatsache, sprach er, stelle ich eine andre entgegen. Dieser unscheinbare Kuckuk ist eins der merkwürdigsten Gebilde der organischen Welt. Ich rede nicht bloß von der bekannten Eigenthümlichkeit, daß er seine Eier in fremde Nester legt und von fremden Eltern ausbrüten läßt; ich werde Ihnen nachweisen, wie diese Eigenthümlichkeit durch die augenscheinlichste Verkettung von Zwecken mit andren Thathsachen des Naturhaushalts zusammenhängt. In den Gegenden, wo der Kuckuk sich aufhält, gibt es eine Baumraupe, namentlich die sogenannte Prozessionsraupe, deren Körper mit rauhen, widerhakigen, giftigen Haaren bewachsen ist. Diese Raupe würde bei ihrer starken Vermehrung dem Baumwuchs und sogar der

Gesundheit der Menschen sehr verderblich werden, wenn sie nicht massenweise von andren Thieren verzehrt würde. Wer sind nun diese Thiere? Der Kuckuk allein hat einen Magen, welcher im Stande ist, jene haarigen Unthiere ohne Nachtheil aufzunehmen und zu verdauen, so weit sie eben verdaulich sind. Dieß ist aber nur mit dem kleinsten Theil ihres Körpers der Fall, so daß der Kuckuk eine Menge Raupen verschlucken muß, um nur eine mäßige Mahlzeit zu erhalten, während Haare, Haut und Kopf der verschlungenen sich zu großen Klumpen zusammenballen und dann wieder hinausgewürgt werden müssen. Diese ganze Operation aber bedingt wieder, daß der Magen des Kuckuks eine außerordentliche Größe hat, der Art, daß dem Thiere nur Raum genug bleibt, alle acht Tage ein Ei auszubilden und zu legen. Wollte es nun seine Eier selbst ausbrüten, so würden die ersten verdorben sein, ehe es die letzten gelegt hätte; überdieß macht ihm die Ausdehnung des Magens das Brüten beschwerlich wenn nicht unmöglich. Dazu kommt noch, daß seine Kost, die erwähnte Raupe, sich nicht zum Füttern der Jungen gebrauchen läßt. So ist also der Kuckuk vollständig außer Stande, zu seiner Fortpflanzung etwas Andres selbst zu thun, als Eier zu legen. Daß er der weiteren Mühe des Brütens, der Erziehung u. s. w. enthoben worden, ist augenscheinlich eine Entschädigung für die Wohlthat, die er der Welt durch Vertilgung der Prozessionsraupe erweis't. Aber hören Sie weiter. Der junge Kuckuk würde bei seiner Gefräßigkeit verhungern, wenn er mit seinen Jugendgefährten in dem fremden Neste die Mahlzeit theilen müßte. Die Natur hat ihm daher die Kunst gelehrt, diese Gefährten nach und nach aus dem Neste

hinauszuschieben und dem Untergange preiszugeben, so daß er als einziger Kostgänger übrig bleibt. Sie hat dadurch gleichsam ausgesprochen, daß seine Existenz für die Welt mehr Werth habe, als die Existenz seiner legitimen Tischgenossen. Müssen Sie nun nicht zugestehen, daß die Biographie dieses Kuckuks das schönste Bild der Zweckberechnung im Kleinen darbietet?

Mein Mitreisender, der es für eine sündhafte Vorstellung hielt, daß der Prozessionsraupenfresser überflüssig wäre, wenn die überflüssigen Prozessionsraupen nicht existirten, verließ mich mit der Ueberzeugung, der aristokratische Kuckuk habe für die plebejische Arbeit der Raupenvertilgung vom Schöpfer das Privilegium erhalten, seine Kinder auf fremde Kosten aufziehen zu lassen, und ich verließ ihn mit der Ueberzeugung, daß dieser Schöpfer sich seiner Zweckberechnungen schämen sollte, nachdem er schöne Weiber geschaffen, die schnarchen.

Ich habe diese beiden Beispiele von der schönen Amerikanerinn und dem wohlthätigen Kuckuk vorangestellt, um damit auf eine anschauliche Weise zwei der Hauptfragen einzuleiten, die sich bei unserer Untersuchung zunächst darbieten, nämlich

1) ist in der Welt wirklich Alles so eingerichtet, daß die Vernunft eine Zweckberechnung damit verbinden kann? und
2) ist Das, was die gewöhnliche Anschauung als das Werk einer Zweckberechnung ansieht, in Wirklichkeit etwas Anderes, als nothwendige Folge einmal vorhandener Ursachen?

Wir sehen die Welt, das Gebiet der Natur sowohl wie das Gebiet der Kultur, in einer fortwährenden Entwickel-

ung begriffen. Entwickelung setzt, außer dem, durch einen Keim gegebenen Anstoß, fortwährende Kämpfe, setzt einen Prozeß von Kräften und Elementen voraus, in dem die feindlichen sich abstoßen und die verwandten zusammenstreben. Ein solcher Prozeß gestaltete aus dem Chaos die Weltkörper und machte sie allmälig geeignet zur Aufnahme organischer, sogar denkender Wesen; ein solcher Prozeß führte die denkenden Wesen durch Jahrtausende der Rohheit und Barbarei in den Zustand der Zivilisation. Soll man nun annehmen, daß dieser verwickelte Prozeß der Natur wie der Kultur durch eine Macht geführt werde, welche damit einen Zweck verbindet, so muß diese Macht den Prozeß entweder bis zu seinem Ende im Voraus überschaut und geregelt haben und dann müssen wir sie fragen, ob sie zur bloßen Unterhaltung alle die millionenfachen Wehen und Qualen einer Entwickelung durchmache, deren Abschluß sie von vorn herein in der Gewalt hatte; oder aber sie hat den Prozeß nicht überschaut, folglich nicht in der Gewalt, und dann ist sie nothwendig selbst in ihm befangen, dann macht sie die Entwickelung selbst mit, dann ist sie also mit dem Entwickelten identisch und auf die Frage nach ihrem definitiven Zweck muß sie die Antwort schuldig bleiben. Eine leitende Macht in die Entwickelung legen, welche damit einen Zweck erreichen will, heißt die Entwickelung als solche aufheben und sie zur Verwirklichung eines Diktats machen; es heißt aber gleichzeitig den Diktator für alle Vorgänge und Resultate der Entwickelung verantwortlich machen. Was widersinnig, was verfehlt, was zwecklos, was roh, was wild, was barbarisch ist, das hat der Diktator nicht bloß zu verantworten, sondern es muß auch, da er die höchste und letzte Weisheit

ist, zur höchsten und letzten Weisheit gestempelt werden. Den gläubigen Seelen ist Das ein Leichtes, denn sie finden grundsätzlich die größte Weisheit da, wo sie selbst die größte Absurdität zugestehen. Der Kirchenvater Tertullian hat gesagt: „Christus, der Sohn Gottes, ist gestorben, das glaube ich, denn es ist vernunftwidrig; er ist begraben worden und wieder auferstanden von den Todten, das ist gewiß, denn es ist unmöglich". Wenn wir uns mit einer solchen Todesverachtung des Glaubens ausrüsten, wird es uns nicht schwer werden, jeden Dachziegel, der uns auf den Kopf fällt, als das Werkzeug des wohlthätigen Zwecks anzusehen, uns einen „offenen Kopf" zu machen; da aber nicht Jeder ein Tertullian ist, wird der Ungläubige keinem Zufall Verehrung zollen, der das Gesetz der Schwere auf Kosten seines Schädels vollzog. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß die ganze Natur wie die ganze Geschichte als Anklägerinn gegen die Macht aufsteht, welcher die Theologen und Teleologen die Welt als Werkzeug eines Zwecks überliefert haben. Wir können die furchtbaren Revolutionen übergehen, welche die chaotische Masse des Stoffs durchmachen mußte, bis sie so weit ein Gleichgewicht ihrer Kräfte und Elemente erkämpft hatte, daß sie in geordneten Erscheinungen auftreten konnte; wir wollen diese Kämpfe, von deren Folgen damals noch keine bewußte oder fühlende Wesen betroffen wurden, als ein rohes Spiel gelten lassen, womit sich das Weltbewußtsein amüsirte, als es noch in den Flegeljahren war; wir wollen sogar die Bildung der Weltkörper nach der La Place'schen Theorie als einen Fortschritt der Erziehung ansehen, wodurch der Weltgeist als Turner im Himmels-

raum seine gymnastische Schwungfertigkeit an den Tag legte, als er ein Jüngling wurde. Aber er ist jetzt alt genug, um für die Thaten seines Mannesalters in Anspruch genommen zu werden, und da er uns nach seinem Ebenbilde geschaffen hat, müssen wir als vernünftige und moralische Wesen Aufklärung über seine Vernünftigkeit wie über seine Moral verlangen. Wir könnten ihm aus der ganzen Geschichte der Naturentwickelnng nachweisen, daß dieselbe zum großen Theil gradezu aus verunglückten Versuchen besteht. In der anorganischen wie in der organischen Welt begegnen wir überall Erscheinungen und Ausnahmen, die wie unverwendbare Abfälle der Entwickelung oder wie stümperhafte Experimente dastehen und mit denen die Welt nichts Andres anzufangen weiß, als sie wieder zu vernichten. Zwar ist alle Existenz im Grunde nur Glied einer ewigen Kette des Werdens oder der Veränderung; man kann daher sagen, daß das ganze Leben der Welt nichts Andres ist, als ein ewiger Selbstmord, der zuletzt kein Glied, Sonnen so wenig wie Insekten, verschont, um eine ewige Neubildung zu unterhalten; aber dieser Selbstmord setzt wenigstens ein vorhergegangenes Leben voraus, das sich als individuell einer bestimmten Ordnung einreihte. Jedoch eine Mißgeburt ist so wenig ein Individuum wie eine Sternschnuppe ein Planet ist und der Zweck der Wüste Sahara ist eben so mysteriös wie der Charakter des Polypen. Die Ausgleichung verfehlter Wirkungen, die Wiederverarbeitung mißglückter Proben, die Bestimmung der Gestaltungs- und Entwickelungs-Abfälle scheint mir ein Thema zu sein, dem die Naturforscher bisher zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt haben. Es

kann die Spur zu dem Laboratorium bilden, worin man dem „Schöpfer" hinter die Geheimnisse kommt.

Sobald wir freilich in die Gesellschaft belebter und völlig entwickelter Wesen treten, haben wir bei der Auffindung ihrer Zwecke wenig Schwierigkeit. Die Klapperschlangen haben offenbar den Zweck, die Mediziner auf die Probe zu stellen, ob sie kein Mittel gegen das Gift ihres Bisses finden können, und die Moskiten sollen dazu vorhanden sein, die Christen in der Ergebung zu üben, obschon sie auch die Heiden nicht verschonen. Wozu sind die Spinnen in der Welt? Ohne Zweifel um die Fliegen zu fressen. Und wozu sind die Fliegen da? Um die Spinnen zu füttern und nebenbei die Menschen zu quälen. Alles Das verräth sich ohne viel Nachdenken; räthselhafter schon sind die Zwecke, welche mit dem offenbaren Ueberfluß solcher unschätzbaren Geschöpfe verbunden sind. Neuerdings melden die Zeitungen, daß ein teutscher Naturforscher — ich glaube, in Südamerika — in einem Umkreise von 10 Meilen mit germanischer Gewissenhaftigkeit 600 Arten Fliegen entdeckt und klassifizirt hat. Ich mögte die unmaßgebliche Meinung geltend machen, daß die Christenheit nicht schlechter sein würde, als sie ist, wenn jene 600 Fliegenarten abhanden kamen, wie Ichthyosauren, Dronten und Mastodonten abhanden gekommen sind. Zwar sieht Jeder ein, daß die Heuschrecken dazu vorhanden sind, die Plagen Egyptens vollständig zu machen und den Mormonen die Saat aufzufressen; aber auffallend ist es, daß mitunter vulkanische Eruptionen an Orten entstehen, wo es weder Städte zu zerstören noch Menschen zu begraben gibt. Denn die Geschichte lehrt, daß der weise Zweck der vulkanischen Ausbrüche vorzugsweise in

derartigen Experimenten besteht. Bei Herkulanum und Pompeji hat man Das auch in der Ordnung gefunden und erst als Lissabon durch ein Erdbeben zerstört wurde, hatte der vorwitzige Voltaire, obschon er nicht Atheist war, die Frechheit, nach dem humanen Zweck zu fragen, den die gütige Vorsehung mit jenem Ereigniß verbunden habe.

Noch anschaulicher, als im Reich der Natur, wird uns die Zweckerfülltheit der Welt werden, wenn wir uns im Reich der Kultur, in der Menschengeschichte umsehen. Wenn die Zweckanschauung die richtige ist, so muß sie sich namentlich da bewähren, wo für den Weltzweck das geeignetste Hülfsmittel, nämlich die Vernunft, gegeben ist. Macht die rohe Masse der Natur dumme Streiche, so kann allenfalls zur Entschuldigung ihres Lenkers angeführt werden, daß ihre Rohheit die Sprache seiner Zweckweisheit nicht verstanden habe — nennt ja auch Hegel die rohe Natur einen Abfall von der Idee! —; treibt es aber das Ebenbild dieser Weisheit, das Lieblingsprodukt dieser Idee noch toller, als die rohe Naturmasse, so wird das Räthsel der Zweckberechnung, von welcher das Menschengeschlecht inspirirt worden, zu komplizirt, um seine Lösung in einem preußischen Mißverständniß zu finden.

Mit lebenden Wesen läßt sich ein Zweck am Besten bei ihren Lebzeiten erreichen und da sie ohnehin alle sterben müssen, ist es nicht ganz zweckentsprechend, daß sie sich unter einander vor der Zeit um das Leben bringen. Ich habe an einem andren Orte berechnet, daß, nach einem bescheidenen Anschlag, im Lauf der Geschichte, deren Dauer bloß zu 4000 Jahren angenommen, die Menschen zwei Tausend Millionen Mordthaten unter einander verübt

haben. Man muß gestehen, daß dieß ein eigenthümliches Mittel ist, den großen göttlichen Zweck, nämlich allgemeine Humanität und allgemeines Glück, zu erreichen. Das Mittel wird um so merkwürdiger, wenn wir es vorzugsweise anwenden sehen im Namen der allgemeinen Liebe, welche der große Zweckverfolger des Universums uns direkt durch seinen eigenen Sohn als den wahren Zweck des Menschengeschlechts hat verkünden lassen. Wäre dieser Zweck gradezu mit Hängen und Würgen, Morden und Brennen, Kannibalismus und Bestialität bezeichnet worden, es hätte zu seiner Erreichung nicht mehr geschehen können, als jetzt zur Rechtfertigung der entgegengesetzten Bezeichnung gethan worden ist. Was wollen uns nun die Zweckvertheidiger hierauf antworten? Wollen sie ihren Zweckdirektor zum Universal-Mordbrenner machen lassen? Oder wollen sie ihn dadurch vertheidigen, daß sie behaupten, seine Geschöpfe und Werkzeuge haben gegen seinen Willen gehandelt? Im ersten Fall machen sie ihn zum Scheusal, im letzten zum Idioten.

Ich kann mir weitere Beispiele, aus der Geschichte wie aus der Natur, ersparen, da die mitgetheilten hinreichen zur Beantwortung der ersten der oben gestellten Fragen, nämlich ob in der Welt Alles so eingerichtet sei, daß die Vernunft eine wirkliche Zweckberechnung damit verbinden könne? Die Widersprüche, welche sich bei Beantwortung dieser Frage aufdrängen, lösen sich aber ohne Schwierigkeit, wenn wir sie im Licht der zweiten Frage betrachten: ob nämlich Das, was die gewöhnliche Anschauung als das Werk einer Zweckberechnung ansieht, in Wahrheit etwas Andres sei, als nothwendige Folge einmal vorhandener Ursachen, als bewußtlose Kampferscheinung ringender Na-

turkräfte? Sobald den Dingen der Stempel der Verantwortlichkeit genommen wird, den sie als Werkzeuge einer Alles beherrschenden Zweckweisheit tragen, versöhnt sich der Verstand mit ihnen als unvermeidlichen Resultaten einmal existirender Ursachen und verfolgt mit Unbefangenheit den Verlauf ihrer Entwickelung, die wir uns mit souverainem Bewußtsein zu Nutze machen, wenn auch nicht mit souverainer Macht. Von der andren Seite aber wird es nicht schwer werden, diejenigen Erscheinungen, welche wirklich einem Vernunftzweck entsprechen, ebenfalls als nothwendige Folgen vorhandener Ursachen zu erkennen.

Die Zweckanschauung stammt aus der nämlichen Kindheitsperiode der Menschheit, aus welcher die theologische Anschauung stammt und sie ist von ihr untrennbar. In dem nämlichen Moment, worin der schwache, der Natur unkundige Mensch hinter der blitzenden Donnerwolke einen Weltherrscher fürchten lernte, der ihn bedrohte, in dem nämlichen Moment lernte er hinter allen Erscheinungen, die seinem Interesse entsprachen, von deren Ursachen er aber keinen Begriff hatte, den Zweck eines weisen Lenkers suchen. Die Uebertragung des menschlichen Bewußtseins und der menschlichen Verhältnisse auf die Natur war die Quelle aller falschen Weltanschauung, welche so manches Jahrtausend die Menschheit beherrscht hat und sie zum größten Theil noch jetzt beherrscht. Daß Dasjenige, was dem kindlichen Blick als Ausdruck einer Berechnung, eines Willens, eines Zwecks in der Natur erschien, nothwendig so und nicht anders sich gestalten mußte, da einmal die Bedingungen dieser Gestaltung vorhanden waren, konnte der Mensch natürlich erst zugestehen lernen, nachdem er

in jene Bedingungen durch Naturstudium eingedrungen war, es mußte ihm aber in dem Grade räthselhaft erscheinen, als er die Bedingungen nicht selbst in der Gewalt hatte. Die Schwierigkeit, die großartigen Verhältnisse der Natur zu überschauen und den Zusammenhang ihrer komplizirten Erscheinungen zu erkennen, mußte natürlich vor dem befangenen Geist die Wunderbarkeit ihrer Einrichtung erhöhen; als sich aber allmälig diese Wunderbarkeit vor dem Blick der Forschung in Gesetzmäßigkeit auflöst'te, war der nächste Schritt der Erkenntniß immer noch nicht die Einsicht in die Natur *nothwendigkeit* der beobachteten Erscheinungen, sondern die Bewunderung der vermeintlichen Weisheit, welche sie angeordnet haben sollte. Hinter den der Natur inwohnenden Gesetzen mußte durchaus noch eine Gesetzgebung, hinter den Resultaten ihrer Entwickelung eine Zweckberechnung gesucht werden. Je einfacher und alltäglicher sich die Erscheinungen der Natur darstellen, desto weniger bringen sie den Menschen auf den Gedanken an einen Zweck; sobald aber seine Erkenntniß Schwierigkeiten findet, oder der Gegenstand derselben ungewöhnliche Dimensionen annimt, steht sofort ein Zweck als Gespenst dahinter. Daß ein Stein den Berg hinabrollt, bringt Niemanden auf Zweckbetrachtungen; daß aber die Sterne im Weltenraum umherrollen, ist das Werk einer Zweckeinrichtung. Und doch ist das Rollen der Sterne eben so einfach und nothwendig wie das Rollen des Steines. Daß Salzwasser beim Verdunsten Krystalle zurückläßt, halten wir nicht für das Werk eines Zwecks; das Entstehen eines organischen Gebildes aber muß auf eine weise Berechnung zurückgeführt werden, obschon wir den einen Prozeß so wenig erklären

können wie den andern. Die Bildung eines Planeten ist im großen Weltganzen eben so einfach wie die Bildung eines Thautropfens an der Blume. Der Thautropfen aber, den wir mit dem Finger verwischen können, bringt uns auf keine Studien der Weltweisheit, während der Planet von einer unergründlichen Weisheit durch die Lüfte gelenkt werden soll, wo wir ihm freilich nicht folgen können. Je weniger Naturerkenntniß und Naturbeherrschung, desto mehr Zwecke. Was Nothwendigkeit ist, muß Absicht, was Folge ist, muß Berechnung sein. Es gibt Nichts in der Natur, das nicht eine Wirkung wäre und zugleich eine Wirkung ausübte, also mit dem Ganzen in passiver und aktiver Kausalverbindung stände. Ersetzt man das Wort Wirkung durch das Wort Zweck, so hat natürlich Alles seinen Zweck oder vielmehr es erfüllt ihn. Aber diese Zweckerfüllung ist nicht das Werk der Berechnung, die der Mensch in sie hineinlegt. Selbst nachdem der Mensch die Wirkung einer Ursache erkannt hat, versetzt er doch noch, der alten Gewohnheit folgend, sich selbst an die Stelle der Ursache, haucht ihr seine Absicht ein und staunt dann die Wirkung als Zweckerreichung an. Indem er ein Gesetz der Natur erkennt und dasselbe mit seiner Vernunft übereinstimmend findet, schließt er, es müsse auch eine Vernunft hinter dem Gesetze stecken. Statt das Gesetz der Natur auszulegen, legt er sein eigenes hinein und macht es dann zu einem Gespenst. Weil er in Beziehungen zur Welt steht, muß die ganze Welt in Beziehungen zu ihm stehen. Weil er die Welt im Auge hat, muß die Welt ihn im Auge haben. Weil er durch die Welt seine Zwecke erreicht findet, legt er ihr auch seine Zwecke unter. Weil ihm der Apfel schmeckt, ist das

Schmecken der Zweck des Apfels oder Dessen, der ihn soll geschaffen haben. Er macht die Welt förmlich zu einer Schule und legt in die Uebereinstimmung der Dinge gradezu einen didaktischen oder pädagogischen Plan, welcher es auf die Verehrung der Zweckmäßigkeit des Vorhandenen durch die Menschenkinder abgesehen hat. Er geht in der Umkehrung der Begriffe so weit, daß er unumgängliche Existenzbedingungen zu Zwecken einer Existenz macht. Wenn ein Thier von Ungeziefer lebt, wie der Kuckuk, weil diese Nahrung seiner Konstitution entspricht, so ist der Zweck der Existenz des Kuckuks die Vertilgung des Ungeziefers.

Ich las neulich in einem wissenschaftlichen Buche, wie weise Gott den Weltplan entworfen, und fand als Beleg dazu folgende Stelle aus dem Werke des Franzosen Guyot über „Grundzüge der Erdenkunde" zitirt:

„Man bringe, sagt ein neuerer Naturforscher, die Anden an die atlantische Meeresküste, so wird der mit Wasser reich beladene Passat davon angehalten und ausgetrocknet, ehe er in's Land dringen kann; die Hochebenen Brasiliens, die endlosen Ebenen des Amazonenstroms wären nichts als verbrannte, ewig todte Wüsten, ganz Südamerika würde seinen Charakter verlieren. Vereinigen wir alle Inseln und Halbinseln Europa's mit seinem Hauptkörper zu einer kompakten Masse, so werden wir ein Neuholland haben mit all' seiner schrecklichen Einförmigkeit; man bringe die Halbinseln in den Norden, so wird aus Italien und Griechenland ein Skandinavien, aus Indien ein Kamtschatka. Man stelle Europa an den Osten Asiens und es wird zu einer frostigen Halbinsel; eine Festlandsvertiefung von nur einigen hundert Fuß wäre

die Ursache von dem Versinken eines großen Theils von Asien und Europa in den Fluthen des Meeres" u. s. w.

Sehen Sie, das ist die Art, wie die fromme „Wissenschaft" die weise Zweckhaftigkeit der Weltordnung demonstrirt, und sie macht noch immer Geschäfte damit. Könnte sie nicht eben so wohl jedes sonstige unmögliche Arrangement in der Natur veranstalten, um die Zweckmäßigkeit des allein Möglichen darzuthun, ja könnte sie nicht eben so gut sagen: wenn der Himmel einfiele, wären wir alle todt, deshalb danken wir Gott, weil er die Welt so schön eingerichtet hat, daß der Himmel nicht einfällt? Oder wäre es absurder, wenn ich sagte: existirte Europa nicht, so hätten wir dort nicht die Revolution verpfuschen können, und existirte New-York nicht, so könnten wir hier keine „N. Y. Staatszeitung" lesen? Oder könnte die fromme Wissenschaft etwas dawider haben, wenn ein Naturforscher demonstrirte, wir könnten keine Beafsteaks mehr essen, wenn sich das Rindvieh in Meerschweine verwandelte, und wenn wir, die wir hier beisammen sind, Austern wären, so würden wir gegessen werden, statt den Zweck der Welt zu erörtern? Wie weise ist daher die Welt eingerichtet, daß die Beafsteaks-Lieferanten keine Meerschweine und daß die frommen Leute keine Austern sind!

Sie werden von der Mammouthhöhle in Kentucky gehört haben. In dieser ungeheuren Höhle herrscht ewige Nacht; aber wenn auch ohne Licht, ist sie nicht ohne Leben. Ein kleiner unterirdischer Fluß, der sie durchströmt und sich dann verliert, enthält eine Menge Fische, Krebse u. s. w. Alle diese Thiere aber haben keine Augen. Ein

Zweckphiloſoph würde Ihnen lehren, daß zu einem Fiſch und einem Krebs auf jeden Fall Augen gehören, welche den Zweck des Sehens haben. Nun lehrt aber die Mammouthhöhle, daß nicht der Zweck des Sehens, ſondern die Möglichkeit des Sehens die Augen macht, mit andren Worten: daß unter entſprechenden Bedingungen an organiſchen Weſen das Licht die Augen erzeugt oder die Dunkelheit ſie unterdrückt, daß ſie nicht das Werk einer innern Anordnung, ſondern einer äußern Nothwendigkeit ſind. Wo gibt es ein künſtlicheres, ſeinem Zweck mehr entſprechendes Werkzeug, als das Auge? Und dieſes künſtliche Organ iſt das Werk äußerer Bedingungen! Stürzte die Mammouthhöhle heute ein, ſo daß ihr Styx von der Sonne beſchienen würde, ſo hätten deſſen Bewohner nach einigen Jahren Augen. Jetzt wird bei ihnen mittelſt des ſogenannten Vicarirens der Sinne wahrſcheinlich die Naſe den Dienſt der Augen vertreten, um dadurch abermals den Beweis zu liefern, daß die ausgleichende Kraft und das ausgleichende Bedürfniß der Natur ſich aus der Verlegenheit helfen kann auch ohne die Inſpiration eines Zweckmachers. Die fromme Wiſſenſchaft aber wird vielleicht die Blindheit der Fiſche in der Mammouthhöhle benutzen um zu beweiſen, daß die Weisheit des Schöpfers nichts Ueberflüſſiges ſchafft.

So viel zur Beantwortung der in der Einleitung aufgeworfenen Fragen. Betrachten wir die Generalfrage jetzt von einem allgemeineren Standpunkt.

Von einem Zweck kann nur die Rede ſein, wo ein Bewußtſein, eine Berechnung und ein Wille exiſtirt. Die Frage, ob die Welt einen Zweck habe, iſt daher gleichbedeutend mit der Frage, ob ein denkendes Weſen die ganze

Welt, nicht bloß einzelne Theile derselben, zu irgend einem allgemeinen Zweck lenke und beherrsche. Nun ist es klar, daß ein allgemeiner Zweck der Welt nicht anders gedacht werden kann, denn als ein Endzweck. Die Erreichung eines Endzwecks aber wäre gleichbedeutend mit dem Ende der Welt. Da indessen die Welt nur als ewig gedacht werden kann, fällt ihr Endzweck und damit ihr allgemeiner Zweck zu Boden. Eine Reihe von Folgen ohne Endfolge läßt sich denken, nicht aber eine Reihe von Zwecken ohne Endzweck, weil dieselben ein bis auf ihre definitive Erreichung ausgedehntes Bewußtsein voraussetzen. Einzelne Zwecke endlicher Wesen kann der Geist in beliebiger Zahl sich vorstellen, ohne an eine Grenze der Weltentwickelung zu stoßen; ein Gesammtzweck der Welt aber schließt nothwendig in einem gewissen Zeitpunkt, der seine Erreichung bezeichnet, die Entwickelung der Welt mit einem Ringe ein, der die Aussicht in eine Ewigkeit sperrt.

Wenn ein Baumeister ein Haus bauen will, so macht er zuvor seinen Plan und weiß, ehe der Bau noch begonnen, dessen Vollendung bis in alle Theile zu berechnen. Diese Vollendung aber war sein Endzweck, mit dessen Erreichung seine Aufgabe aufhört. Der Baumeister der Welt — dieß verlangt die theologische und teleologische Anschauung — muß ebenfalls seinen Plan im Voraus bis in jedes Detail entworfen und die Vollendung seines Baues im Voraus als seinen Zweck, seinen Endzweck aufgestellt haben. Hätte er nicht von vorn herein die Vollendung im Auge gehabt, so würde er keine planmäßige Uebereinstimmung in die Einzelnheiten haben bringen können. Die Vollendung des Weltenbaues aber heißt

Aufhören der Weltentwickelung, heißt allgemeiner Stillstand oder Tod, heißt Beginn des Weltuntergangs und Weltuntergang ist eben so widersinnig wie Weltanfang.

Es ist also klar, daß der Begriff des Zweckes selbst seine Anwendung auf die Welt ausschließt. Die Welt kann keinen Zweck haben, weil sie kein Ende haben kann. Dagegen macht die ewige Entwickelung, in welcher fort und fort die bewußten Wesen ihre vergänglichen Zwecke an die vorhandenen Bedingungen ihrer Erreichung knüpfen, dem Fassungsvermögen nicht die mindeste Schwierigkeit. Der allgemeine Strom der Weltentwickelung hat keinen Zweck: er ergießt sich bewußtlos in den Schranken der Nothwendigkeit in das unendliche Meer der Zeit; aber seine bewußten Beschiffer haben ihre Zwecke, zu deren Erreichung der Strom ihnen bloß als Mittel dient.

Dieß führt uns auf den eigentlichen Mittelpunkt oder das praktische Resultat der Frage. Nachdem der Zweck der Welt beseitigt ist, bleiben nur Zwecke der bewußten Wesen übrig, welche sie bewußtlos erzeugt hat. Wir haben es demnach bloß mit unsern eigenen Zwecken zu thun. Bei dieser Abgrenzung darf uns auch der Umstand nicht irre machen, daß uns die Welt eine Stufenleiter darbietet von Dem, was wir unvollkommen nennen, zu dem immer Vollkommeneren — eine Leiter, die kein Ende hat und welcher die Entwickelung immer weitere Stufen ansetzt. Auch dieß ist keine Sache des Zwecks, sondern eben so wohl eine Sache der Nothwendigkeit wie der einfachste Prozeß der Physik. Die Welt kann den sogenannten Fortschritt so wenig unterlassen wie die Bewegung. Existiren und sich bewegen resp. fortschreiten ist ein und Das-

selbe; Eins kann ohne das Andre nicht gedacht werden. Ein Stillstehen des großen Uhrwerks, ein Pausiren der Kräfte, ein Einschlafen des Lebens ist a priori ein Ding der Unmöglichkeit. Aber der ewigen Weltbewegung mit Bewußtsein folgen und Zwecke mit ihr verbinden kann nur der Mensch. Diese Zwecke sind indeß nur Selbstzwecke, sie erstrecken sich nicht, wie die des edlen, aufopfernden, uneigennützigen Weltgeistes, der für sich selbst gar nichts will, auf ein fremdes Objekt, auf die Welt. Die Welt ist des Menschen Mittel und Weltzwecke fördern zu wollen ist für ihn gar kein Gesichtspunkt. Für ihn existiren nur Welt g e s e t z e, da er ohne deren Kenntniß und Befolgung seine Zwecke nicht erreichen kann. „Die Natur", sagt Bacon, „wird beherrscht nur durch Gehorsam". In so fern können auch die menschlichen Zwecke als eine Reihe von Folgen dargestellt werden. Was wir Zwecke nennen, sind immer bloß einzelne Strebensziele, zu deren Erreichung wir aber nur in dem Bewußtsein von allgemeinen Folgen gelangen, die sich mit logischer Nothwendigkeit aus den Prämissen ergeben. Die Natur hat Ursachen und Folgen, die Kultur hat Mittel und Zwecke, welche aber gebunden sind an das Gesetz der Ursachen und Folgen. Die Kultur wird deshalb so gut vom Drang der Nothwendigkeit vorwärts geschoben wie die Natur und wie bei der Entwickelung dieser pflegt man auch bei der Entwickelung jener Folgen und Zwecke zu verwechseln. Wer in die Vergangenheit blickt, kann sehr weise die Gegenwart als deren Zweck demonstriren, während sie nur ihre Folge ist. Wer jetzt die Geschichte rückwärts schreibt, kann ganz hübsch auseinandersetzen, wie zweckentsprechend der Weltgeist das Judenthum dem Christenthum, das Egypterthum dem

Griechenthum, das Griechenthum dem Neugriechenthum, das Römerthum dem Mittelalter und das Mittelalter der neuern Zeit hat vorhergehen lassen, während die nachfolgende Entwickelungserscheinung immer nichts Andres war, als eine nothwendige Folge der früheren Vorgänge und Kulturerrungenschaften. Es ist, als wollte ein Erwachsener behaupten, er sei Kind gewesen, um Jüngling und Mann zu werden, während er eben als Jüngling und Mann nicht existiren könnte, wenn er nicht Kind gewesen wäre.

Liegt nun aber darin, daß wir, nachdem wir den fabelhaften Weltzweck beseitigt und uns selbst von ihm losgemacht haben, auch unsre eigenen Zwecke an die Gelegenheiten einer willenlosen Entwickelung der Welt binden und mit Folgen kopuliren, liegt darin eine Beschränkung unserer Aussicht und eine Vernichtung unserer Freiheit? Grade das heißt alle Freiheit aufheben, daß man die Entwickelung der Welt und damit die unsrige an die Schnur eines vorher festgesetzten Zweckes reihen will, statt sie von dem wechselreichen aber folgerechten Spiel ihrer Kräfte abhängig zu machen. Grade darin besteht die erhebende Aussicht der Welt- und Menschen-Entwickelung, daß sie auf eine Reihe von Folgen verwiesen ist, die sowohl der Art wie der Zeit und der Zahl nach in's Unendliche geht und daher, wenn sie auch die Bahn unveränderlicher Gesetze einhält, fortwährend ein unübersehbares Material der Neuschöpfung vor sich hat. Die Möglichkeiten der Kombination von Stoffen und Kräften in der Natur und der daraus hervorgehenden Erscheinungen sind gar nicht zu erschöpfen und eben so wenig die Möglichkeiten der Kombination geistiger Kräfte und

Schöpfungen. Diese Unerschöpflichkeit bildet eben den Weg der ewigen Entwickelung. Weil aber diese Entwickelung keinen Abschluß kennt und ihre Mittel wie ihre Resultate unübersehbar sind, muß auch jede systematische Auffassung derselben beschränkt sein und jedes philosophische System, das nicht eine Oeffnung in die Unendlichkeit hat so groß wie ein Sonnensystem, ist von vorn herein eine Bornirtheit. Es muß seine Basis feststellen, darf aber nicht seinen Gesichtskreis beschränken wollen, indem es Grenzen für die Entwickelung sucht.

Das Gebiet der künftigen Entwickelung mögte ich mit einem unerforschten und endlosen Urwalde vergleichen, der in einer unendlich verschiedenen und stets sich erneuernden Vegetation ein unermeßlich reiches Leben und Material für die Kultur darbietet. Die Geschichte der Menschen ist das ewige Vordringen der Pioniere, welche das Land klären, das Holz verwenden, die Früchte erndten, die Jagd ausbeuten und die neuen Erscheinungen der Natur erforschen. Was sie aber bei ihrem Vordringen thun und unternehmen, das hat weder ein göttlicher Pionier zur Probe im Voraus gethan, noch weiß es ein menschlicher im Voraus zu berechnen. Die Zwecke ergeben sich bei jedem Schritt, der vorwärts gethan wird, und sie finden sich eben so oft durch Entdeckung der Mittel ein, wie die Mittel zur Erreichung der Zwecke gesucht werden. Wo die Pioniere, ohne an ein Weiteres zu denken, heute ein Wild erlegt, morgen eine Blockhütte gebaut, übermorgen einen Kohlenmeiler aufgethürmt oder ein Maisfeld angelegt haben, da legen die Nachfolgenden vielleicht nach einem Jahr eine Stadt an und bauen später Paläste und

Museen, von denen kein irdischer oder überirdischer Baumeister je geträumt hatte. Als Adam und Eva im Paradiese vom Apfelbaum aßen, stand es da geschrieben, daß Shakespeare und Göthe sollten geboren werden? Auch ohne diesen Trost lesen wir ihre Gedichte und wenn sie noch größere Nachfolger haben sollten, so werden diese uns später entschuldigen, daß selbst unsre vertrautesten Freunde der Vorsehung im Jahr 1857 ihre Namen noch nicht gewußt haben.

Zum Schluß erlauben Sie mir noch einen kurzen geschichtlichen Ueberblick über die Entwickelung der materialistischen Weltanschauung. Die Frage nach dem Zweck der Welt ist im Grunde schon entschieden, je nachdem sie vom theologischen oder vom materialistischen Standpunkt aus gestellt wird. Theologie und Teleologie — Gotteslehre und Zwecklehre — sind, wie schon früher bemerkt, unzertrennlich. Ein Weltherrscher ohne Weltzweck ist so wenig denkbar wie ein Weltzweck ohne Weltherrscher. Zu den Theologen rechne ich der Kürze halber — etwa mit Ausnahme Spinoza's, der die Kunst erfunden hat, aus der Welt einen „Gott" ohne Zweck zu machen — auch die Philosophen des „Idealismus", diese Phantasien des Denkens, denn ob ich hinter der Welt eine bloße lustige Idee suche, durch welche sie beseelt und bestimmt werden soll, oder ob ich aus dieser Idee ein Portrait mit einem Bart mache und es Gott nenne, das kommt in der Hauptsache auf das Nämliche hinaus. Die Theologie ist die Philosophie des „Idealismus" (richtiger des Spiritualismus) mit Bildern. Genug, wenn ich die Welt als Theologe betrachte, muß ich sie nothwendig mit einem Zweck ihres Urhebers beseelen; betrachte ich sie aber als

Materialist, so wittere ich hinter der, mir vollkommen genügenden Thatsache ihrer ewigen Existenz keinen unmöglichen Ursprung, sondern suche die Gesetze ihres Lebens zu erforschen und erkläre ihre Erscheinungen einfach als die nothwendigen Wirkungen bestehender Ursachen. Da der Glaube leichter ist als die Erkenntniß und die Phantasie schneller läuft als die Wissenschaft, braucht man sich nicht zu wundern, daß die theologische Anschauung der Welt bisher die allgemeine gewesen und die materialistische nur dann und wann gleichsam als Fahne für eine aufgeklärtere Zukunft durch kühne Geister aufgestellt worden ist. Im Alterthum waren es hauptsächlich Demokrit, Leukipp, Diagoras und Epikur — als dessen Hauptanhänger unter den Römern Lucretius* zu nennen ist —, welche die Welt ohne spiritualistischen Gespensterglauben aus natürlichen Gründen zu erklären suchten. Demokrit nahm nicht, wie Plato, Aristoteles u. s. w., eine kräftelose Materie an, über deren Wassern der formende Geist schwebt, sondern er lehrte, daß die Materie von Ewigkeit her existire, daß Materie und Kraft unzertrennlich seien, daß mit der Materie die Kräfte, durch welche sie sich gestaltet, stets verbunden gewesen u. s. w. Er suchte daher der Natur durch die Annahme von Atomen beizukommen und nach Bacon lag sein Fehler bloß darin, daß er die Atome, etwa wie Leibnitz die Monaden, metaphysisch voraussetzte, statt sie — was freilich für seine Zeit eine Un-

* Unter den spätern Italienern wäre eigentlich nur Vanini als hierher gehörig zu nennen. Er wurde 1619 zu Toulouse als „Atheist" verbrannt. Cardano (1576) war ein Phantast.

möglichkeit war und auch im Grunde auf eine Illusion hinauskommt — physisch aufzusuchen.

Derjenige Geist, welcher in neuerer Zeit dem Materialismus am Entschiedensten, wenn auch nicht mit erklärter Absicht, vorgearbeitet hat, ist Bacon, der Autor des „neuen Organon der Wissenschaften" und Gründer der s. g. realistischen Philosophie, ein Geist, der wenige seines Gleichen in der Geschichte findet. Bacon geht von keinem „Idealismus", sondern mit kühner Entschiedenheit gradezu von der Physik aus. Seine Philosophie will die Natur erkennen um sie zu beherrschen, um sie zu den Zwecken der Menschheit zu benutzen, wozu namentlich die Erfindung das Mittel sein soll. „Die Naturwissenschaft, sagt er, ist die Mutter aller Wissenschaften". Um aber zur Naturwissenschaft zu gelangen, will er die Natur nicht mit dem menschlichen Maß gemessen wissen. Was der Mensch von seinem Standpunkt in die Natur hineinlegt, die menschlichen Analogien bei der Naturerklärung, nennt er Idole. Es ist falsch, wie er sich ausdrückt, den menschlichen Sinn für das Maß der Dinge zu halten; der Mensch ist nicht das Maß der Dinge. (Dieß kann indeß nur in gewissem Sinne richtig sein, denn hätte der Mensch nicht das Maß der Dinge in sich, so wäre er auch keiner richtigen Erkenntniß fähig.) Deshalb lobt er Demokrit und Andere, „welche Gott und Geist von der Bildung der Dinge fernhielten, die Weltordnung aus einem Spiel der Naturkräfte erklärten und die Ursachen der einzelnen Erscheinungen aus einer materiellen Nothwendigkeit, ohne alle Einmischung von Zwecken, herleiteten". „Die Untersuchung der Zwecke, sagt er,

ist unfruchtbar und kinderlos wie eine gottgeweihte Jungfrau".

Mit der Verwerfung der Zwecke in der Natur ist auch die Verwerfung der s. g. Endursache verbunden, von welcher die Zwecke ausgegangen sein sollen. Deshalb sagt Bacon: „Sobald sich die Endursachen in das physikalische Gebiet eindrängen, wird die Provinz dieser Wissenschaft jämmerlich verwüstet".

Lebte Bacon heutzutage, er würde wahrscheinlich ein Hauptphilosoph und erklärter Vertreter des Materialismus sein, wenn auch sein englischer Utilitätsstandpunkt und seine realistische Abstutzung ihn unfähig machen würden, den Idealismus mit dem Materialismus vollständig zu versöhnen und zu verbinden. Durch seine Zeit aber hat er sich Konzessionen abnöthigen lassen, die unmöglich aus seiner Ueberzeugung hervorgehen konnten, da sie mit dem Hauptinhalt seiner Philosophie in direktem Widerspruch stehen. Indem er von der einen Seite entschieden dem Materialismus vorarbeitete, ja ihm das Wort redete, ließ er auf der andren die Metaphysik und Theologie ruhig bestehen. Er suchte sich zu helfen, indem er der Wissenschaft und der Religion besondre Gebiete anwies: um für jene freie Hand zu haben, ließ er dieser ebenfalls freie Hand und behauptete, sie hätten nichts mit einander zu schaffen. Bacon war kein Charakter, er huldigte ebenfalls stark der „List der Idee", die Hegel preis't und wodurch die Philosophen sich so oft auszeichnen, und so wenig die königlich preußischen Philosophen Kant und Hegel am entscheidenden Punkte die Konsequenzen ihrer Lehre zu übernehmen wagten, so wenig wagte es der königlich englische Staatskanzler Bacon.

Trotz dem ist er es, auf dessen Philosophie die französischen Enzyklopädisten und Materialisten eben so wohl fußen wie der Sensualist Locke und der Skeptiker Hume, so daß auf Bacon die neuere Fortbildung des Materialismus füglich zurückgeführt werden kann.

Unter den Engländern nach Bacon hat dem Materialismus den größten Dienst Locke geleistet durch Aufstellung seiner Erfahrungsphilosophie. Er vernichtet die Phantasien von „angeborenen Ideen" und führt die Funktion des Geistes auf Verarbeitung des Stoffes zurück, den ihm die Sinne aus der materiellen Welt zugeführt haben. Da es aber der englischen Natur, die sich selten mit mehr als einer einzelnen Frage oder einer Seite derselben beschäftigen kann, versagt ist, radikal und umfassend zu Werke zu gehen, ließ auch Locke die Konsequenzen seiner Philosophie fallen und den Gott mit seinen Zwecken ruhig bestehen.

Entschiedener, konsequenter und radikaler führten die Franzosen die materialistische Doktrin weiter. Der Abbe Condillac ging über Locke in so fern hinaus, als er die Reflexion, welche dieser neben der Sinnenwahrnehmung als Erkenntnißquelle bestehen ließ, umwarf und alle geistige Thätigkeit gradezu zu einer Fortsetzung der Sinnenfunktion machte. Er hob auch die Schranke auf, wodurch der Mensch sich als ein geistbegabtes Wesen vom Thier zu unterscheiden sucht, und behauptete, daß ihr Unterschied nur im Grade der Vollkommenheit liege. Uebrigens drang auch Condillac nicht bis zum erklärten Atheismus und Materialismus durch.

Helvetius begnügte sich, die Philosophie der Erfahrung und der Sinnlichkeit auf die Moral anzuwenden,

indem er aller intellektuellen Thätigkeit wie allem Handeln den Egoismus oder das Interesse zum Grunde legte und damit die Foderungen der Moral wollte in Einklang gebracht wissen.

Voltaire's Verdienst bestand hauptsächlich in der Bekämpfung des Christenthums. Im Uebrigen verlangte und glaubte er einen Gott und Unsterblichkeit der Seele.

Die letzte leugnete Diderot; dabei war er aber Deist oder Pantheist.

Mit voller Entschiedenheit, wenn auch mit Frivolität, trat endlich für den Materialismus der Arzt La Mettrie in die Schranken, der 1751 in Berlin starb, wo Friedrich II. seine Leichenrede verfaßte. Er leugnet Gott wie Unsterblichkeit der Seele und findet den Geist bloß im Gehirn, dem der Denkmuskeln zuschreibt wie die Beine Muskeln zum Gehen haben. Lebensgenuß ist seine Moral.

Im Jahr 1770 erschien das berühmte, aus dem philosophischen Zirkel des Barons Holbach stammende Système de la Nature, welches alle Doktrinen der vorhergegangenen Atheisten und Materialisten zusammenfaßt, in konsequente Verbindung bringt und weiter ausführt. Es geht davon aus, daß Alles in der Welt Materie und Bewegung ist und daß diese, sich äußernd als Anziehung und Abstoßung, alle Kombinationen und Erscheinungen zu Wege bringt. Gottglaube und Religion ist ihm ein Gift und Rücksichten der Furcht sind das Haupthinderniß der Zerstörung derselben. Der Verfasser des Systeme scheint aber an dieser Furcht ebenfalls gelitten zu haben, denn er hat seinen Namen nicht genannt

und ist nicht mit Sicherheit anzugeben, wahrscheinlich aber Holbach selbst.

Unter dem Spuk, den die früheren Realisten, Sensualisten und Materialisten im Reich der kosmischen Gespensterlehre noch übrig ließen, hat der neueste *teutsche* Materialismus vollständig aufgeräumt. Er hat *alle* Rücksichten, welche der Wahrheit noch Eintrag thaten, abgeworfen und ist bei der Revision früherer Untersuchungen mit wissenschaftlicher Gründlichkeit zu Werke gegangen. Es sind namentlich die Untersuchungen über den Geist, welche die übrig gebliebenen Nebel zerstreut haben. Nachdem einmal unzweifelhaft festgestellt ist, daß Dasjenige, was wir Geist, Verstand, Vernunft, Seele u. s. w. nennen, nur im organischen Wesen möglich und daß der Sitz des selbstbewußten Geistes, so weit unser Gesichtskreis reicht, das menschliche Gehirn ist, seitdem nicht bloß Dieß bis zur Evidenz gemeinverständlich erwiesen worden, sondern auch die Art der Gehirnoperationen wissenschaftlich dem Verständniß näher gebracht ist, fallen alle Spekulationen über außermenschlichen Geist und außermenschliche Zwecke der Welt von selbst zusammen. Kein klar denkender Mensch, der die Schriften der teutschen Materialisten gelesen, läßt sich noch einbilden, daß in Lüften, Wassern, Erden und Steinen deshalb Geist und Zwecke thätig seien, weil physikalische Kräfte in ihnen thätig sind, und was er in den Erscheinungen der Natur so genannt Vernünftiges erkennt, das erklärt er einfach als das unumgängliche Resultat der Verbindungen und Kämpfe einmal vorhandener Naturkräfte, welche endlich ein beruhigendes Gleichgewicht erlangt, die Grenzen der erzeugten Gestaltungen gezogen und dadurch gleichsam

Frieden geschlossen haben, bis ein neuer Kreislauf wieder neue Gestaltungen hervorbringt. Da das so genannt Vernünftige, das Logische und Uebereinstimmende in der Welt die einzige Möglichkeit ihrer Existenz bedingt, so ist Sein und Vernünftigsein identisch und Diejenigen, welche die zweckverfolgende Weisheit der „Schöpfung" bewundern, wundern sich dadurch im Grunde bloß über das Existiren der Welt.

Ein Hauptverdienst des teutschen Materialismus besteht darin, daß er, indem er die Weltanschauung auf einen festen Boden stellt und allem spiritualistischen Gespensterglauben den Garaus macht, dennoch den Idealismus nicht einseitig negirt, sondern ihn der materialistischen Doktrin einverleibt. Er läßt alles Haltbare des Idealismus bestehen, aber er leitet ihn als ergänzendes und verschönerndes Produkt aus der Materie her, bringt ihn mit ihr in Uebereinstimmung, hebt dadurch den alten Zwiespalt auf und verschafft der idealen Welt einen um so festern Halt, während die Spiritualisten das umgekehrte Experiment machen und dadurch eine allgemeine Verwirrung in die Welt bringen. Der aus der materialistischen Anschauung entwickelte Idealismus ist der allein gesunde und ohne zur Frivolität zu führen, wie der cynisch einseitige Materialismus, adelt er das Materielle und begründet er das Ideelle. Derjenige Materialismus ist der wahre, durch den die ideelle oder geistige Welt nicht Schaden leidet. Aber die geistige Welt ist nicht die phantastische oder spiritualistische, wie die sittliche nicht die religiöse ist.

Wir sehen also, daß der Materialismus durch die Griechen begründet, durch die Engländer vermittelt, durch

die Franzosen ausgesprochen und durch die Teutschen bis zu seinen letzten Konsequenzen durchgeführt worden ist.

Das Schlepptau, an welchem die Menschheit bisher von einem eingebildeten Weltzweck in nebelhafte Traumregionen fortgezogen wurde, ist durch den Materialismus vollständig gekappt und wir schiffen jetzt selbstständig auf dem Ozean des Universums umher, allein gelassen mit unserm Kompaß, unserer Intelligenz, unserer Kraft, unserer Selbstbestimmung, unsern Zwecken. Allein gelassen — das deutet unsere neue Stellung, unsere ganze Aufgabe inmitten dieser sternenvollen Unendlichkeit an. Die Frommen werden sagen, das sei eine trostlose Stellung, als vernunftbegabtes, souveraines Wesen allein gelassen zu sein in einer Welt voll Kräfte und keinen Rückhalt, keine Gesellschaft und keinen Herrn mehr zu finden in einer Welt voll Gespenster. Es gibt sogar Leute, welche den Atheisten und Materialisten den Vorwurf machen, sie nähmen dem Menschen den Glauben, gäben ihm aber nichts dafür zurück. Schon Diderot oder Helvetius sprach von Patienten, welche, nachdem der Arzt sie von einer Krankheit befreit, ihn fragten, was er ihnen denn nun an die Stelle gebe? Es fehlt bloß, daß ein Augen-Kranker dem Operateur, der ihm den Staar gestochen, einen Entschädigungsprozeß an den Hals hängt. Wer die freie, stolze, klare und feste Stellung des Materialisten trostlos nennt, weil er das Nichtexistirende verwirft und das Existirende dafür um so energischer erfaßt, dem kann ich nur antworten, was ich vor zehn Jahren dem Burschenschaftskaiser Follen in Zürich geantwortet habe. Follen hatte Ruge und mich der Züricher Polizei in wohl-

klingenden Sonnetten als „Atheisten und Nihilisten" denunzirt. Wir antworteten ihm und der Polizei in einer Reihe von Epigrammen, von denen das folgende als Schlußwort dieses Vortrags dienen mag:

Wir haben uns rein auf das Nichts gestellt,
Uns macht nur das Nichts Plaisir:
Wir nehmen bescheiden die ganze Welt —
Das Uebrige gönnen wir dir!

Die Zukunft.

(1865.)

Am Thore des Zeitgebiets, das wir die Zukunft nennen, steht die unergründliche Urne, in welche der erwartungsvolle Mensch täglich seine Fragezettel wirft, um Aufschluß über sein Schicksal, oder über den Gang der Weltereignisse zu erlangen. Mögen die Antworten, die er aus der Urne zieht, ihn befriedigen oder nicht, er läßt nicht ab zu fragen, er bleibt an die Urne festgebannt, denn die Zukunft beherrscht ihn mit allen seinen Gedanken und Wünschen und hat er nichts von ihr zu erbitten, so hat er irgend etwas von ihr zu fürchten. Die Zukunft ist die Mutter aller seiner Hoffnungen, die Quelle aller seiner

Befürchtungen, das Fruchtfeld für alle seine Saaten, die Arena für alle seine Bemühungen, das Arsenal für alle seine Kämpfe und zuletzt der Kirchhof für alle seine Aussichten und Errungenschaften. Sie ist der Pol, nach dem seine Magnetnadel weis't, sie ist die Höhe, nach welcher sein Streben ringt, sie ist der Abgrund, vor dem seine Seele erbebt. Die Zukunft, die für den bequemen Gläubigen mit Hölle oder Himmel endigt, ist für den Ungläubigen das Räthsel und Problem, an dem sich seine Weisheit und sein Muth erprobt. Wer nur in der Zukunft lebt, ist ein Schwärmer oder Visionair; wer aber nicht in die Zukunft blickt, ist ein Gedankenloser oder ein Thor. Sie mit zeitiger Vorausberechnung möglichst weit auszumessen, ohne den Boden der Gegenwart aus dem Auge zu verlieren, und sich mit allen ihren Möglichkeiten entschlossen abzufinden, ohne von ihr Unmöglichkeiten zu erhoffen, das ist die Stellung, die ein denkender Mensch einzunehmen hat, wenn er der Zukunft gegenübertreten will.

„Dem Radikalismus gehört die Zukunft". Das ist das Wort, womit wir uns getröstet haben, wenn die Sache, für die wir wirkten, eine momentane Niederlage erlitt oder genöthigt wurde, ihren Prozeß zu vertagen. Ueberhaupt war es immer die Zukunft, auf welche die Radikalen hingewiesen, von welcher und für welche sie gelebt und gestrebt haben. Wohlan, so ziemt es auch dem Radikalismus, eine ernste und umfassende Betrachtung über die Zukunft aufzustellen, eine Betrachtung, die sich nicht bloß über unser persönliches Schicksal und die Zeit in der wir wirken, auch nicht bloß über unser Leben und über das Leben der Völker erstreckt, nein, die sich ausdehnt über das

Grab und über den Untergang des Menschengeschlechts hinaus bis zu den fernsten Punkten der Weltentwickelung, die der menschliche Gedanke erreichen kann, ohne sich in leeren Phantasien zu verlieren.

Ich habe das Wort zitirt: dem Radikalismus gehört die Zukunft. Damit meine ich kein Morgen und kein Uebermorgen. Es soll damit weder auf einen nah liegenden, noch auf einen bestimmten Zeitpunkt hingewiesen und eben so wenig eine bestimmte Frage bezeichnet werden. Es ist damit gesagt, daß der Radikalismus, als jedesmaliger Vertreter der äußersten Foderungen, der edelsten Zwecke und der reinsten Prinzipien des Fortschritts, heute wie immer seines einstigen Sieges gewiß ist, wenn er auch seine Foderungen niemals alle auf ein Mal erfüllt sieht; daß Dasjenige, wofür er kämpft, stets auf eine Zukunft rechnen kann, so lang es überhaupt für die Menschheit eine Zukunft gibt; daß die Sache, für die er sich bemüht, nie und niemals als eine verlorene darf betrachtet werden, sollte sie auch tausend Mal in den Zeitkämpfen unterlegen sein. Ganz anders ist es mit seinem Gegensatz, dem Konservativismus und der Reaktion. Sie blicken stets in die Vergangenheit, wie er in die Zukunft blickt; ihr Ziel ist stets die Erhaltung von etwas Erreichtem, oder die Wiederherstellung von etwas Untergegangenem; sie finden ihr Ideal stets in verlebten Zeiten; ihre ganze Weisheit besteht in zeitweiliger Wiederaufrichtung bankerotter Geschäfte und selbst ihre Siege sind nur die Vermittler ihrer künftigen Niederlagen. Alle ihre Ressourcen sind schon in Anspruch genommen, alle ihre Mittel schon angewandt, alle ihre Ideen schon erschöpft worden und bei jeder neuen Auflage ihrer Vergangenheit haben sie eine Einbuße zu registriren.

Gibt es irgend etwas Neues, an Mitteln oder an Zwecken, an Theorien oder an Einrichtungen, womit sie die Welt noch überraschen könnten? Haben ihre Vertreter nicht schon Alles erprobt, was ihre Apostel lehren könnten? Sie greifen nur zurück auf frühere Muster, wie sie nur verweisen können auf frühere Zustände, während der Radikalismus auf der unübersehbaren Bahn des Fortschritts stets einen unerschöpflichen Vorrath von humanen Zwecken und Reformen vor sich hat, bei jedem Siege seine Fahne auf einem avancirteren Punkte aufpflanzt und selbst bei jeder Niederlage den Einsatz für einen künftigen Gewinn zurückläßt. Während der Konservativismus nur von Ruinen baut, baut der Radikalismus auf Ruinen und sein Baumaterial wird nicht entwerthet, selbst wenn sein Gebäude wegen Fehlerhaftigkeit des Plans oder wegen Unhaltbarkeit des vorgefundenen Fundaments zusammenstürzt.

Der Konservativismus ist ein eben so nothwendiges, aus der Natur der Dinge hervorgehendes Agens der Entwicklung wie der Radikalismus; aber er erreicht trotz aller Zähigkeit niemals was er dem Namen nach bedeutet und wie ermüdend und dem Anschein nach erfolglos der Kampf mit demselben auch mitunter sein möge, die Geschichte zeigt, daß aus diesem Kampf, in welchem die konservativen Elemente sich selbst abnutzen und erschöpfen, auch wenn die radikalen ihnen nicht die Nacht abringen, im Ganzen und Großen ein stetiger Fortschritt hervorgeht. Und dieser Fortschritt hat vor Tausenden von Jahren das Nämliche bedeutet was er heute bedeutet, nämlich, daß dem Radikalismus, dem Inbegriff der

äußersten Fortschrittsprinzipien, immer die Zukunft gehörte.

Der berühmte Missouri ist ein trüber Fluß von schmutzigbrauner Farbe, auf seinem langen Lauf gesättigt von dem Sand und Schlamm seiner flachen, zusammenstürzenden Ufer. Oberhalb St. Louis stößt er mit dem Mississippi zusammen, der aus höheren Regionen seine klaren, blauen Wellen in einem festeren Bette daherrollt. Beim Zusammenstoß siegt der Missouri, wie bei der ersten Berührung der Schmutz immer über die Reinheit siegt, und der früher so klare Mississippi nimt auf viele Meilen die schmutzige Farbe seines neuen Reisegefährten an. Allmälig aber wird seine Flut wieder klar; je weiter er rinnt, desto reiner wird sie und endlich verschwindet der Missouri mit seiner Farbe wie er mit seinem Namen verschwand. Der Fluß ergießt sich als Mississippi in das Meer und kein Mensch trinkt aus ihm das Wasser des Missouri. Der Mississippi ist der Radikalismus, der den unsauberen Konservativismus verschlingt, den ihm aufgedrungenen Schlamm während seines Laufs als Bodensatz niederschlägt und immer stolzer und mächtiger als Vermittler der Zivilisatiou seinem Ziele zuströmt.

Wir brauchen nicht weit in die Geschichte zurückzublicken, um uns durch Thatsachen zu überzeugen, daß die Errungenschaften, zu denen sich die Menschheit am Meisten Glück wünschte, stets in der Verwirklichung Dessen bestanden, was in vorhergegangenen Zeiten die geschmähten und verpönten Bestrebungen des jedesmaligen, in die Zukunft blickenden Radikalismus ausmachte. Die frühere Zukunft des Radikalismus wurde Vergangenheit und auf

dieser Vergangenheit konnte sich jedes Mal wieder eine spätere Zukunft abspiegeln. Die vor wenig Jahren noch den Abolitionismus für ein Hirngespinnst oder ein Verbrechen erklärten, erschrecken jetzt, schon ihrer geistigen Reputation wegen, vor der Gefahr, in der Sklavenfrage nicht zu den Radikalen gerechnet zu werden, und drängen sich in deren Gesellschaft auf dem Marsch in die Zukunft. In derselben Weise werden sich ihnen einst die Monarchisten und die Gläubigen zugesellen. Die Freiheit, die Republik, die Aufklärung hat eine Zukunft; die Sklaverei, die Monarchie, der Glaube hat keine, sollten sie auch noch Hunderte von Jahren für ihren Todeskampf brauchen.

Mit den bisherigen Bemerkungen haben wir nun den Boden gewonnen, auf dem wir unsere Stellung nehmen können bei einem Ausblick in die Zukunft. Was wird sie uns lehren? Wie weit wird unser Blick sie durchmessen? Was wird das erdenkliche Endresultat ihrer Entwickelungen für die Menschheit sein? Meine Ankündigung eines Vortrags über die Zukunft wird die nah liegende Erwartung erregen, daß ich mich verbreiten werde über die kommende Entwickelung derjenigen Angelegenheiten und Ereignisse, an denen wir durch unsre Interessen und Bestrebungen, unsre Wünsche und Befürchtungen zunächst selbst betheiligt sind. Indem wir vor dem geschichtlichen Theater stehen, das uns als Mitspieler oder als Zuschauer in seinen Bereich zieht, sind wir begierig zu erfahren oder geneigt zu errathen, wie sich die Handlung abwickeln, wie sich das Schicksal der Hauptheldeu gestalten, wie der letzte Akt des Stückes enden wird. Ich werde nicht den Versuch machen, den Akteurs vorzugreifen. Ich will we-

der als Prophet auftreten, noch das Orakel spielen, am Wenigsten in einer Zeit, in welcher, wie wir gesehen haben, ein Schuß Pulver alle speziellen Prophezeiungen zu Schanden machen kann. Ich will mich begnügen, eine Reihe von Fragen in die große Urne zu werfen, um durch Hindeutung auf die Möglichkeiten und Nothwendigkeiten, die im Schooße der Zeit ruhen, eine Perspektive in das Gebiet der Zukunft zu eröffnen.

Die Menschen im Allgemeinen besitzen eine staunenswerthe Fähigkeit, das Schlechte beizubehalten wenn sie können, aber das Rechte anzunehmen wenn sie müssen. Das Müssen ist ein wahres Wundermittel. Von den Fürsten wird es nur angewandt, den Völkern das Schlechte aufzunöthigen. Dennoch bringt es diese sogar dahin, sich für das Aufgenöthigte zu begeistern und todtschießen zu lassen. In der Republik muß man sich schon glücklich schätzen, wenn sie sich das Rechte aufnöthigen lassen, nicht von Fürsten mit ihrer Logik von Pulver und Blei, aber von der „Logik der Ereignisse". „Kein Mensch muß wissen", sagt Lessing. Aber wie weit wären wir selbst in der Republik gekommen, wenn die Menschen nicht müßten? Sie haben die Sklavenhalter bekriegt weil sie mußten; Sie haben die Sklaven emanzipirt weil sie mußten; sie wollen jetzt nicht mehr sämmtliche Rebellen als „Brüder" umarmen weil sie dieselben als Feinde behandeln müssen. Es gibt sogar Leute, die sich am Ende entschließen Menschen zu werden wenn sie müssen und den Negern das Stimmrecht zu geben wenn sie es ihnen nicht mehr vorenthalten können. Man könnte das Wort „Pessimismus" ganz passend ersetzen durch das Wort „Müssimismus".

Dem Müssen zuvorkommen durch das Wollen, das ist das unterscheidende Verfahren der Radikalen; das Wollen ersetzen durch das Müssen, das ist die Fortschrittsweise der Konservativen. Fortschreiten werden sie zuletzt alle; aber die Einen werden vom Wagen des Fortschritts gefahren und die Andern geschleppt. Man könnte die Menschen eintheilen in die Wollenden und die Müssenden; jene haben die Peitsche in der Hand und diese haben sie auf dem Rücken.

Das Schlimmste ist, daß in der Regel die Müssenden als Führer an der Spitze stehen und wehe ihnen, wenn sie sogar dem Müssen kein Gehör geben! Die Nemesis legt uns häufig sehr verwickelte Rechnenexempel vor, aber ihre Rechnung ist immer richtig und sie macht mitunter überraschende Proben auf die Rechnungen unserer Weisen. Die Nemesis konnte A. Lincoln die L ü g e, welche das Verdienst der Sklavenbefreiung und der Rettung der Republik neben der Schonung ihrer Feinde und der Preisgebung ihrer Söhne auf seine Rechnung schrieb, nicht umsonst zu gut kommen lassen und sie ließ die Rechnung korrigiren durch einen Mörder. Nachdem sie vergebens tausend Mal gemahnt und sich durch Kanonenschüsse und Sterberöcheln in den untern Regionen kein Gehör hatte verschaffen können, verschaffte sie sich endlich Gehör durch einen Pistolenschuß und Wehklagen an der Spitze der Nation. Wenn A. Lincoln wieder auferstehen und die Rechnung der Nemesis durchsehen könnte, er würde sie zu seinem Schrecken richtig finden und danach eine andre für die Zukunft aufstellen. Er würde erkennen, daß man so wenig durch halbe Bekämpfung einen unversöhnlichen Feind entwaffnet wie man durch halbe Vertretung der

eigenen Sache zum Siege verhilft. Uns aber sind durch den Eingriff, den durch seine Beseitigung die Nemesis in den Gang der Entwickelung gethan, manche Fragen an die Zukunft erlassen, die wir nur mit Sorge und Ungewißheit hätten stellen können. Obschon wir dieser Fragen überhoben sind, drängen sich doch noch genug andre auf und die Erfahrnng hat uns belehrt, daß wir besser daran thun, sie pessimistisch, als optimistisch zu betonen.

Wird, frage ich zunächst, die Korruption, welche so lang im Namen der Freiheit regiert hat, bessere Früchte tragen, als die Barbarei, welche im Namen der Sklaverei regierte? Wird die Sklaverei abgeschafft sein durch Freilassung der Sklaven? Wann werden alle Diejenigen, in deren „staatsmännischen" Schädeln erst durch die blutige Kriegsgeißel die Frage wachgehauen werden konnte, ob eine Republik mit Sklaverei bestehen könne, zu der weiteren Frage fortschreiten, ob eine Republik mit befreiten Sklaven, die keine politische Rechte haben, eher eine Republik genannt zu werden verdiene, als eine mit nicht befreiten? Und sollten sie darauf die richtige Antwort finden, werden sie jemals auf die verwandte Frage verfallen, ob geistige Sklaven in eine Republick besser passen, als leibliche? Kann ein Unterthan des römischen Pabstes jemals ein amerikanischer Republikaner sein? Ist eine katholische Republik oder eine Republik von Katholiken irgendwie denkbar? Ist überhaupt die Republik vereinbar mit einer „Kirche"? Wann wird die Zeit kommen, wo amerikanische Politiker aufhören auf die heilige Bibel zu schwören und beginnen die heilige Konstitution für verbesserlich zu halten? Wann werden sie bezweifeln, ob eine Föderativ-

Republik Bestand haben könne, und wann erkennen, daß Demokratie und Präsidentschaft ein vollständiger Widerspruch sind? Wann wird in diesem Lande der letzte Präsident gewählt werden und wird sein Nachfolger der erste König oder der erste Konvent von Nordamerika sein? Kriege sind in Republiken die Vorbereitungsschulen für die Monarchie. Wird der Krieg gegen die Sklavenhalter der einzige sein, den diese Republik zu führen hat? Wird nicht grade der Friede um jeden Preis, den ihre kurzsichtige und feige Politik mit der europäischen Monarchie zu erhalten gesucht, der Anstifter eines Kriegs mit derselben auf Leben und Tod, eines Kriegs um die Existenz der Republik werden? Und wird dann nicht ein amerikanischer Führer im Kampf gegen Kronen eine Krone für sich selbst auf dem Wege finden? Wird die Republik nicht, wie das schon öfter der Fall war, in ihren Rettern ihre Zerstörer großziehen? Oder ist es denkbar, daß vorher das Volk selbst die Führerschaft in die Hand nimt und die Brandfackel der Revolution unter alle Völker schleudert? Wird überhaupt in den verstockten und engen Schädeln der Politiker jemals der einfache Gedanke aufleuchten, sich des feindlichen Despotenthums durch Unterstützung der Revolution zu erwehren? Oder fürchten sie etwa die europäische Freiheit noch mehr, als die europäischen Despoten? Und wird am Ende Amerika europäisch werden, oder was wird es werden, wenn es amerikanisch bleibt? Was ist das Amerikanerthum der Zukunft?

Diese Fragen leiten uns von selbst hinüber auf die andre Seite des Wassers. Doch zuvor wollen wir noch eine Frage an uns selbst, nämlich die Teutschen in Amerika richten. Haben wir hier eine Zukunft? Ist dieß ein Boden,

in dem wir Wurzeln schlagen werden? Werden wir hier jemals aufhören „Fremde" zu sein? Werden hier unsre Enkel noch an uns erinnert werden? Werden wir, wenn man uns hier begraben sollte, was man so nennt „in vaterländischem Boden ruhen", oder wird es heißen: dort liegt Einer von dem Stamme der ewigen Germanen, nach Analogie des ewigen Juden? Wird, wenn die 1848er Generation ausgestorben, noch geistiger Fond genug vorhanden sein, hier den „teutschen Geist" fortleben zu lassen? Werden wir geistige Spuren auf dem Wege des Fortschritts, werden wir Denkmäler auf dem Felde der Kultur hinterlassen? Wird man uns nachrühmen, daß wir in diesem Lande noch etwas Anderes eingeführt haben, als das Lagerbier, den Weinbau, den Bauchschwung, das voting cattle und die Kölner Karnevalspossen? Mit andren Worten: wird das einzige, was uns hier zu Mitherrschern, Reformatoren und Regeneratoren machen kann, nämlich der teutsche Radikalismus, das amerikanische Leben durchdringen, oder wird er ein Springbrunnen bleiben, der Tag vor Tag seinen Strahl emportreibt um ihn bloß wieder in das eigene Becken zurückfallen zu sehen, bis er versiegt oder verschüttet wird?

Wenden wir den Blick nach Europa, zunächst nach Teutschland. Ich frage dort nicht, ob Bismark siegen werde oder Waldeck, ob Wilhelm der Eroberer dem Volk auf fortschrittlichem oder auf rückschrittlichem Wege das Geld aus der Tasche und das Blut aus den Adern ziehen, ob die „Krone" mit Kammerschwätzern oder ohne Kammerschwätzer fortwirthschaften, ob in Baiern oder sonstwo ein Ministerium Wolf oder ein Ministerium Schaf regieren werde. Ich mögte gleich eine ächt teutsche

„National"-Frage stellen, nämlich: wird das, von dreidutzenderlei Unterthanen bewohnte Land, das man Teutschland nennt, nach zehn Jahren preußisch, oder russisch, oder französisch sein? Denn daß die Teutschen als Unterthanen keine Zukunft haben können und werden, ist gewiß. Werden sie also jemals aufhören, Unterthanen d. i. Fürstenknechte, Kronenanbeter, vor hängenswerthen Götzen im Staub sich windende Sklaven zu sein? Und sollten sie je wieder in die Empörung hineingemißhandelt werden, wird nicht wieder eine Kaiserkrone das höchste Ziel ihres Fortschritts bezeichnen? Oder werden sie sich besinnen, daß es eine Staatsform in der Welt gibt, die man Republik nennt? Und werden sie nicht sofort wieder die Revolution verpfuschen und ihr die Spitze abbrechen, Verrath und Kontrerevolution heraufbeschwören, indem sie, ohne sich die Macht gesichert und ihre Feinde aus dem Wege geräumt zu haben, ein Parlament von konstituirenden Schwätzern berufen? Werden sie, durch die Erfahrung belehrt, sich beeilen, gleich im Beginn eine fähige und energische Diktatur einzusetzen, die erst den Boden säubert für den künftigen Bau, Verräther und Reaktionaire unschädlich macht, Schwätzer und Uneinigkeits-Apostel in den Winkel weis't und von vorn herein das Fundament für eine einige Nation schafft? Und wird der Aberglaube an die amerikanische Union sie nicht bei der Konstituirung dennoch in dem verderblichen Wahn festhalten, eine Republik könne ihre Freiheiten nur bewahren als Föderation von konstituirten Krähwinkeleien? Werden sie nicht ihre kostbaren kleinen Vaterländer, ein badisches Vaterland, ein baierisches, ein hessisches, an die sich so theure Unterthanenerinnerungen knüpfen,

und ein Vaterland Vaduz und Reuß-Kreuz-Steiß unversehrt bewahren wollen? Wird ihnen das Beispiel Nordamerika's je zur Warnung statt zur Nachahmung dienen?

Zum Glück wird Frankreich, das einheitliche, ihnen mit einem andren Beispiel vorangehen können. Aber wird der Mörder der französischen Republik einen andren Tod sterben, als auf dem Krankenbette? Und wird die soldatisch und chauvinistisch verdummte Nation es ertragen, daß die Armee zurücktrit vor dem Volk, der Soldat vor dem Bürger und wird die Armee nicht wieder gloire verlangen und der Soldat einen Szepter als Kommandostab? Nehmen wir trotz Dem einmal an, daß in Frankreich und in Teutschland die Republik gegründet ist, so brauchen wir uns nicht mehr darum zu kümmern, däß die Engländer noch vor lauter Freiheitsliebe in ihren König im Unterrock verliebt sind wie die Amerikaner in ihren König im Frack. Und eben so wenig haben wir uns dann zu beunruhigen um das Oberhaupt der Barbaren in Petersburg. Die Republik in Frankreich und in Teutschland bedeutet die Republik in Europa, ja auf der ganzen Erde. Doch was dann? Werden dann die europäischen Völker einen Bund der Zivilisation und Freiheit schließen? Werden sie die Intriguen der Diplomatie und die Entscheidungen durch die Waffen beseitigen durch ein europäisches Schiedsgericht? Und wird eine solche Einrichtung zu einer einheitlichen Verbindung, zu einer europäischen Staats-Gemeinschaft führen? Wird einst eine Zeit kommen, wo die Welttheile Staaten werden und die ganze Menschheit, durch den Dampf und den Tele-

graphen verknüpft, eine übereinstimmende Gesellschaft bildet?

Doch ehe wir so weit ausgreifen, haben wir noch eine Menge anderer Fragen zu stellen. Wann wird die Zeit kommen, wo die Menschen sich nicht mehr massenweise nach den Regeln der Mordwissenschaft aus der Welt schaffen? Wird die Sonne je den Tag heraufführen, an dem sie nicht mehr auf den Metallzierden jenes Zivilisations-Ungeheuers glänzt, das wir Soldat nennen? Welche Blutarbeit wird dieß Ungeheuer noch zu verrichten haben, ehe die letzte Uniform von der Erde verschwindet! Die Zivilisation kann und wird sich nicht in die Grenzen eines Welttheils einschließen und sie überschreitet diese Grenzen nur in Waffen. Europa wird die Rohheit und Barbarei des ganzen Welttheils zu vernichten haben, aus dem die amerikanischen Barbaren ihre Sklaven bezogen, und es hat das ungeheure Asien zu zivilisiren, in welchem China allein ihm die Arbeit vorbehält, 300 Millionen Zöpfe abzuschneiden, die seit Tausenden von Jahren gewachsen sind. Doch Bajonnete und Kanonen reichen zu dem Zweck nicht hin, die rohen Völker für die Zivilisation zu erziehen. Das Gefäß zur Aufnahme der Zivilisation ist nun ein Mal der körperliche Organismus und sein höchstes Organ, der Inhalt des Schädels. Am Schädel hängt nicht das Menschen-Recht, aber jeden Falls die Fähigkeit, es zu benutzen und zu behaupten. Das Schwert kann den Schädel in den Staub beugen, aber es kann ihm keine andre Form geben. Die physische Amalgamation der Völker ist die unerläßliche Vorbedingung zur Egalisirung ihrer Empfänglichkeit für die Zwecke der Humanität. Ohne physische Veredlung der Racen wird die Hu-

manität mit ihren höheren Foderungen stets an der absoluten Unfähigkeit einer unvollkommenen Organisation scheitern, welche die Unterdrückung herausfodert und der Verdummung entgegenkommt. Wann aber wird die physische Unvollkommenheit so weit absorbirt sein, daß weder afrikanische Schädel sich vor Despoten in den Staub beugen, noch irische Mäuler den Unsinn der Pfaffen nachbeten?

Doch nicht bloß das menschliche Geschlecht muß und wird eine Umwandlung erleiden, auch die Oberfläche der Erde, die es bewohnt, hat großartige Aenderungen zu erwarten. Die Wüste Sahara war einst das Bette eines Meeres und wird, durch künstliche Brunnen belebt, vielleicht einst aufhören eine Wüste zu sein; das Mittelmeer aber wird vielleicht einst durch Erhebung seines Bettes Afrika und Europa zu einem Welttheil verbinden. Es werden Berge aus den Tiefen emporsteigen und auf dem Lande verschwinden; es werden Flüsse ihren Lauf und Meere ihre Küsten ändern. Wie wird die Gestalt der Erde nach einigen tausend Jahren sein? Und wer entwirft sich ein Bild von ihrem Zustande in einer Zeit, die so weit vor uns liegt, wie diejenige hinter uns, in welcher der Mensch noch mit dem Höhlenbären um eine thierische Nahrung stritt? Wie wird dann die millionenfach gesteigerte Thätigkeit und Erfindungsarbeit des Menschengeschlechts den Veränderungen zu Hülfe gekommen sein, welche die Natur mit sich selbst vornimt! Wenn jetzt unsre Urgroßväter auferständen und uns auf donnernden Eisenbahnen und keuchenden Dampfschiffen dahinfliegen sähen, sie würden sich auf einen andren Stern versetzt glauben und vor Betroffenheit sich in ihre Gräber zurückziehen.

Was aber würden wir sagen, wenn wir plötzlich nicht bloß die ganze Erde mit Eisenbahnen überzogen, sondern auf diesen Eisenbahnen vielleicht wandernde Städte umherziehen, die Menschen auf Schiffen durch die Luft fliegen und mit hundert andren, jetzt noch ungeahnten oder für unmöglich gehaltenen Erfindungen die Herrscher der mächtigen Natur spielen sähen? Nach den Erfahrungen der Vergangenheit zu urtheilen, ist keine Dichterphantasie im Stande, durch ersonnene Möglichkeiten die Entdeckungen und Erfindungen zu überbieten, durch welche der Mensch sich die Natur dienstbar und die tausendfachen Zwecke des Kulturlebens erreichbar machen wird.

Wenn wir nun in Gedanken die Zeit vorwegnehmen, wo alle die äußern Bedingungen des Kulturlebens erfüllt sind, die ich angedeutet, wie wird sich dasselbe darstellen in den sozialen Verhältnissen und in dem idealen Fortschritt des innern Menschen? Wann wird die Zeit kommen, wo nicht bloß keine Ketten für die Freiheit mehr geschmiedet, sondern auch die Ketten zerbrochen werden, womit die Noth des Lebens jetzt den größten Theil der Menschheit noch an ein elendes Dasein fesselt? Wann wird der Fluch schwinden, daß, während jedes Thier als Frucht seiner Anstrengung reichliche Nahrung findet, Millionen von Menschen, zu nützlicher Arbeit geneigt und befähigt, am Rande eines stets offenen Grabes ein Leben voll Noth und Entbehrung dahinschleppen müssen, während Millionen andere in einem unerschöpflichen Ueberfluß ihren Eitelkeiten und Lastern fröhnen können? Wann wird der Tag anbrechen, an dem auf dieser reichen Erde der letzte Mensch vor Hunger und Elend umkommt? Er wird zusammenfallen mit dem Tage, wo die Gesellschaft lernen

wird, die Verbrechen, die sie bis jetzt an ihren Ausgestoßenen begangen, an ihren Günstlingen zu sühnen. Wann wird der Tag der Gerechtigkeit erscheinen, an dem man beginnen wird, die großen Diebe zu hängen und die kleinen laufen zu lassen? Wann wird der letzte Dummkopf sterben, der sich durch den weißen Pergamentüberzug seiner leeren Schädel-Höhlung berechtigen läßt, auf ein schwarzhäutiges Genie mit Verachtung hinabzublicken? Wann werden die Weiber nicht mehr ihren Leib und die Männer nicht mehr ihre Seele verkaufen? Wann wird der Unterschied des Geschlechts aufhören, einen Unterschied des Rechts zu begründen? Wann wird — fast hätte ich eine Hauptfrage vergessen — kein Kreuz mehr auf dieser Erde angebetet und keins mehr getragen werden?

Doch diese Frage mahnt mich, den trübseeligen Zuständen der gekreuzigten Gegenwart ein heiteres Bild der Zukunft gegenüberzustellen. Ich denke mir also eine Zeit, wo es keine Kreuze mehr gibt, nicht einmal solche, mit denen sich jene unglücklichen Schriftsteller unterzeichnen, die nicht gelernt haben ihren Namen zu schreiben. In jener Zeit wird Jeder in freien Schulen und Universitäten nicht bloß schreiben lernen, sondern auch Professor werden können. Wie wollte da noch dasjenige Kreuz fortexistiren, woran in Holz geschnitten die menschliche Dummheit und Misere hängt, an welcher sich jetzt sogar die Weiber versehen, so daß ihre Kinder schon mit einem innerlichen Kreuz auf die Welt kommen! In der Zeit, von der ich rede wird der Mensch nicht mehr, wie der jetzige, seinen Nächsten lieben wie sich selbst, während er hübsch unterläßt, sich selbst zu betrügen, zu mißhandeln, zu

entrechten und zu hängen wie den geliebten Nächsten. Er wird nicht mehr, wie jetzt, die Natur mit ihren Bedürfnissen und Rechten in den Bann thun, um die Unterhaltung heimlicher Laster um den Preis öffentlicher Heuchelei zu erkaufen ; aber er wird seine Natur veredeln und ihrer Wahrheit die Schönheit zugesellen, so daß sie keine Ursache mehr hat sich ihrer selbst zu schämen. Recht, Wahrheit und Schönheit — das werden die herrschenden Gesetze des sozialen Lebens in einer Zukunft sein, welche auf den Trümmern der jetzigen Institutionen und Religionen eine zweite verbesserte Auflage des alten Griechenthums heraufführen wird, der einzigen Erscheinung in der Geschichte, welche den Radikalismus zur Veranschaulichung seines Ideals theilweise benutzen kann. Dieß neue Griechenthum wird dem Menschen nichts zumuthen, was nicht in seiner Natur liegt; es wird ihm nichts versagen, was diese Natur verlangt; aber es wird alle seine Fähigkeiten frei entwickeln nach den natürlichen Idealen wirklicher Menschen, nicht übermenschlicher Phantasiebilder, und dann wird es das veredelte Geschlecht über sich selbst wachen lassen, in ganzen Massen wie in den einzelnen Individuen. Wir empfinden jetzt schon eine menschliche Befriedigung, wenn wir bei einer besondren Gelegenheit, z. B. einer Wahl, eine Masse von Tausenden ohne Tumult, Rohheiten und Brutalitäten umherwogen sehen, obschon wir uns dabei sagen müssen, daß die Elemente zu widerwärtigen Manifestationen reichlich vorhanden sind und es nur eines zufälligen Anstoßes bedarf, um sie zum Ausbruch zu bringen. Welche Befriedigung aber würden wir erst empfinden, wenn solche Massen in menschlicher Gesittung und Sicherheit nicht bloß bei besondrer Gele-

genheit ihr Recht an der Wahlurne ausübten, sondern auch Volksfeste feierten und sich ihren sonntäglichen Erholungen hingäben, und wenn wir dabei nicht mehr durch die Ungleichheit der Mittel und Stellungen an den Kontrast von Bevorzugten und Zurückgesetzten erinnert würden! Das neue Griechenthum nämlich wird, wie das alte, die öffentlichen Erholungen und Vergnügungen zur Volkssache machen, nicht minder als den öffentlichen Unterricht und die öffentlichen Wahlen. Das Volk wird nicht bloß seine Parks, es wird auch seine Theater, Museen und Spielplätze haben, zu deren Benutzung Jeder das gleiche Recht hat. Und wie radikal wir auch sein mögen, denken wir nicht, daß es in Zukunft keinen Sonntag und keine Tempel mehr geben werde. Aber es sind keine Tempel mit dem bekannten Himmelstrichter und in ihrem Innern ertönt nicht das Gegröhl und Geheul augenverdrehender Heuchler; es sind Tempel im edelsten Styl der klassischen Baukunst, im Innern geschmückt nicht mit blutbefleckten Märtyrern und unbefleckten Matronen, sondern mit den schönsten Büsten und Gemälden, in welchen die ersten Meister menschliche Erscheinungen und Ideale darstellen, und statt der Kanzel versehen mit einer Tribüne, auf welcher die ausgezeichnetsten Geister der Nation den Sinn des Volkes für das Rechte, das Wahre und das Schöne durch freie Vorträge nähren.

Um uns einen Sonntag und damit den Entwickelungszustand der Zukunft vorzustellen, machen wir im Geiste der Stadt New-York einen Besuch etwa um das Jahr 3000. Wir langen dort an um 10 Uhr Vormittags und begeben uns sofort zum Zentralpark, dem Mittelpunkt der sonntäglichen Erbauung und Erholung. Wir gelan-

gen dorthin, ohne von irgend einem groben Kondukteur belästigt zu werden, denn die Eisenbahnfahrten sind eben so wohl frei wie die Postbeförderung, die Justiz und der Unterricht. An jedem Kreuzweg des Parks werden wir gefesselt durch irgend eine schöne Büste oder ein sonstiges Werk der Skulptur, entweder einen ausgezeichneten Menschen, oder eine geschichtliche Szene, oder eine schöne Idee repräsentirend. (Unter den Büsten finden wir verschiedene teutsche Namen, doch nur solche, die zur Organisation der teutschen Radikalen gehört haben.) Wir drängen uns durch die heitere Menge, in der besonders die Weiber sich durch ein fröhliches und unbefangenes Wesen, zugleich aber durch körperliche Frische und Gesundheit auszeichnen. Sie tragen eben so wenig Schnürleiber wie Hoops, sitzen wenig im „Parlor", trinken lieber Wein als Thee und essen mehr Fleisch als Cändy. Man sieht ihnen an, daß sie ihre Gleichberechtigung zu ihrem Vortheil zu benutzen verstehen, daß sie ein menschliches Selbstbewußtsein haben und sich eben so wenig mehr als Zierpuppen gefallen wie sie sich als bloße Anhängsel der Männer betrachten.

Endlich gelangen wir zum ersten Tempel, zu dem sich die Menge seines Namens wegen eifriger drängt, als sie es in früheren Zeiten würde gethan haben; es ist nämlich der Tempel der Wahrheit. Diesen Prachtbau mit seinen 200 griechischen Säulen bloß von Außen zu besehen, ist schon eine Erbauung und Erhebung. Doch wir treten hinein und nehmen einen der Tausende von Sitzen ein, die sich amphitheatralisch um die Tribüne reihen. Hinter der Tribüne steht eine kolossale Statue, der Minerva ähnlich. Sie stellt die Wahrheit dar —

ein ernstes Gesicht mit mächtigem Blick und erhabener Stirne, in der Rechten eine Leuchte und in der Linken ein Sezirmesser haltend. Rings an den Pfeilern und in den Nischen blicken uns die Büsten und Statuen kühner Forscher und berühmter Männer der Wissenschaft an. Indem wir eben beschäftigt sind, uns unter ihnen umzusehen, ertönt von einem Orchester, das über der Statue der Wahrheit errichtet ist, eine lebendige, marschartige Musik. Kaum ist sie verklungen, so erscheint auf der Tribüne — kein Reverend, sondern ein Schriftsteller, sogar einer von den Leuten, die man heute „Editoren" nennt. Er hat den Namen eines schonungslosen Radikalen. Das Thema seines heutigen Vortrags ist: „Die Irrthümer der Gegenwart," nachdem er vor einigen Wochen über „die Irrthümer der Vergangenheit" gesprochen und dabei u. A. nachgewiesen, wie weit die teutschen Radikalen vom Jahr 1865, obschon die avancirtesten Köpfe ihrer Zeit, noch hinter der Wahrheit zurück gewesen. Sein Vortrag ist scharf und geistreich; dennoch sind wir genöthigt, ihn nach kurzem Verweilen zu verlassen, da wir uns vorgenommen, heute im Zentralpark die Runde zu machen. Wir kommen zunächst am Tempel des Rechts vorbei, einem ähnlichen Bau mit ähnlicher Einrichtung. Dieser Tempel vertrit zugleich den der Freiheit, denn durch Verwirklichung der Menschenrechte ist jedes Bedürfniß der Freiheit befriedigt und ihre besondre Idee besteht nicht mehr. In diesem Tempel wird die Gerechtigkeit nicht von einer weiblichen Figur, am Wenigsten von einer blinden, repräsentirt, sondern von einem kräftigen und scharfblickenden Manne, der in der einen Hand eine zerrissene Kette und in der andern ein Füllhorn hält. Es wird eben, aber

nicht von einem Juristen, sondern auffallender Weise von einem Farmer, und noch dazu einem farbigen, ein Vortrag über die amerikanische Unabhängigkeitserklärung gehalten. Doch, wie interessant er auch ist, die Ungeduld treibt uns weiter und wir eilen in den Tempel der Kunst. Er ist gefüllt mit den Hauptrepräsentanten aller Künste. Wir freuen uns, unter den Hauptdichtern früherer Jahrhunderte Göthe und Schiller hervorragen zu sehen. Den König Ludwig aber vermissen wir. Unter den Musikern suchen wir vergebens Rich. Wagner, der, um sich als Erfinder der Musik der Zukunft zu legitimiren, die Stoffe zu seinen Opern aus dem dicksten Mittelalter herausgegraben. Wir sind noch eben früh genug gekommen, um die ausgezeichnetste Sängerinn der Stadt zu hören, deren Gesang dem zu haltenden Vortrag vorangeht. Das Thema des Vortrags fällt uns auf, es lautet: „Die Tugend des Vergnügens". Nachdem wir aber den Redner der Sekretair im Ministerium der öffentlichen Vergnügungen ist, haben ausführen hören, wie das edle Vergnügen die Mutter des Guten wird, wie der Mensch auf dem Wege des Geschmacks, nicht auf dem Wege der Abschreckung zur Tugend gelangt und wie die Aesthetik die Grundlage der Ethik wird, wissen wir, worauf es abgesehen ist, und wir spüren einen doppelten Horror vor der christlichen Entmenschungsmanie, Vogelscheuchenmoral und Geschmacksbarbarei. Dem Vortrag folgt Musik und den Schluß macht ein schönes Preisgedicht, deklamirt von dem jungen Verfasser.

Die Unterhaltung in dem Tempel der Kunst hat uns so lang gefesselt, daß wir leider in dem Tempel der Liebe zu spät kommen. Dort wurde ein Vortrag von

einer talentvollen jungen Frau über Erziehung gehalten — ein Thema, welches beweis't, daß man die Liebe von der ernstesten und würdigsten Seite auffaßt. Doch kamen wir für den Vortrag zu spät, so haben wir um so freiere Gelegenheit, uns das Innere des Gebäudes anzusehen. Es ist geschmückt mit den Idealen der Schönheit beider Geschlechter, an deren Spitze ein apolloähnlicher Jüngling Hand in Hand mit einer Venus, die aber die antike an Schönheit übertrifft und auf einer höhern Stirne mehr geistigen Adel ausspricht, die Liebe repräsentirt. Die Menschheit ist also so weit fortgeschritten, daß sie wagen kann, auch einen Mann als Repräsentanten der Liebe auftreten zu lassen, und sich nicht mehr mit einem Knaben zu helfen sucht, der noch in einem Alter ist wo man sich seiner Aufführung nicht zu schämen braucht. Außer den Idealen der Schönheit sind überall Liebes-Heroen und Heroinen, z. B. Abelard und Heloise, angebracht und durch die schönsten Gemälde Szenen aus der Geschichte der Liebe und des Familienglücks dargestellt. Was bedeutet die Tafel dort unter den beiden Statuen, welche die Liebe repräsentiren? Auf diese Tafel schreiben Diejenigen ihren Namen, die eine Ehe schließen. Es ist dieß die einzige Formalität, die sie brauchen und wodurch sie ihr Verhältniß bekannt machen, denn man geht davon aus, daß zu einer Ehe Niemand etwas zu sagen hat, als zwei Menschen die sich lieben, und daß die einzige Legitimation der Liebe in der freiwilligen Treue besteht. Was aber bedeutet die Tafel am entgegengesetzten Ende unter den zwei Figuren, von denen eine, ein roh aussehender Mann, die Faust erhebt und die andere, eine leidend aussehende Frau, sich mit Abscheu von ihm wendet? Auf

dieser Tafel werden die Ehescheidungen notirt; die an keine weitere Bedingungen geknüpft sind, als die genügende Versorgung der Kinder. Ueber der Tafel lies't man den Vers:

Was sich liebt, soll sich vereinigen,
Was sich haßt, soll sich nicht peinigen:
Hochverrath am schönsten aller Triebe
Ist der Ehe Fessel ohne Liebe.

Nachdem wir noch erfahren, daß es bei den bestehenden Einrichtungen eben so wenig alte Jungfern mehr gibt wie Prostituirte, verlassen wir den Tempel der Liebe und begeben uns in den Tempel des Todes. Dieser Tempel ist nicht etwa schwarz behangen oder mit Gerippen ausstaffirt, sondern mit Blumen geschmückt und mit Kunstdarstellungen gefüllt, welche einen heiteren und heroischen Abschied vom Leben an geschichtlichen Beispielen veranschaulichen. Die Vorträge, die in diesem Tempel gehalten werden, suchen die Furcht vor dem Tode zu zerstören und vernünftige Ergebung in die Nothwendigkeiten des Naturlebens einzuprägen, zugleich aber eine weise Benutzung des Lebens zu lehren so wie die Kunst, unnöthigen Tod durch eine entsprechende Lebensart zu vermeiden. Es wird hier populaire Medizin vorgetragen, welche davon ausgeht, daß die Verhütung von Krankheiten eine wichtigere Aufgabe sei, als die Heilung derselben, und daß in dieser Beziehung jeder verständige Mensch sein eigener Arzt sein könne und müsse.

Nachdem wir nun durch sämmtliche Tempel des Zentralparks die Runde gemacht, mischen wir uns unter die Menge, die auf dem Heimweg überall in eifriger Diskus-

sion der Vorträge begriffen ist, welche sie gehört hat. Denn es waren nicht abgeleierte Stupiditäten, hundert Mal wiederholte Variationen auf irgend einen schrecklichen Bibelvers, die am einen Ohr hinein und am andern hinausgehen, wenn sie nicht gar geschlossene Ohren hinter geschlossenen Augen finden, sondern es waren aus freiem Geist und freiem Herzen hervorgegangene Betrachtungen über freies Menschenthum und als solche finden sie auch einen Boden in jeder menschlichen Seele.

Wir trennen uns von der Menge und lassen uns nieder in einer der trefflichen Restaurationen, welche den Park umgeben. Es wird dort nichts als Wein getrunken, der jetzt in mehreren hundert Sorten im ganzen Lande gezogen wird und so billig ist, daß das Bier nicht mehr mit ihm konkurriren kann. Die Sorte, die uns am Besten mundet, ist der Steinwein vom Yellow Stone in den Rocky Mountains, der mit dem jetzigen Hochheimer Aehnlichkeit hat und 20 Cents die Flasche kostet. Nachmittags füllen sich alle Restaurationen, alle Spazierwege und alle Spielplätze. Es ist ein Gewoge wie bei einer Völkerwanderung. Die herrlichste Musik erschallt von jedem Hügel. Alles ist guter Dinge und denkt weder an Sorgen, noch an Pfaffen, noch an Polizei; aber Keiner entwürdigt sich durch rohen Lärm und gemeine Völlerei. Auch raucht kein Mensch mehr Taback. Den ganzen Nachmittag fällt in der ungeheuren Menge keine andere Unordnung vor, als daß ein Teutscher, der auf den luxuriösen Einfall gekommen, in einer abgelegenen Kneipe gegen alle Regel „Bier auf Wein" zu trinken, für diesen Anachronismus durch einen unanständigen Protest seines verzweifelten Magens bestraft und von dem ästhetisch em-

pörten Publikum heftig und gründlich ausgezischt wird. Er soll vor Scham auf sechs Monate in einen Urwald gegangen sein.

Unterdessen ist der Abend herangekommen und ein großer Theil der Menge eilt in die Volkstheater. Eins derselben mißt eine Meile im Umfang. In demjenigen, das wir besuchen, wird aufgeführt: „Der Vortheil des Sterbens", Lustspiel in fünf Aufzügen. Das Stück spielt im 19. Jahrhundert und der Hauptheld desselben ist ein Atheist, der, nachdem er im Kampf für Wahrheit und Freiheit „zu Grunde gegangen", für dieß Verbrechen nach seinem Tode dadurch bestraft wird, daß ihm seine Feinde, lauter nächstenliebende Christen, die ihn früher in jeder möglichen Weise verfolgt haben, jetzt ein Denkmal setzen. Nachdem sie eben damit fertig sind, erscheint der Begrabene in ihrer Mitte und Alles nimt vor ihm Reißaus, weil man ihn für einen Geist hält. Der Schalk hatte seine Feinde getäuscht und, was sie begraben, war ein todter Hund. Doch nachdem er jetzt wieder lebendig geworden, d. h. nicht der Hund, sind sie in der größten Verlegenheit. Die ihm durch das Denkmal gezollte Anerkennung zurücknehmen können sie nicht; den Lebendigen aber anerkennen können sie doch auch nicht. Sie beschließen daher ihn todtzuschlagen, um ihn sicher begraben und ihm dann ungenirt ihre Verehrung beweisen zu können. Der Verehrte ist mit dieser edlen Absicht nicht einverstanden und bewaffnet sich vom Kopf bis zu den Füßen. Endlich schließt man ein Kompromiß. Es ist nämlich eben der Pastor gestorben und man wählt den Atheisten zum Pastor unter der Bedingung, daß er Atheismus predigt und sein verstorbener Kollege unter das ge-

setzte Denkmal geschoben wird, vor welchem der Atheist als seine erste Predigt eine atheistische Grabrede hält.

Ich habe Ihnen nun, Mit-Bürgerinnen und Mit-Bürger der Republik der Zukunft, durch ein kleines Phantasiebild eine Vorstellung von den gesellschaftlichen Zuständen einer späteren Zeit zu geben gesucht und überlasse Ihnen, sich das Bild beliebig weiter auszumalen und den Gipfel der Entwicklung, zu dem die Menschheit hinaufstrebt, in noch schönerem Lichte zu schauen, als ich es gethan. Doch der Gipfel mahnt an das Bergab. Wir sind die Höhe der Entwicklung hinaufgestiegen; betreten wir jetzt auch die Bahn des Niedergangs. Nachdem wir die Frage zu beantworten gesucht, welche Stufe der Entwicklung die Menschheit einst nach dem Ideal des Radikalismus erreichen werde, bleibt die Frage übrig, welches Ende diese Entwicklung nehmen könne und wie das Leben der Menschheit verlaufen werde als Theil des allgemeinen Weltlebens.

Unter den tausend ungelöst'en Fragen, die wir in die große Schicksals-Urne werfen mögen, gibt es wenigstens eine, auf die wir stets eine bestimmte, für immer entscheidende Antwort erhalten. Die Frage lautet: was wird aus dem Lebenden und dem Gewordenen? Die alte Antwort lautet: es wird sterben und zu Grunde gehen. Die Welt ist nach Zeit und Raum eine Unendlichkeit, welche auszumessen oder auszudenken unser Geist sich vergebens abmüht; aber jede einzelne Erscheinung in dieser Unendlichkeit zieht erkennbar an unserm Blick vorüber als eine endliche Existenz. Die Zukunft des Universums ist die Ewigkeit, die Zukunft aller seiner einzelnen Gebilde ist das Nichts. Das soll natürlich nicht heißen, daß sie gänzlich

aus der Existenz verschwinden, denn es kann, wie Jeder weiß, so wenig etwas Existirendes in seinen Bestandtheilen vernichtet wie aus etwas Nichtexistirendem eine Existenz geschaffen werden. Aber es soll heißen: daß alle einzelnen Erscheinungen oder Gebilde der Welt, vom Infusionsthierchen bis zur Zentralsonne, wieder in ihre Bestandtheile zerfallen werden, um neuen Erscheinungen Platz zu machen. Das Leben der Welt besteht in ewiger Veränderung und die Veränderung erneuert das Gewesene nie in der nämlichen Form und Individualität. Die Natur ist die große Allmutter, die ewig vom Zeugen stirbt und vom Selbstmorde lebt. Wir strengen uns vergeblich an, für dieses Gesetz ihres Bestehens eine Aenderung zu erdenken, oder seiner Vollziehung Einhalt zu thun. Die Vergangenheit liegt hinter uns als ein unendliches Grab, die Zukunft vor uns als ein unendliches Krankenbette und die flüchtige Gegenwart ist nur die geschäftige Todtengräberinn, welche das Bette ewig zu leeren hat in das unausfüllbare Grab. Wohlan, erfassen wir denn wenigstens die Gegenwart! Aber selbst eine Gegenwart gibt es nicht. Sie ist nichts als der schmale, ewig vorrückende Rand, über den der Niagara der Zukunft sich in den Abgrund der Vergangenheit stürzt. Und auf dem schmalen Rande sitzend, fangen wir auf, was der Strom uns zuführt, bis er auch uns hinabreißt in das große Bette, in dem nichts schlafen geht, aber auch nichts wieder erwacht.

Das sind dem Anschein nach traurige Aussichten und Betrachtungen. Aber sie sind immer noch nicht traurig genug. Wir müssen ihre Traurigkeit erschöpfen bis auf den Grund. Wer von uns hat nicht Trauer empfunden

beim Verlust eines Lieblingsthiers? Welcher Schmerz aber erfüllt den Ueberlebenden beim Tode eines geliebten Menschen! Und welch eine Welt von Gefühlen und Betrachtungen schließt nicht ein einzelnes Menschenleben mit seinen Schicksalen ein! Wir schreiben bändereiche Romane über das Schicksal eines Unglücklichen, voluminöse Geschichten über das Leben eines berühmten Mannes und sogar der Prozeß irgend eines dem Tode geweihten Verbrechers beschäftigt Monate lang die halbe Menschheit. Müßten wir nicht unsre ganze Kraft erschöpfen, wenn wir im Verhältniß zu dem Interesse, das wir dem Leben eines einzelnen Menschen, sogar eines Thieres schenken, unsre Theilnahme steigern wollten beim Hinblick auf die Hunderttausende, die wir heute auf Schlachtfeldern begraben, um sie morgen zu vergessen? Und wie wollen wir mit unserer Theilnahme ausreichen bei dem Gedanken an den Untergang ganzer Völker, ja der ganzen Menschheit? Was aber ist die Menschheit nebst der Erdkugel, die sie bewohnt, im Vergleich mit den Myriaden von Riesensternen, auf denen unaussprechliche Zahlen von Wesen, die vielleicht an Intelligenz wie an Gestalt uns weit überragen, durch den unendlichen Raum umherkreisen? Das Licht eines Sternes legt in einer Sekunde 42,000 Meilen zurück. Nun sind mit Hülfe des Teleskops schon Sterne entdeckt worden, deren Licht eine Million Jahre braucht, um unsre Erde zu erreichen, so daß sie schon seit Hunderttausenden von Jahren können untergegangen sein, während ihr Licht noch zu uns unterwegs ist und sie unserm Blick noch vorhanden zu sein scheinen. Aber selbst die Entfernung jener Sterne bedeutet, mit dem Maß der Unendlichkeit gemessen, nicht den Bruchtheil einer Linie und hinter ihnen

stehen wieder andre und hinter diesen abermals andre, die stets Millionen Jahre brauchen für eine Verbindungslinie durch das Licht. Und nun denken Sie sich alle diese, der Zahl wie der Entfernung nach der menschlichen Vorstellung unerreichbaren Sterne mit allen ihren Bewohnern als dem Untergang geweiht und wieder verschlungen von der Allmutter und Allmörderinn! Der Gedanke an das Begräbniß eines solchen Stückes Universum neben der Trauer um ein Lieblingsthier, oder der Theilnahme für einen Romanhelden — welch ein Abstand und welch ein Fingerzeig! Das Gefühl ist der schlechteste Führer bei der Betrachtung der Welt und der Schmerz liefert den beschränktesten Maßstab bei der Beurtheilung der Nothwendigkeiten des Naturlebens. Wer will auf dem Standpunkt der christlichen Sentimentalität noch die Sonne besingen, noch die Sterne bewundern, wenn er sie sich zerstoben denkt als eine chaotische Masse und diese Masse wieder gleichsam als ein winziges Territorium, von dem, während es wirbelnd nach einer neuen Gestaltung ringt, die entferntere Nachbarschaft so wenig affizirt wird und Notiz nimt, wie wir etwa von einem Bärenkampf in den Rocky Mountains! Was aber soll aus unserer Begeisterung für die Kultur, für die geistige Entwickelung werden, wenn wir uns die höchste Blüthe derselben unter den begabtesten Wesen auf den bevorzugtesten Weltkörpern zuletzt denken müssen als spurlos zerstoben und hineingerissen in einen chaotischen Untergang? Oder sollen wir uns etwa mit dem Gedanken trösten, daß das Material eines Sterns, nachdem er sein Leben ausgelebt, durch die frühere Entwickelung befähigt worden sei, nach der Neu-

gestaltung wieder eine höhere Entwickelung zu erzeugen und so fort?

Doch kehren wir von diesem Ausflug in die Unendlichkeit zu unsrer bescheidenen Erde zurück. Es wird nicht bezweifelt, daß diese Erde nach vielleicht Millionen, möglicher Weise nach Hunderttausenden von Jahren ebenfalls den Weg aller Erden gehen wird. Ob sie in das Schicksal irgend eines mächtigeren Weltkörpers hineingerissen, oder ob sie selbstständig zu Grunde gehen wird, bleibt sich in Bezug auf das Endresultat gleich. Es ist denkbar, daß sie durch ihre eigene Zerstörungskraft plötzlich auseinandergesprengt wird, nachdem ihre Rinde so weit erkaltet ist, daß die vulkanischen Ventile nicht mehr offen erhalten werden können. Nach der Meinung der Gelehrten ist das Wahrscheinlichste, daß sie durch die schon beobachtete Abnahme des in ihrem Innern glühenden Feuers allmälig erstarren und dadurch das Leben auf ihr nach und nach erlöschen wird, ehe sie selbst von ihrem Endschicksal erreicht worden. Wir mögen uns also eine Zeit denken, wo die Erde, nachdem sie ihre ganze Produktionskraft entfaltet und die Menschheit die höchste Stufe ihrer Entwickelung erreicht hat, allmälig der zunehmenden Kälte wegen unkultivirbar wie unbewohnbar wird, wo sich ihre Bewohner immer mehr nach den wärmsten Strichen zusammendrängen, wo deren Zahl mit dem bewohnbaren Terrain sich immer mehr verkleinert und endlich der letzte Mensch das letzte ungefrorene Stückchen Boden aushöhlt um sich hineinzulegen. Dann wird es still werden auf dieser unruhigen Kugel. Keine Menschen-, keine Thierstimme wird sie mehr beleben, selbst kein Wogenschlag ihres eisgewordenen Ozeans wird mehr an die öden Kü-

sten donnern und nur der Wind, dem mit der Luftwärme die Kraft zu stürmischem Anlauf entzogen ist, wird noch matt über die pflanzenlosen Länder streichen. Diese blühende und wimmelnde Erde wird nichts sein als ein ödes Grab, gleichsam die Aschenurne einer untergegangenen Menschheit, die einst arbeitete und kriegte, liebte und haßte, sang und tanzte, dachte und schrieb, dichtete und philosophirte in der Meinung, sie schaffe an dem Werk einer Ewigkeit. Keine Hand schreibt ihr Epitaph und kein Wesen im Universum weiß daß sie existirt hat. Die viel bewunderten Gebilde ihrer Künstler starren mit vergeblicher Ausdauer in die eisige Ferne hinein, aus welcher kein Bewunderer sich ihnen nähert. Die Werke ihrer großen Denker und Dichter stehen, auf nicht mehr existirende Geister harrend, unberührt auf den bestaubten Gestellen und ihr „unsterblicher Ruhm" wurde begraben auf ewig mit ihrem letzten Leser. Werden etwa Bewunderer und Leser von einem andren Stern herabkommen, um die verödeten Museen und Bibliotheken zu besuchen? Sollen wir annehmen, ein andrer Stern werde die todte Erde beerben, um ihre Kultur zu retten und für eine weitere Entwickelung auszubeuten? Eben so gut können wir uns denken, daß die Menschheit, durch die Erstarrung der Erde vertrieben, nach einem wärmeren Stern auswandern werde.

Machen wir also ein Punktum, ein definitives, unbarmherziges Punktum hinter das Leben dieser Erde und ihrer Bewohner mit allen ihren Zwecken und Errungenschaften und dann wenden wir uns auf diesem Standpunkt der künftigen Vernichtung zu unserer jetzigen Stellung.

Die ganze Anschauungsweise, die ganze Schul- und Lebenserziehung der jetzigen Menschheit verweis't sie auf die Zukunft. Die Zukunft gibt für Alles Trost, die Zukunft gibt Allem den Werth. Auch reden wir beständig von Menschen und Dingen, die eine Zukunft haben; wir sagen: jener Mann, jene Partei, jenes Volk hat eine große Zukunft und erschöpfen damit alle Vorstellung von günstigen Möglichkeiten. Vor Allem aber berufen wir uns stets auf die ewigen Rechte, die ewigen Prinzipien, die ewigen Wahrheiten. Wie nun, wenn alle diese Zukunft und Ewigkeit bloße Redensart wäre? Kann Das eine Zukunft heißen, was eine Grenze hat? Es giebt keine wirkliche Zukunft, die nicht eine Ewigkeit ist. Was eine Grenze hat in der Zeit, ist nichts als eine vorweggenommene Vergangenheit, oder ein Zusatz zur flüchtigen Gegenwart. Und was wird aus unsern ewigen Rechten und Wahrheiten, wenn Alles begraben ist was die einen ausüben und die andren erkennen könnte? Gibt es noch ewige Menschenrechte, wenn es keine Menschen mehr giebt?

Die jetzige Welt- und Lebens-Anschauung gründet, wie ich eben bemerkte, ihren ganzen Werth auf die Voraussetzung eines künftigen Fortbestehens, sei es nun der einzelnen Individuen, oder der menschlichen Gattung und damit ihrer Ideen und Zwecke. Wer dieses Fortbestehen verwirft, wer es als unmöglich erkennt, muß den Werth seiner Welt- und Lebens-Anschauung erproben an der Gewißheit der Vernichtung. Wie Cortez die Schiffe *hinter* sich verbrannte, so verbrennt der Radikalismus die Schiffe *vor* sich, nicht bloß jenen trügerischen Charonsnachen, auf dem Diejenigen, die um die Wahrheit

und das Elysium im Leben betrogen worden, zur Wahrheit und in's Elysium nach dem Tode zu gelangen hoffen, sondern auch alle die Luftschiffe, mit denen die Phantasie überirdisch in den Himmel oder in die „Ewigkeit" fährt. Der Gedanke der Vernichtung muß bis auf den tiefsten Grund und in seiner ganzen Ausdehnung ausgedacht werden. Es muß nicht bloß die gläubige Menschheit zu der Erkenntniß kommen, daß die „Unsterblichkeit", womit man sie über ihr Elend tröstet, ein Trugbild ist und daß der Himmel, den sie in geträumte Welten verlegt, im ganzen Universum keinen festen Boden findet, auf dem er stehen könnte, sondern es müssen auch die Radikalen sich klar machen, daß die Unsterblichkeit der Gattung, womit sie über die Sterblichkeit des Individuums getröstet haben, eine leere Redensart ist, da die Gattung vergehen wird wie das einzelne Individuum. Und mit diesem Trost schneiden wir auch den Glauben an die so oft hervorgehobene Ewigkeit der Idee ab, denn die Idee erlischt mit dem Leben Derer, die sich ihr hingaben. Der einzige positive Zukunftgedanke, den wir übrig lassen können, ist der, daß die Natur, das Weltall bestehen bleibt in ewiger Thätigkeit, in ewiger Veränderung, in ewiger Neubildung, nach unveränderlichen Gesetzen, aber mit stets veränderlichen Erscheinungen. In ihren unendlichen Räumen mögen, von uns nicht geahnt und nicht wahrgenommen, in jeder Sekunde Tausende von Erden und Sonnen ihren „jüngsten Tag" haben, an dem aber nichts Begrabenes aufersteht, sondern Alles begraben wird für eine neue Gestaltung. Und so ist die ganze Zukunft der Welt eine Reihe von jüngsten Tagen, die nichts Vergangenes zurückrufen, aber immer Neues hervorbringen. Die ökonomische

Natur läßt nichts von ihrem alten Material unbenutzt, aber sie gebraucht es nicht wieder für das nämliche Gebilde, und wenn sie den Stern A vernichtet hat, bildet sie durch eine neue Kombination seiner Stoffe und einen Umsatz der durch ihn gebunden gewesenen Kräfte vielleicht den Stern X, so wie sie, nachdem sie unsre Personen in Ammoniak, Kohlensäure und Wasser aufgelöst hat, uns vielleicht in einer Weise verwendet, daß später ein Theil von uns in den Blättern eines Baumes rauscht, ein anderer in dem Kelch einer Blume duftet und ein dritter in einem Schmetterling durch die Lüfte flattert.

In einem bekannten Gedicht von Uhland wird der stärkste Fluch, den ein „Sänger" über einen Tyrannen auszusprechen weiß, in folgende Verse gefaßt:

„Weh dir, verruchter Mörder! Du Fluch des Sängerthums!
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms,
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!"

Schon der simpelste Menschenverstand muß sofort erkennen, daß der passendste Wunsch für die Züchtigung eines solchen Mörders der sei, es möge ihn auf der Stelle das nämliche Schicksal treffen, das er dem jungen Sänger bereitet hat. Aber nein. Die Poeten haben stets die Zukunft vor Augen; sie kennen kein höheres Ziel, als Nachruhm; für sie gibt es kein größeres Glück, als den Gedanken, genannt zu werden in Zeiten, wo sie längst in

Ammoniak, Kohlensäure und Wasser aufgelöst sind, und von Menschen, von denen auch die voreiligste Phantasie sich keine Vorstellung bilden kann. Und weil sie nun in dem eitlen Nachruhm das höchste Gut erkennen, halten sie das Vergessenwerden für die härteste Strafe und so lassen sie sich vor ihren Augen ruhig den Sohn ermorden, schleichen dann an die Seite, zerschlagen ihre Harfe an einem Pfeiler und züchtigen den Mörder durch die vernichtende Drohung: Ruchloser, du sollst vergessen werden! Wenn auf den Namen nach dem Tode etwas ankäme, so wäre offenbar für einen Verbrecher das Genanntwerden eher eine Strafe, als das Vergessenwerden. Doch alle diese Widersprüche kümmern unsre Poeten so wenig wie ihre Leser und in ein Paar hübschen Phrasen, die sich skandiren und reimen lassen, schleppt eine ganze Generation die unsinnigsten Anschauungen und Liebhabereien bewundernd auf die Nachwelt hinüber.

Wenn es ein Mittel gäbe, die Todten wieder aufleben zu lassen, so sollte man vor Allen einen berühmten Mann aus dem Grabe zitiren, damit er Zeugniß ablege von dem seeligen Gefühl, das er als verwittertes Gebein empfand beim Klange seines Namens etliche Jahrhunderte nach seinem Tode. Mit welcher Wonne muß sich der Staub Shakespeare's und Göthe's umherwirbeln, wenn man ein Jahrtausend nach ihrem Begräbniß sich noch an ihren Werken entzückt und ihre Geburtstage feiert! Welche entschädigende Genugthuung muß das Ammoniak empfinden, das J. Brown mit sich umhertrug, wenn die Südländer auf dem Platze, wo sie vor einigen Jahren seinen Galgen errichteten, ihm nach dem Kriege durch ein

Monument bezeugen, daß er nicht verdient hat, gehängt zu werden! Mit welcher Beruhigung muß der Mörder eines Alexander, Cäsar, Napoleon das Zeugniß der Nachwelt anhören, daß das Blutvergießen, womit sie sich einen Namen in der Geschichte zu erkaufen gesucht, ihren noblen Zweck erfüllt hat! Es gibt kein Wort in der Sprache stark genug um den Wahnsinn zu bezeichnen, womit die s. g. großen Männer der Geschichte Alles, was sie erreichen und zerstören konnten, geopfert haben, um nach dem Aufhören ihrer Existenz von unbekannten Menschen genannt zu werden. Dieser Wahnsinn, dieser über das Grab hinaus auf eine Nichtigkeit der Zukunft spekulirende Ehrgeiz hat Hunderten von Millionen das Leben gekostet und noch heute müssen ihm die Völker ihre Freiheit, ihr Glück und ihr Blut zum Opfer bringen. Trotz Alledem aber bieten die nämlichen Völker Alles auf, jenen Wahnsinn zu nähren, und ihre Poeten, bei denen nur zu oft die Schönheit da beginnt, wo der Verstand aufhört, unterstützen die verderblichsten Phantasien durch die schönsten Hülfsmittel der Kunst.

Zu den Anschauungen, die ich so eben durch einen beliebten und sicher nicht sehr phantastischen Poeten habe vertreten lassen, paßt genau der Standpunkt, von dem die jetzige Menschheit das ganze Leben auffaßt. Für diese ganze Auffassung liegt der Zweck und Werth des Lebens nicht im Leben selbst; seine Richtschnur, sein Ziel, sein Schwerpunkt, sein Höhepunkt, seine Bestimmung und sogar sein Gericht liegt außerhalb des Lebens. Alles wird bezogen auf ein Jenseits; die Legitimation für alles Wirkliche wird in etwas Eingebildetem, der Maßstab für alles Existirende in etwas Nichtexisti-

rendem gesucht. Alle Ansprüche wie alle Hoffnungen werden vertagt bis zu einer Zeit, die nie erscheint, oder den Vertagenden nie zu gut kommt. Der Dualismus zweier Welten, einer jenseitigen und einer diesseitigen, einer ewigen und einer zeitlichen, zieht sich durch alle Anschauungen hindurch und die jenseitige Welt ist natürlich die Hauptwelt, die diesseitige bloß die Antichambre. Das wirkliche Leben wird entwerthet, weil es nur die Schwelle für ein eingebildetes ist, und die Vertröstung auf eine Ewigkeit, über welche selbst denkende Menschen sich selten strenge Rechenschaft zu geben suchen, stellt das Vergängliche in ein Licht der Verächtlichkeit weil es vergänglich ist.

Es ist daher nöthig zu zeigen, daß Alles vergänglich ist, daß die Vergänglichkeit nichts, gar nichts verschont, die „unsterbliche Gattung" und die „ewige Idee" der Radikalen so wenig wie das „unsterbliche Individuum" und das „ewige Leben" der Gläubigen. Haben wir Das erkannt, haben wir den Nimbus des „Ewigen", „Unvergänglichen", „Unendlichen" zerstört, haben wir den Mystizismus vernichtet, in welchem auch die Radikalen ihren Ideen die Weihe zu geben suchen durch den Stempel der „Ewigkeit", so kommen wir dazu, das Vergängliche zu Ehren zu bringen, das Vergängliche zu schätzen, das Vergängliche zu benutzen und uns mit dem Vergänglichen zu begnügen. Haben wir das Leben in jeder Beziehung vom Jenseits befreit, dann werden wir erst wissen, was aus dem Diesseits zu machen ist, und statt aus der Vergänglichkeit der Dinge ihre Nichtigkeit herzuleiten, werden wir daraus vielmehr ihre Wichtigkeit erkennen lernen.

. Wer in die Geschichte des menschlichen Unglücks zurückblickt, wird es leicht begreifen und entschuldigen, daß die Masse der Menschheit mit Hoffnung oder Sehnsucht ihre Gedanken in einem Jenseits umherschweifen läßt, und der Zorn über diese Thorheit kann sich im Grunde nur gegen Diejenigen richten, welche sie mit Berechnung unterhalten. Wenn das Leben darbietet, was zum Leben gehört, so schwindet von selbst das Bedürfniß, Fehlendes außerhalb des Lebens zu suchen. Wenn das Leben aber nur das Nichtgewünschte sichert und sein Hauptgeschäft darin besteht, den Bedingungen eines wirklichen Lebens vergeblich nachzujagen, rettet sich die verzweifelnde Schwäche in eine unerkannte Zukunft und tröstet sich mit Phantasien. Die Zerstörung aller Phantasien der Zukunft muß den Blick der Menschen auf das gegenwärtige Leben richten, so wie eine radikale Umgestaltung des gegenwärtigen Lebens das Bedürfniß tröstender Phantasien vernichten muß. Ein gründlicher Blick in das Nichts der Zukunft macht es uns erst recht klar, daß die größte Sünde des Lebens in der Lebensunterlassungssünde d. i. im Nichtleben besteht. Die Sicherung eines menschlichen Lebens für alle Menschen ist die Abdankung aller jenseitigen Phantasien, so wie die Gewißheit der einstigen Vernichtung die stärkste Auffoderung zur Entfernung aller Hindernisse einer glücklichen Existenz enthält. Keine Flammenrede im französischen Konvent ist eine so mächtige Auffoderung zur Revolution wie die klare Gewißheit des Genißhandelten, daß er in diesem Leben um Alles betrogen wird, was er zu fodern und zu erwarten hat. Empörung schreit jedes Bettlerkind, Empörung jeder Sklave, Empörung jeder Gefangene, Empörung jeder Ausgestoßene — Em-

pörung, Tod, Vernichtung Denen, welche ihn der ewigen Vernichtung überliefern wollten, ohne daß er seiner einzigen, einzigen Existenz hat froh werden können.

Auf der andren Seite ist die würdige Ausfüllung des Lebens durch menschliches Glück und richtiges Handeln die sicherste Beruhigung beim Schluß desselben. Nichts zu werden, wird uns nicht mehr schwer, wenn wir Alles gewesen sind, was wir sein konnten. Wir stellen keine Foderungen an das Grab, wenn uns das Leben nichts schuldig geblieben. Wer den Zweck des Lebens nur im Leben selbst erkennt, findet den Trost für das Sterben diesseit, nicht jenseit des Kirchhofs. Der natürliche Verlauf des Lebens sorgt dafür, daß die Lebenslust im Verhältniß steht zur Lebenskraft, und wenn dieß Verhältniß nicht gestört worden durch mangelnde Befriedigung jener, wird diese verlöschen ohne Konvulsionen des Bewußtseins. Auf das Unbestimmte rüstet man sich nicht, wohl aber auf das Gewisse. Wenn wir wissen, wenn alle Welt weiß, daß uns 40, 50, 60 Jahre und zwar ohne spätere Zugabe, ohne zweite Auflage, ohne Repetition zum Nachholen des Versäumten zur Verfügung gestellt sind, um unsre Anlagen zu entwickeln, unsre Kräfte zu versuchen, unser Glück zu erschöpfen, uns selbst genug zu thun, so wird die Kunst des Lebens das allgemeine Studium der Menschheit werden und das Hauptverbrechen wird darin bestehen, dem Nebenmenschen den Weg zur Erreichung seines Lebenszwecks zu vertreten.

Und wird dieser Lebenszweck ein weniger edler sein, wenn er nicht mehr in ein Jenseits hinüberragt, oder sich an s. g. ewige Zwecke und Ideen anknüpft? Unsre Begabung mit Vernunft wird unter allen Umständen dafür

sorgen, daß unser Glück nur bestehen kann in Befriedigung dieser Vernunft. Es ist eine vollständig unsinnige Vorstellung, daß ein vernünftiges Wesen jemals seine Befriedigung finden könne in der Sphäre eines unvernünftigen. Unsre Vernunft wird durch das Bewußtsein ihrer Vergänglichkeit nicht genügsamer werden und unser Ideal nicht niedriger. Die Blume erscheint uns nicht weniger schön, die Frucht schmeckt uns nicht weniger süß, kurz jeder sinnliche Genuß wird uns nicht weniger wünschenswerth dadurch, daß wir von vorn herein wissen, sie sind vergänglich. Daß es mit geistigen Genüssen oder idealen Bestrebungen anders sein soll, liegt nur in der unseeligen, uns anerzogenen Gewohnheit, sie stets in transszendentale Gebiete hinüberzuleiten und an die unendlichen Fäden einer leeren Phantasie anzuknüpfen. Was geistig war, mußte immateriell sein, was immateriell war, mußte ewig sein, was ewig war, mußte außerhalb unseres Lebens und hinter den Grenzen unseres Lebens auf uns wirken und warten — so hat es uns der Glaube vorgeschwindelt und die Philosophie schwindelt es ihm nach. Für den auf das wirkliche Leben zurückgeführten, gesunden Realsinn wird die Idee durch ihre Vergänglichkeit so wenig Reiz und Interesse einbüßen wie die Blume und die Frucht und grade weil ihm nur das Leben die Sphäre und Gelegenheit für ihre Verwirklichung darbietet, wird er sie um so energischer und lebendiger erfassen und verfolgen.

Gesetzt, wir wüßten, daß nach hundert Jahren die Erde mit der ganzen Menschheit und allen Ideen, von denen sie bewegt wird, für immer zu Grunde ginge, würden wir dann weniger der Wahrheit nachstreben, weniger an den

allgemeinen Menschenrechten festhalten, weniger Werth unserer geistigen Bildung beilegen und weniger Geschmack an Kunst- und Naturschönheiten haben? Wir würden es nicht können, selbst wenn wir wollten. Und wie sollten wir zu solcher Selbstentäußerung gelangen bei der Vorstellung, daß die Erde noch ein Leben von Millionen von Jahren vor sich hat! Weshalb denn bei der Gewißheit, eine genügende Zeitlichkeit zur Verfügung zu haben, die Rechnung unseres Lebens stets im Buch des „Ewigen" und „Unvergänglichen" führen, wobei wir uns um das Zeitliche und Vergängliche verrechnen? Wozu dieß beständige Hinausschieben und Uebertragen ohne Facit und ohne Abschluß? Erfassen wir, was ist, so lang es ist, statt uns damit zu quälen, ob es auch nach uns sein wird oder daß es nicht immer ist. Opfern wir nicht das Präsens dem futurum exactum.

Die größte Wahrheit der Zukunft, vor der die Menschen jetzt noch erschrecken, die aber eine Umwälzung in ihrer ganzen Anschauungswelt hervorbringen muß, ist die, daß für uns nur das Vergängliche wirklichen Werth und bestimmte Existenz hat, das Unvergängliche aber, diese unfaßbare Summe des ewig Vergänglichen, für uns nichts Andres ist als das endlose Gebiet, in dem wir die Ziele und Gegenstände für endliche Bestrebungen und Interessen zu suchen haben. Ehren wir daher das Vergängliche! Befreunden wir uns mit dem Gedanken der Vernichtung! Er ist, richtig verstanden, der beste Lehrer der Lebensweisheit, er lehrt uns den Zweck des Lebens nur im Leben, die Motive unseres Strebens wie die Befriedigung unseres Bewußtseins nur in uns selbst suchen und liefert die entscheidende Antwort auf die Frage der

Schwachen, ob das menschliche Glück bestehen könne mit der äußersten Wahrheit. Wenn der menschliche Verstand das Mittel ist zur Erkenntniß der Wahrheit, so muß die höchste Weisheit darin bestehen, mit Allem aufzuräumen, was vor ihm nicht Stand hält, damit wir um so besser Das schätzen und geltend machen lernen, was er übrig läßt.

Der Hintergrund.

(1862.)

Auf einer Spazier-Fahrt durch eine hübsche Landschaft, die ein Hintergrund von waldigen Hügeln mit einer dunklen Einfassung abschloß, wurde ich vor einiger Zeit gefragt, ob ich schon ein Thema für einen neuen Vortrag ausgewählt habe. Zum Scherz antwortete ich: „mein nächstes Thema wird der Hintergrund sein". Was ich aber im Scherz gesagt, wurde mir von meiner Begleiterinn im Ernst zur Aufgabe gemacht und, und also beim Wort genommen, komme ich dazu, Sie heute Abend in das mysteriöse Gebiet des Hintergrunds zu führen.

Gehen wir von unserer Landschaft wieder aus. Zur Rechten erblicken wir die waldige Hügelkette, zur Linken eine ebene Fläche von Wiesen und Feldern. Nun denken wir uns einen neuen Ansiedler, der sich dicht am Rande des Waldes ein Haus zu bauen hat. Wird er auf den Einfall kommen, es mit der Front dem Walde zuzukehren? Auch ohne daß er sich Rechenschaft über den Grund seiner Entscheidung gibt, wird ihn sofort sein Gefühl vor der Absurdität sichern, die Hinterseite seines Hauses der offenen Landschaft zuzukehren und die Gesichtsseite vor die geschlossene Baumwand hinzustellen. Es wird ihm Dieß so unsinnig erscheinen, als wollte er einem Portrait die Augen auf den Rücken malen, oder ein Bild umgekehrt in einen Rahmen stecken. Kurz, es wird sich bei ihm von selbst verstehen, daß der Wald seinem Hause als Hintergrund dienen und dasselbe seine Fensteraugen in die freie Fläche richten müsse.

Nun, in dem hier vorausgesetzten Falle, wo die Natur selbst durch einen nicht zu übersehenden Fingerzeig das Gesetz der Szenerie und Gruppirung an die Hand gibt, kommt auch der Gedanken- und Geschmackloseste nicht leicht in Verlegenheit. Ganz anders aber pflegt der Ausgang zu sein, wenn der Mensch selbst, ohne eine unabweisbare Anleitung der Natur, seine Umgebung zu wählen und zu gestalten hat. Unter Hunderten finden Sie vielleicht nicht einen Einzigen, der in solchem Fall sich auf den Hintergrund versteht, ja es gibt eine Menge Menschen, anständige Menschen, respektable Menschen, Menschen von "property and standing", die, wenn sie sich ein Landhaus einrichten und es mit Gartenanlagen umgeben, ihre nächste Aufgabe darin erblicken, allen Hin-

tergrund und alles Material für einen Hintergrund dem Boden gleich zu machen. Namentlich in Amerika, in England und in Belgien finden wir eine Menge solcher Musteranlagen. Das Haus wird, wo möglich auf der Spitze eines Hügels, mit großen Kosten aufgebaut und eingerichtet; ringsum wird Alles, was einem Walde ähnlich sieht, niedergeschlagen; die Hauptumgebung bildet ein möglichst ausgedehnter Grasplatz, als sei das Haus von einer Herbivoren-Kolonie bewohnt, und auf dem Grasplatz flehen den fühlenden Fremdling hier und da einzelne unglückliche, weihnächtliche Tannenbäumchen, in deren Zweigen kaum die Phantasie eines Zeisigs einen Halt fände, in trauriger Verwaif'theit an, sie zu ihrer waldigen Genossenschaft zurückzubringen. Der Bewohner eines solchen Hauses lebt allerdings frei wie ein Vogel, aber wie ein Vogel in der Luft, nicht im Busch. Er hat nach allen Seiten die freieste Aussicht, er hat gar nichts Anderes als Aussicht, seine ganze Existenz ist lauter Aussicht, aber wie jener Reisende den Wald vor lauter Bäumen nicht sah, so sieht er am Ende keine Natur mehr vor lauter Aussicht.

Woher solche Geschmacksverwirrung und Zivilisationsbarbarei? Sie beruht auf einem absoluten Mangel an Phantasie und Innerlichkeit. Menschen, die für ihr Haus keinen Hintergrund verlangen, haben auch keinen für ihren Geist und ihr Gemüth. Wenn ich die Wahl habe, in zwei Häuser einzukehren, von denen das schönste eine offene Umgebung und das minder schöne einen Hintergrund hat, ich werde das letzte wählen, weil ich hoffen kann, darin einen M e n s c h e n zu finden. Der Mensch von Phantasie und Innerlichkeit sucht nach einem Anhalt

für seine schaffende Thätigkeit und nach einem Rückhalt für sein beschauliches Gemüthsleben. Das Flache und Unbegrenzte und allseitig Offene scheucht ihn zurück, sein Gedanke findet darin keinen Gegenstand, mit dem er sich beschäftigen, seine Phantasie keine Zuflucht, in der sie sich ergehen, sein Gemüth keinen Ruhepunkt, an dem es sich sammeln könnte, und er verliert sich mißmuthig in die Oede und die Leere. Nur der öde und leere Mensch erträgt die Oede und Leere in der Natur. Es gibt wohlgekleidete, wohlgelittene, sogar angesehene, aber von der Natur völlig losgerissene, daher auch innerlich ganz verödete Menschen, die flach und leer sind wie ein ungedeckter Tisch, Menschen der bloßen Aeußerlichkeit, die vor sich selbst erschrecken könnten, wenn sie plötzlich ihr Herz beim Pulsiren und ihr Gehirn bei einem Denkversuch ertappen, Menschen, deren geistige Welt bloß aus den Zahlen ihres Geschäfts aufgebaut ist und deren Phantasie sich nirgendwo ergehen kann, als in ihrem Waarenmagazin oder Komptoir. Das sind die Menschen, welche die Landhäuser mit den traurigen Tannenbäumchen auf den künstlichen Rasenplätzen bauen, deren umgehauene Waldbäume ihrer unzulänglichen Phantasie eine zu peinliche Herausforderung boten. Sie befriedigen ihren Geschmack durch eine leere Aussicht, die ihnen den nämlichen „Genuß" gewährt wenn sie ihre Schuhsohlen, wie wenn sie ihren Kopf zum Fenster hinausstrecken, und brauchen keinen andern Hintergrund, als die Lehne eines Sessels oder Rocking-Chairs. Sie starren in die Leere des Universums wie eine hölzerne Pagode und während sie die Unendlichkeit vor Augen haben, umzieht sie unsichtbar die enge Wand eines hölzernen Gedankenkäfigs. Das Holz,

das sie draußen abgehauen, umgibt ihr Inneres mit Brettern. Für Den gibt es und Der braucht keinen weitern Hintergrund, dem die Welt von vorn herein mit Brettern vernagelt ist. Diese Insassen des hölzernen Gedankenkäfigs sind die nämlichen Genie's, welche sich nach der Langeweile ihrer wöchentlichen Geschäfte Sonntags homöopathisch auffrischen durch die Langeweile ihrer Erholung und dann mit zerknirschtem Herzen „Gott" danken für all das Schöne, das er erschaffen hat damit sie es nicht zu schätzen und zu genießen brauchen. Wenn sie — und darunter verstehe ich die Ladies mit — das rechte Gebet anstimmen wollten, müßten sie alle Tage beten: Herr, gib uns einen Hintergrund! Wenn der Mensch überhaupt der Mikrokosmos ist, von dem sich ein Schluß auf den Makrokosmos ziehen läßt, so können die frommen Menschen mit den unglücklichen Tannenbäumchen ganz füglich als Mikro-Theoi, als kleine Musterbilder ihres großen Weltherrschers gelten, dessen hinausstarrende Langeweile ewig und unendlich sein muß wie die kosmische Ewigkeit und Unendlichkeit, die er überschaut ohne einen Hintergrund für seine grenzenlose Geduld wie ohne einen Ruhepunkt für seinen allsehenden Blick.

Ich wiederhole also: ein Landhaus muß einen Hintergrund haben. Kann es sich nicht an einen waldigen Hügel anlehnen, so begnüge es sich mit einem bloßen Wald, in welchem die Träumerei, die Ruhe und die Liebe ihr Asyl finden kann. An den Seiten mag es sich, je nach dem zu benutzenden Terrain und den zu gewinnenden Aussichten, mit beliebigen Anlagen umgeben, welche die Einfassung des hinteren Rahmens nach vorn zu fortsetzen. Die Vorderseite aber muß offen sein für eine freie Aus-

sicht. Doch auch diese Aussicht darf keine endlose Leere und keine gegenstandlose Fläche darbieten, sondern muß wieder durch abwechselnde Erscheinungen unterbrochen und am Ende nicht durch den kahlen Horizont, sondern wieder durch einen Hintergrund, den vordern Hintergrund, wo möglich ein Hochland, geschlossen sein. Die Phantasie muß vor sich wie hinter sich einen Halt, eine Schranke, einen Gegenstand, ein Problem finden, damit sie sich nicht in das Leere verliere und erlahme.

Doch was ich hier als Erfoderniß für ein bloßes Landhaus aufstelle, ist auch Erfoderniß für jede Landstadt, jede Landschaft, ja jedes Land, wenn es seinen Bewohnern die Bedingungen einer geistig befriedigten, harmonisch versorgten Existenz darbieten soll. Die Länder der ausgezeichnetsten Kulturvölker liefern die auffallendsten Belege für die Lehre vom Hintergrund. Weder Griechenland noch Italien, weder Teutschland noch Frankreich wären geworden was sie waren und sind, wenn sie aus Prairien und leeren Ebenen ohne Hintergrund bestänben, und Rußland würde keine endlose Steppe der Tyrannei sein, wenn es mit schweizerischen Gebirgen durchzogen wäre.

Wenn Sie sich zurückversetzen an die Punkte, wo Sie Ihre schönsten Stunden verlebt und Ihre schönsten Träume geträumt haben im Anblick der Natur, so werden Sie zu keinem Punkt zurückgeführt werden, der nicht einen schönen Hintergrund hat. Was gibt Heidelberg, welches sich durch keine Naturumgebung auszeichnet, deren einzelne Erscheinungen Sie nicht auch an tausend andren Orten wiederfänden, seinen Hauptreiz? Seine Einfassung durch einen vollen, behaglichen Hintergrund, in welchem der

Fuß und die Phantasie Raum und Zuflucht findet sich zu ergehen und einzunisten, und dann nach der offenen Seite hin die Aussicht auf die Rheingegend, welche wieder ein bergiger Hintergrund schließt. Und solche Landschaften sind es, in denen der frohe Lebensmuth und die olympische Heiterkeit zu Hause ist. Wie könnten wir Rheinländer solche Prachtkerle mit unverwüstlichem Humor und nie welkender Gemüthsfrische sein, wenn wir nicht erstarkt wären am Hintergrund unserer Berge, die ihr Wasser dem flachen Holländer zusenden, aber ihren Wein für ihre gemüthreichen Söhne bewahren! Vergleichen Sie mit den Rheinländern die Bewohner der Steppen und Pußten, die keinen Hintergrund haben! Sind nicht am Rhein die Lieder der Freude zu Hause und auf den Steppen die Lieder der Trauer? Woher neben aller Wildheit jener natur-melancholische Zug, der die Musik und das Gemüth der Polen, Russen und Ungarn kennzeichnet? Die endlosen Flächen, auf denen sie sich umhertreiben, haben ihrem regen Phantasie- und Gemüths-Leben keinen Anhalt und keine Ableitung geboten, so daß es sich, umkehrend aus der Unendlichkeit, in sich selbst zurückgeflüchtet hat und sogar im Taumel der Freude den Grabgesang seiner Verzweiflung anstimmt. Wo der Hintergrund aufhört, beginnt die Verzweiflung. Es ist eine bekannte Thatsache, daß in den endlosen Ebenen Australiens, die nur der einförmige Gummibaum belebt, das gewöhnliche Loos der Hirten ein stummer Wahnsinn ist, während die einsamen Sennen auf den Schweizer Alpen frisch und munter bleiben. Ja, das Bedürfniß eines Hintergrundes, eines Ziel- und Halt- und Ruhepunktes für Vorstellung, Wunsch und Gedanke ist ein so mächtiges,

daß sogar die Phantasie ihn ersetzt, wo die Natur ihn gänzlich versagt. In der Wüste Sahara, wo kein Gegenstand dem suchenden Blick Ruhe gestattet, erblickt die suchende Phantasie Spiegelbilder in der Luft und auf den Pußten Ungarns lockt den sehnsüchtigen Wanderer die Delibab, wie sie dort die Fata Morgana nennen.

Es wäre von Interesse, zu erfahren, welche Wirkung die unübersehbaren Flächen von Illinois und Indiana, zum Theil auch von Ohio, bei deren Durchschneidung der Reisende die Wohlthaten des eilenden Dampfwagens im vollsten Umfange schätzen lernt, auf den Geistes- und Gemüths-Zustand ihrer spärlichen Bewohner ausgeübt haben. Freilich sind diese fruchtbaren Ebenen mit ihren reichen Kornfeldern und Viehtriften unentbehrliche Vorrathskammern für das Leben der Nation; aber je mehr sie für die materiellen Bedürfnisse des Leibes sorgen, um so mehr verstärken sie das Bedauern, daß die Natur sie so spärlich mit Dem versehen hat, was zur Befriedigung der edleren Bedürfnisse des Menschen unentbehrlich ist. Sie liegen vor dem Blicke da wie ein ödes, unwirthliches Meer; Stunden weit sucht das Auge vergebens nach einem Strauch und einem Baum, Tagereisen weit nach einem Wald oder Hügel und wo endlich eine Baumgruppe oder Waldung die leere Ausdehnung unterbricht und dem ermüdeten Blick einen Ruhepunkt gewährt, da ist auch schon die barbarische Axt der Habsucht geschäftig, die Insel aus dem Meer, die Oase aus der Wüste verschwinden zu lassen. Die einzelnen Gehöfte und Hütten, die ungesellig auf der endlosen Fläche verstreut liegen, beschäftigen die Phantasie nur mit der Vorstellung einer verkommenen Bewohnerschaft, deren verödetes Dasein ihren Sinn für

alle höheren und edleren Regungen abgestumpft haben muß. Wenn man sieht, welche Stütze die Politik des Stillstandes und der Reaktion in den Staaten mit den endlosen Flächen und Prairien findet, so ist es wohl am Platz zu fragen, ob nicht ein Theil der Schuld in dem mangelnden Hintergrund zu suchen sei.

Wie es nun aber Länder gibt, die zu wenig Hintergrund haben, so gibt es auch andre, die zu viel haben, und wie der Mangel an Hintergrund zur Verzweiflung, so kann der Ueberfluß an Hintergrund zum Blödsinn führen. Der Krösus des Hintergrunds ist eigentlich der Maulwurf und der Bergmann, er hat ihn von allen Seiten, sogar oben und unten. Doch die eigentlichen Bergbewohner sind nicht viel weniger gesegnet. Wo sind die Kretins zu Hause? In den Bergen. Ich glaube nicht, daß ihre Krankheit bloß auf Rechnung des Klima's und des Bodens kommt, die Einwirkung ihrer beengenden Umgebungen hat sicher ihren Theil daran. Sehen wir doch in der Abgeschlossenheit der Berge gesunde Menschen genug, deren geistige Beschaffenheit von derjenigen der Kretins nur durch den Grad verschieden ist. Die Abgeschlossenheit verengt den Gesichtskreis, der enge Gesichtskreis verengt den Blick und die Verengung des Blicks zerstört die Sehkraft. Die allseitige Einfassung durch Berge schützt zwar nach Außen, aber sie verdummt auch nach Innen; sie hält die Stürme ab, aber auch den freien Luftzug. Sie hebt die Wechselwirkung mit der Außenwelt auf, gestattet der Phantasie keinen Raum zum Ausflug und läßt die Seele in einem bloßen Nest- und Winkel-Bewußtsein zusammenschrumpfen. Ein geschlossener Thalkessel wirkt auf die Dauer

gleichsam als pennsylvanische Zelle der Natur. Auf den Bergen, heißt es, wohnt die Freiheit; aber wohnt sie auch zwischen den Bergen? Wo Berge sind, da sind auch Thäler und in den Thälern wohnt die Dummheit, die Kleinlichkeit, die Philisterei. Diejenigen Theile der Schweiz, welche die schönsten Berge und die tiefsten Thäler haben, haben auch die musterhaftesten Pfaffen und die finsterſten Gläubigen. Der Blick, der aus dem Thal sich stets nach Oben kehren muß, wenn er die Luft sehen will, ist von Hause aus der Blick des Gläubigen oder des Unterthans. Wer aber von Oben herab in die Welt blicken kann, nur Der gewinnt einen Weltblick. Die Schweiz mit ihren Bergen ist fast ein einziger Hintergrund und doch ist ihr Volk das phantasieloseste und nüchternste, das sich denken läßt. Es ist vor lauter Hintergrund bloß Vordergrund geworden, auf dem in der Regel nichts geschrieben steht als ein wenig Rütli und möglichst viel Geld.

Zu der Vorstellung von einem wohlkonditionirten Volk gehört nicht bloß ein geographischer, sondern auch ein geschichtlicher Hintergrund. Die Wurzel eines Volkes wie eines Baumes muß verdeckt sein. Es ist dieß nicht eine bloße Foderung eines willkürlichen Mystizismus oder einer begrifflosen Romantik, sondern ein Erforderniß des natürlichen Ebenmaßes und einer soliden Entwicklung. Verpflanzen Sie ein ausgebildetes, vollwüchsiges Volk plötzlich auf einen fremden Boden, wo es aus seiner alten Naturumgebung und seinem geschichtlichen Boden losgerissen fortwachsen soll, und es wird, selbst wenn es gleichsam sein neues Haus möblirt und seinen neuen Tisch gedeckt vorfindet, wie im alten Vaterland, seinen Charakter

ändern und sein eigenthümliches Interesse einbüßen. Es mag mit frischem Muth den Blick vorauswenden, um eine Zukunft zu gewinnen, aber es wird ihn auch stets mit dem Gefühl der Haltlosigkeit in eine Vergangenheit zurückwenden, die es nicht entbehren kann. Es muß erst eine neue Vergangenheit ablagern, ehe es im Stande ist die alte zu vergessen. Der Hintergrund läßt sich durch kein Proscenium ersetzen. Wir sehen es an Amerika. Seine kurze, als Produkt einer massenhaften Verpflanzung entstandene Geschichte ist wie eine durchsichtige Kouliſſe, die es von einer öden, fremdartigen Vergangenheit untergegangener Geschlechter trennt, und seine weitgestreckte Landschaft mit endlosen Prairien und Steppen führt die Vorstellung in eine vage, geschichtelose Ferne. Erst wenn die Rocky Mountains besiedelt sein werden und als amerikanische Schweiz mit europäischen Einrichtungen den Besucher zur Erholung und zur Ruhe einladen, wird Nordamerika einen passenden Hintergrund der Natur und Kultur aufzuweisen haben.

Aber nicht bloß jedes Landhaus, jede Landstadt, jede Landschaft, jedes Land und jedes Volk, sondern auch jeder Mensch, jedes Individuum muß einen Hintergrund haben. Schon eine gewöhnliche Volksredensart spricht dieß Bedürfniß in gewissem Sinn aus, wenn sie von leeren, nichts verheißenden und nichts im Rückhalt habenden Menschen sagt: „es ist nichts dahinter". Man kann die Menschen ganz gut eintheilen in solche, die einen Hintergrund haben, und in solche, die keinen haben. Was macht den Menschen aus? Vor allen Dingen Verstand, Phantasie und Gemüth. Die harmonische Vereinigung dieser drei Potenzen bildet den vollkommenen Menschen,

der Verstand aber steht im Vordergrunde und die Phantasie und das Gemüth bilden den Hintergrund. Der Mensch, dem diese Erfoderniſſe fehlen, erregt schon deshalb kein Interesse, weil es an ihm nichts zu enträthseln gibt, weil ihn, wie eine leere Fläche, der Blick mit einem Mal überschaut. Das ewige Streben des Menschen ist die Erkenntniß, aber der ewige Reiz des Lebens ist das Geheimniß. Was wir erkannt, das haben wir damit auch in gewissem Grade abgethan und wie das Erringen mehr Reiz hat als das Besitzen, so hat das Erforschen in der Regel mehr Reiz als das Wissen. Der Hintergrund der Phantasie und des Gemüths eines wahren Menschen muß wie ein waldiger Grund mit Quellen voll Humor, mit Grotten voll Phantasie und mit Schluchten voll Leidenschaft; mit Singvögeln der Laune, mit Blumen der Schönheit und mit Lauben der Verborgenheit sein, ein Grund, der immer wieder auf's Neue anzieht, wie oft er auch durchstreift ist, weil sein Inhalt nie ganz übersehen wird und immer neues Leben in neuen Formen hervortreibt. Wenn wir nun aber fragen, wo wir ein solches Hintergrunds-Ideal zu suchen haben, so mögte ich ganz unparteiisch für Teutschland stimmen. Die teutsche Natur, die geistige wie die landschaftliche, erfüllt am Vollkommensten die Bedingungen, welche zur Darstellung eines wahren Hintergrunds erfoderlich sind.

Je räthselhafter ein Mensch ist, desto interessanter ist er, wenn seine Räthselhaftigkeit nicht in einer unerkannten Leere, sondern in einer unübersehbaren Fülle besteht. Es gibt selbst gute, ganz respektable Menschen von bester Gesinnung und von klarem Verstande, die im längeren Umgang unausstehlich sind, weil nicht bloß, was sie denken,

empfinden und thun, sondern auch was sie denken, empfinden und thun *werden*, sofort zu überblicken und wie in einer Maschinerie von vorn herein festgestellt ist. Ich meine damit nicht die Festigkeit der Grundsätze und des unabänderlichen Willens der sie ausübt, sondern die karge *Abgemessenheit*, stereotype Abgeschlossenheit und gewohnheitliche Versklavung von Anschauungen, Wünschen und Handlungen, die mechanisch in enger Sphäre ihren ewig wiederholten Kreislauf haben. Dagegen gibt es andre Menschen, die, selbst ohne besondre geistige Begabung und ohne veredelnde Erziehung, auch dem Begabtesten und Gebildetsten das höchste Interesse einflößen, weil ihre unverfälschte Natur und frische Eigenthümlichkeit ein ewig sprossendes Leben des Gemüths und der Phantasie entwickelt. Es ist keine bloße Kaprice, daß der Philosoph Faust für das schlichte Gretchen und nicht für eine gelehrte Romanheldinn entbrennt. Wir reden von prosaischen Menschen und meinen damit Menschen ohne Hintergrund. Es sind Menschen, mit denen man Geschäfte machen und die man zu Geschäften benutzen kann, die aber psychologisch so wenig anziehen wie fesseln und denen man nicht begegnen mag wenn man *Menschen* sucht. Sie haben keine Phantasie und kein Gemüth, keinen Humor und keinen Geist, kein Blut und keine Galle und weil sie das Alles nicht haben, fehlt ihnen auch die *Leidenschaft*. Die Leidenschaft aber ist der wahre Schlagschatten des Hintergrunds. Ein Mensch ohne Leidenschaft oder die Möglichkeit der Leidenschaft, ein Mensch, der für nichts warm werden, von nichts hingerissen, durch nichts erbittert werden kann, ist noch weit widerwärtiger, als jene naturwüchsigen Inkarnationen der Leidenschaft,

die bloß aus elementaren Trieben, Launen und Aufregungen bestehen, ohne Dämpfung, ohne Gedanken und ohne Bewußtsein. Es gibt Menschen von der größten Offenheit, die, wie man zu sagen pflegt, stets das Herz auf der Zunge haben und dennoch räthselhaft bleiben, dennoch ein fortwährendes Studium abgeben, dennoch immer neu sind, dennoch stets ein ungeschwächtes Interesse erregen, weil sie eben einen Hintergrund, einen kaleidoskopisch reichen Vorrath von Gemüthsenergie und Phantasieleben haben, der sich nicht erschöpft und von ihnen selbst so wenig ergründet wird wie von Andern. Wie weit wir denken können, wissen wir ziemlich genau, nie aber, wie weit wir fühlen und phantasiren können. Erkenne dich selbst d. h. studire deinen Hintergrund, war die erste Aufgabe des griechischen Philosophen und zugleich seine schwerste. Denn im Hintergrunde sitzt nicht bloß der Mensch, sondern dort sitzt auch der Teufel und den Teufel hat trotz dem Mephistopheles noch Keiner ganz definirt. Jeder Mensch, heißt es, hat einen Teufel im Leibe. Ich leugne Das. Man versetzt nicht umsonst den Teufel in die Hölle: er hat Wärme nöthig. Es gibt aber Menschen genug von so arktischer Gemüthstemperatur, daß weder in ihrem Hintergrund noch in ihrem Vordergrund ein Teufel existiren könnte. Wo kein Feuer ist, da glaube man nicht an einen Teufel. Aber das Feuer, an dem sich der Teufel wärmt, lodert nicht an der Oberfläche wie ein Irrlicht und er benutzt es nicht um die Zigarre anzuzünden. Es ist kein Kompliment für den menschlichen Verstand, daß man seinen Ruf riskirt, wenn man als advocatus diaboli auftrit. Wohl den Menschen, wenn nichts Schlimmeres in ihrem Hintergrunde versteckt wäre,

als der Teufel. Aber wenn man sagt, sie hätten den Teufel im Leibe, meint man damit gewöhnlich nicht diesen Gentleman, sondern die gemeine Bestie. Die meisten Menschen haben die Bestie im Leibe. Man hat früher aus Menschen wie aus Thieren den Teufel ausgetrieben; alle Diejenigen, die sich diesem frommen Werke unterzogen und noch jetzt unterziehen, hätten an Austreibung der Bestie denken und mit sich selbst den Anfang machen sollen. Der Teufel ist immerhin ein Wesen, das Verstand hat und Raison annimt; was aber nie Verstand hat und nie Raison annimt, das ist die Bestie im Menschen und namentlich die bekreuzte Bestie. Wenn ich weiß, daß Jemand einen Teufel im Leibe hat, weiß ich wenigstens auf jeden Fall, daß er mich nicht langweilen wird; aber bei Menschen ohne Teufel kann es kein Teufel aushalten. Der größte und interessanteste Mensch nach christlichen Begriffen ist der Gekreuzigte von Nazareth. Kann sich ein freier Mensch unserer Tage vorstellen, daß er es in der Gesellschaft dieser gekreuzigten Allgüte zwei Stunden lang auszuhalten vermögte, ohne sich selbst gekreuzigt zu fühlen? Wenn ich die Langeweile idealisiren und personifiziren sollte, ich würde den Mann erfinden, an dem nichts pikant ist als die Dörnerkrone um den blutlosen Schädel, diesen Mann ohne Männlichkeit, diesen Menschen ohne Menschliches, diesen Liebenden ohne Liebe, diesen Leidenden ohne Leidenschaft, diesen Krieger ohne Krieg, diesen Friedensstifter ohne Frieden, diesen Verbrecher ohne Verbrechen, diesen Lächler ohne Humor, diesen Tröster ohne Trost, diesen Rächer ohne Rache, kurz diesen duldenden Sohn der Taube ohne Teufel im Leibe, diesen Gottmenschen ohne

Hintergrund. Sein ganzer Hintergrund ist wie der einer katholischen Kirche: eine Menge Lichter beleuchten auf einem schneeweißen Leichentuch die unsterbliche Langeweile der ewigen Unbeflecktheit, während der befleckte Pfaffe davor seinen Hokus Pokus macht und den Wein aussäuft, den er hübsch stehen ließe, wenn er wirklich das Blut des Gekreuzigten wäre. Christus, hättest du einen Teufel im Leibe gehabt, es gäbe jetzt nicht so viel Teufelei im Namen des Christenthums.

„Laßt die Kinder zu mir kommen", hat dieser kinderlose Mann gesagt. Jedes Kind von zwölf Monaten hat mehr Hintergrund, als der Stifter der christlichen Religion. Die Kinder, obschon wir uns nicht einmal mit ihnen unterhalten können, haben für uns deshalb so viel Interesse, weil in ihnen eine unerschlossene Zukunft arbeitet, weil ihr unentwickelter Zustand uns fortwährend Räthsel über ihre einstige Entwickelung aufgibt, weil ihre unverfälschte Natur uns beständig mit neuen Ausbrüchen überrascht und weil sie — was nicht der schwächste Anziehungspunkt ist — bei aller Unschuld ein Teufelchen im Leibe haben und es ohne Umstände produziren.

Wie es Länder gibt, so gibt es auch Menschen, die zu viel Hintergrund haben. Ich meine damit namentlich jene versteckten Charaktere, welche die Verstellung des Erwerbslebens, die Heuchelei der Religion und die Intrigue der Politik ausbildet. Der unschuldigste von ihnen ist der „smarte" Betrüger, der euch bloß das Geld aus der Tasche lockt; schuldiger ist der Jesuit, der euch mit dem Geld auch die Seele stiehlt; der schuldigste aber ist der Diplomat, der euch um Geld und Seele und eure ganze Person beschwindelt. Was ist ein Simpel? Ein

Mensch ohne Hintergrund. Was ist ein Diplomat? Ein Mensch ohne Vordergrund. Damit ist nicht gesagt, daß ein Diplomat kein Simpel sein könne, aber jeden Falls kann ein Simpel kein Diplomat sein, denn ein Diplomat gebraucht die Sprache um seine Gedanken zu verbergen und der Simpel hat keine zu verbergen. Das Versteckenspielen im Hintergrund wird so sehr zum Wesen des Diplomaten gerechnet, daß Metternich sich sogar rühmen konnte, er habe seine würdigen Herrn Kollegen am Sichersten dann irre geführt, wenn er offen seine wahre Meinung gesagt. Ein gewöhnlicher Mensch kann die Leute nur betrügen wenn er schuftig, ein Diplomat betrügt sie am Sichersten, wenn er ehrlich ist. Und wie mit den Diplomaten, ist es auch mit ihren Herrn und Meistern, den Fürsten. Machiavell hätte sein Buch „Vom Fürsten" eigentlich tituliren sollen: das Buch vom Hintergrund. Derjenige Fürst, der am Besten im Hintergrund mit Geheimnissen zu operiren weiß — und gleichzeitig allerdings im Vordergrund mit Kanonen —, der hat die andern alle im Sack. Wir sehen es an L. Napoleon. Wodurch imponirt dieser Mensch? Wodurch lähmt, täuscht und beherrscht er alle andern? Durch seinen verdeckten Hintergrund. Die Andern trauen ihm beständig etwas zu, sie erwarten etwas von ihm, sie sehen sich gegen ihn vor ohne je sich auf etwas Bestimmtes richten zu können, und grade dadurch sind sie ohnmächtig gegen ihn wie das Eichhörnchen vor dem Blick der Schlange. Man stelle ihn unserm Berliner Musterkorporal gegenüber, der weder Vorder- noch Hintergrund hat, es sei denn der blutige in Baden — welch ein Kontrast! Die Städte Berlin und Paris können nicht ver-

schiedener von einander sein, als die Politik, die in beiden ihre Künste übt. Hier ein Mensch, der glauben zu machen sucht, er habe keine Geheimnisse, weil er die Plane nicht verrathen will, über denen er brütet; dort ein anderer, der die Welt anflehen mögte, ihm doch einige Geheimnisse zuzutrauen, während sein einziges Geheimniß seine von der Dummheit bezweifelte Leerheit ist. Hier die verschlossene Energie, welcher Worte nur zur Maskirung und Vorbereitung von Thaten dienen; dort die geschwätzige Feigheit, welche durch Worte, an die kein Mensch glaubt, Thaten ersetzen mögte, an die kein Mensch denkt. Hier ein Teufel, der sich versteckt, weil man ihn für einen hält; dort ein Biedermann, der sich alle Mühe gibt für einen Teufel gehalten zu werden, den man aber höchstens für einen dummen hält. Wenn man einem solchen preußischen Teufel in der Kuranstalt der Hölle das Direktorium übertrüge, in vier Wochen stürben sämmtliche Patienten an der offenen Maulsperre. Danach berechne man die Geduld der Seeligen im preußischen Paradiese. Die Berliner Politik ist wie die Berliner Landschaft: im Vordergrunde Sand, im Hintergrunde mehr Sand und in der Mitte die berühmte Hasenhaide.

Der Hintergrund ist die Heimath und die Domaine der Phantasie und die Phantasie ist die Kupplerinn der Liebe. Es gäbe keine Liebe ohne den Hintergrund und es gäbe keinen Hintergrund, wenn die beiden Geschlechter sich eben so gut kennten wie sie sich verstehen. Ohne die Eigenschaften, die sie sich gegenseitig vorstellen, würden selten diejenigen sie hinreichend fesseln, die sie gegenseitig kennen. Auch der phantasieloseste Mensch hat Phanta-

sie genug, um aus seiner Geliebten mehr zu machen, als sie ist. Mann und Weib sind sich ewig Räthsel und je mehr sie gegenseitig ihre Phantasie beschäftigen und sich zu rathen geben — natürlich bona fide —, um so mehr interessiren sie sich. Deshalb sind gleiche Naturen, von denen die eine in der andern vollständig sich selbst wiederfindet, oder die sich gegenseitig decken, nicht zur gegenseitigen Anziehung und Liebe geschaffen. Dagegen ist die Verschiedenheit ein so mächtiges Förderniß des Interesse, daß sie sogar nicht existirende Eigenschaften zum Gegenstand der Begeisterung machen kann. Die Phantasie weiß dieselben zu schaffen bloß weil sie sie voraussetzt in einer Person, welche durch andre Eigenschaften ein Bedürfniß des Anschlusses erregt oder eine s. g. verwandte Natur verräth. Es ist wahr, daß der sorgsame Blick der Liebe wirklich existirende Eigenschaften und Züge entdeckt, die der Gleichgiltigkeit verborgen bleiben; aber eben so wahr ist es, daß sie oft genug für nicht existirende schwärmt, bloß weil die Räthselhaftigkeit der geliebten Person sie zur Voraussetzung solcher Eigenschaften verleitet. Jeder Mann ist jedem Weibe und jedes Weib jedem Mann ein natürliches Problem und je länger sie daran zu lösen haben, desto länger bleibt jene zarte Pflanze frisch, von welcher Schiller wünscht,

„daß sie ewig grünen bliebe!"

Traurig aber, wenn die ermüdete Erwartung sich an keine neue Möglichkeit mehr halten kann und das Problem sich lös't in der Weise, von der ein anderer Poet berichtet:

„Sie war mir räthselhaft wie alle Frauen
Und sehr bemüht' ich mich sie zu durchschauen;

Am Ende ward mir denn des Räthsels Inhalt klar:
Daß zu e n t räthseln gar nichts an ihr war".

In solcher Aufklärung des Hintergrundes spricht sich in der That eine alltägliche Wahrheit und Erfahrung aus, die indeß den Wenigsten klar wird. Vielleicht die meisten Liebesverhältnisse leben von gegenseitiger Selbsttäuschung und diejenigen sind sicher die seltensten, in denen der Verstand das Urtheil unterschreiben kann, das die Phantasie diktirt hat. Mann und Weib trauen sich immer etwas zu, das ihr eigenes Geschlecht nicht an ihnen findet, und wenn sie auch gegenseitig vertraut werden bis in die letzten Winkel des Herzens, ganz kennen lernen sie sich nie und unbewußt bergen sie immer noch etwas im Hintergrunde, wodurch sie sich überraschen können. Und wenn dieß Etwas mitunter der Teufel ist, so kann das eher das Interesse erhöhen, als abschrecken. Kein Mann von Geist kann auf die Dauer ein Weib lieben ohne ein wenig Hintergrund und kein Weib von Geist kann einen Mann wahrhaft lieben ohne ein wenig Teufelei. Ein Weib läßt sich allenfalls präserviren in Zucker, aber kein Mann präservirt sich ohne Salz und Pfeffer.

Der Verstand ist der Herr des Vordergrundes; die Phantasie ist die Herrscherinn des Hintergrundes. Aber in keinem Gebiet ist sie mehr zu Hause, als in dem der Kunst. Wo die Kunst nicht mit geschlossenen Schöpfungen zu thun hat, wie z. B. die Baukunst, da offenbart sich der Genius grade in der Art, wie das Kunstwerk die Phantasie über seine eigenen Grenzen hinaus beschäftigt und das anregende Motiv weiterer Ideen wird. Schon in der Malerei sind einzelne Zuthaten und passend angebrachte Andeutungen im Stande, die Phantasie über die

Grenzen des dargestellten Gegenstandes weit hinauszuführen, so daß sie selbst sich gleichsam dessen Geschichte auserzählt, die der Pinsel gar nicht darstellen könnte. Für das kritische Auge ist in solchem Fall das Gemälde die Hauptsache, für die Phantasie eigentlich der Hintergrund von Vorstellungen und Ideen, in welchen das Gemälde sie einführt. Das schönste und weiteste Feld aber ist in dieser Beziehung der Poesie, namentlich der lyrischen, und ihrer Schwester, der Musik, zugewiesen. Wo die lyrische Poesie bestimmte Gedanken umschreiben und erschöpfende Darstellungen liefern will, verfehlt sie den Eindruck, weil sie ihren Inhalt, welcher der Phantasie und dem Gefühl gehört, dem Verstande überliefert. Die schönste Wirkung und dem mächtigsten Eindruck macht sie aber da, wo sie der Phantasie und dem Gefühl etwas zu thun gibt, wo sie ihnen als Anregung zu weiteren Nachklängen dient, wo sie ihnen den Flug, den sie machen sollen, nicht vormacht, sondern sie bloß mit Schwingen versieht, ihnen die Richtung angibt und sie in Bewegung setzt. In dem unbestimmten Hintergrund von Bildern und Situationen, von Vorstellungen und Empfindungen, von Anregungen und Möglichkeiten liegt dann die eigentliche Wirkung der Poesie, nicht in dem unmittelbaren, begrenzten Eindruck ihrer Worte. Nehmen wir z. B. das bekannte Göthe'sche Gedichtchen, betitelt „Wanderers Nachtlied", das mit sieben Zeilen Phantasie und Gefühl in eine ganze nächtliche Welt einführt, ohne ihnen irgend einen bestimmten Platz und Gegenstand anzuweisen:

„Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh',

Ueber allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde,
Warte nur, balde
Ruhest du auch."

Dieß Gedicht enthält nicht einen einzigen Gedanken und doch kann es, wie die Natur, in die es uns mit so einfachen Mitteln einführt, eine ganze Gedankenwelt erschließen. Es zaubert der Phantasie und dem Gefühl mit ein Paar Pinselstrichen einen ganzen Hintergrund vor, in welchem das nächtlich ruhende Gebirge mit dem schlafenden Walde den besänftigenden Eindruck der wirklichen Natur hervorbringt und zugleich die Stimmung eines ruhebedürftigen Herzens mit ihrem ganzen Zauber von Wehmuth und Träumerei sich über die Landschaft ausgießt. Wir sehen keine Landschaft und noch weniger einen Menschen und doch malt Phantasie und Gefühl sich Alles aus, was eine schlafende Landschaft an Eindruck darbieten und was darin ein nach Ruhe, sei es zeitliche oder ewige, sich sehnender Mensch empfinden kann.

Noch mehr, als der Poesie, ist diese Hintergrundswelt der Musik zugewiesen, weil ihre Sprache unbestimmter und ihre Wirkung auf Phantasie und Gefühl direkter und mächtiger ist. Mir ist es unbegreiflich, wie Musiker dazu kommen, ihrer Kunst den Hauptzauber rauben zu wollen, indem sie ihre Wirkung in den Vordergrund des Verstandes und bestimmter Vorstellungen zerren, statt sie im Hintergrunde des unbestimmten Gefühls- und Phantasielebens zu lassen. Wenn die Musik Gedanken statt

Stimmungen und konkrete Gestalten statt ideale Situationen zum Objekte nimt, muß sie sich nothwendig verirren, weil ihre Ausdrucksmittel nicht die bestimmte und direkte Beziehung möglich machen, welche solche Objekte erfodern. Erreicht die Musik nicht genug, wenn sie die Phantasie in jedes Gebiet führen kann, ohne es zu beschreiben, und das Gefühl zu jeder Empfindung hinreißen, ohne sie zu definiren? Mag sie Demjenigen, dem sie Richtung und Stimmung im Hintergrunde des Phantasie- und Gefühlslebens angibt, überlassen, was er für sich darin findet und empfindet, er wird ihr dankbar dafür sein, ohne daß sie es ihm vorschreibt und zumißt. Wenn der Musiker dem Poeten durch Töne ein Gedicht entlockt, das als Echo ihm antwortet, aber in andrer Sprache, als ihm selbst vorgeschwebt, wird er darum geringer von sich und seiner Kunst zu urtheilen haben?

Die Traurigkeit, die Melancholie ist sicher kein Zustand, der an sich ein vernünftiges Interesse einflößen, oder gar wünschenswerth erscheinen kann. Dennoch werden diejenigen Menschen überall interessiren, in deren Mienen ein melancholischer Zug der Verräther von Leiden wird, die sie im Hintergrund ihrer Seele bergen. Es ist nicht das Leiden an sich, das uns zu ihnen hinzieht, es ist auch nicht das Mitleid, das sie uns werth macht, sondern es fesselt uns die unwillkürliche Folgerung, daß die Thatsache des Trauerns die Fähigkeit zu trauern, kurz die Existenz eines tieferen Gemüthslebens konstatirt. Und daran knüpft sich dann die Vorstellung nicht bloß der räthselhaften Ursache ihrer Traurigkeit, sondern auch all des Reizes von Möglichkeiten, welcher ein, solcher Traurigkeit fähiges Gemüth umgibt. Ein Mensch, der gar kei-

ner Traurigkeit fähig ist, wird Niemanden das mindeste Interesse einflößen, es sagt Jedem sein Gefühl, daß er entweder durchaus flach, oder durchaus roh sein muß, kurz daß in seinem Innern kein menschlicher Hintergrund existirt.

Ein ähnliches Interesse knüpft sich an jenen dunklen Zustand des Geistes, den wir Wahnsinn nennen. Dieser Zustand erweckt in uns tausend Vorstellungen von den Ursachen, die ihn herbeigeführt haben, so wie von den Fähigkeiten, die sich entwickeln würden, wenn er gehoben wäre. Der Wahnsinnige produzirt uns in seiner Vergangenheit wie in seiner Zukunft einen Hintergrund von tausend Räthseln und Möglichkeiten, er nöthigt uns gleichsam, für ihn die Lücke auszufüllen, die seine Bewußtlosigkeit leer lassen muß, und sind wir nicht im Stande, für ihn zu denken und zu reden, so müssen wir wenigstens für ihn fühlen und hoffen.

Was wäre der Mensch ohne die Hoffnung? Aber was ist die Hoffnung? Eine Anweisung, welche die unerfüllten Wünsche der Gegenwart auf die Möglichkeiten der Zukunft vertröstet. Und was ist diese Zukunft? Sie ist der vordere Hintergrund der Gegenwart. Und welche Hand leitet unsre Wünsche in sein Gebiet? Wieder die Hand jener mächtigen Helferinn, die uns das Gebiet der Natur wie der Kunst beleben und verschönern hilft, die Hand der Phantasie. Was wäre unser Denken, unser Streben, unser Wünschen und unser ganzes Dasein ohne die Phantasie? Ohne den Verstand wäre das Leben ein Chaos, aber ohne die Phantasie wäre es eine Steppe. Und doch haben die Menschen sich gewöhnt, die Phantasie zu verachten, wenigstens gering zu schätzen, weil sie da,

wo der Verstand sie verläßt, zur Phantastik führt. Wem z. B. wird eine Lobpreisung der Phantasie lächerlicher erscheinen, als einem amerikanischen Politiker? Und an Keinem rächt sich der Mangel an Phantasie ernster, als an den großen „Staatsmännern" dieser Republik. Warum ist der jetzige Führer derselben, Abr. Lincoln, stets hinter der Zeit und den Erfodernissen des Augenblicks zurück? Weil er keine Phantasie besitzt, die ihm die möglichen Folgen von Ereignissen und Situationen zeitig vor das Auge führt, die ihm die Kombination getrennter Momente möglich macht und mit ihrem beweglichen Licht ihm die auftauchenden Ereignisse am dunklen Horizont der Zukunft verräth. Es gibt keinen bedeutenden Menschen ohne Phantasie, so wie es ohne sie keine Idee gibt, denn eine Idee besteht aus Gedanken kombinirt durch die Phantasie. Selbst unsre größten Denker und Männer der Wissenschaft, in denen nur der Verstand thätig zu sein scheint, was wären sie ohne die Phantasie? Wer macht ihnen, wenn die Phantasie es nicht thut, im Hintergrunde der geistigen Welt die Kombination von Gedanken und Erscheinungen möglich, auf die der Verstand im Vordergrunde seine Schlüsse und seine Erkenntniß gründet? Wer hilft, wenn die Phantasie es nicht thut, dem einen Philosophen die Schranken des Systems durchbrechen, in welches der andre die menschliche Erkenntniß eingesperrt zu haben glaubte? Wer befähigt, wenn die Phantasie es nicht thut, den Politiker, mittelst der Vorstellung von den Folgen der Gegenwart die Ereignisse der Zukunft vorherzusehen? Die Phantasie ist die Mutter der Entdeckungen wie der Erfindungen; sie dient als Pionierinn dem Unternehmer, als Wegweiserinn dem Verirrten, als Retterinn

dem Gefangenen, als Trösterinn dem Verlassenen. Sie ist die furchtbarste aller Verführerinnen, aber auch die unerschöpflichste aller Führerinnen. Trotz allem Verstande kröche der Mensch als Schnecke am Boden, wenn ihm die Phantasie nicht ihre Flügel anheftete. Und was wäre uns die ganze unendliche Welt, deren Sterne wir den Hintergrund des Himmels durchkreisen sehen, wenn die Phantasie uns nicht in die Ferne führte? Wer hat nicht schon Augenblicke gehabt, in denen ihm diese Erde zu eng wurde und ihn seine Wünsche nach andren Sternen begleiteten? Wer kann in einer stillen, klaren Nacht sich in die Betrachtnng jener zahllosen Welten im Hintergrunde des Firmaments verlieren, ohne das Verlangen, mit den Wesen zu verkehren, die sie bewohnen? Es ist, als müßten alle die zahllosen Bewohner jener zahllosen Welten gegenseitig die Arme nach einander ausstrecken, ohne sich je die Hand reichen zu können, und nur die Phantasie, die ihr Dasein erräth, ersetzt uns das Glück, ihre Bekanntschaft zu machen. Ich meine damit nicht, daß sie uns mit dem Gedanken an eine Wanderung nach andren Weltkörpern tröste, nachdem wir in den verscharrt worden, den wir jetzt unter den Füßen haben. Nein, das Grab ist das einzige Landhaus, das keinen Hintergrund braucht und keine Aussicht. Da eben kommt uns der Verstand zu Hülfe, wo die Phantasie den Wunsch auf ein Gebiet begleitet, in welchem die Möglichkeit seiner Erfüllung fehlt. Was der gewöhnlichen Vorstellung ein drohender schwarzer Hintergrund ist, der Tod, das ist dem Verstande bloß eine Befreiung vom Sterben. Das hat sogar Tristram Shandy von dem alten Philosophen gelernt, der sagte: „wenn ich bin, ist der Tod nicht und wenn der

Tod ist, bin ich nicht, folglich habe ich nie etwas mit ihm zu schaffen". Es ist seltsam, daß die meisten Menschen ihre Lebensreise zur Anschaffung von Proviant für eine andre Reise benutzen, die sie niemals machen werden. Aber auch in dieser Verirrung spricht es sich aus, daß die Hauptmacht, die unser Leben beherrscht, im Hintergrunde thront und daß die Vorstellung des Kommenden und Möglichen uns mehr bestimmt und beschäftigt, als das Bewußtsein des Geschehenen und Wirklichen. Könnten wir durch die Fähigkeit zu erkennen was ist, jemals entschädigt werden für die Fähigkeit uns vorzustellen was noch nicht ist? Wir glauben, daß der Verstand uns leite oder bestimme; was uns aber noch mehr leitet und bestimmt, das ist die Phantasie, die Herrscherinn des Hintergrundes.

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 22300 6005